~~K. 50.~~
It. coll. 225 h

645

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wb/Gt/1540

Perrin du Lac's

Reise

in die beyden

Louisianen

unter die

wilden Völkerschaften am Missouri,

durch

die vereinigten Staaten

und

die Provinzen am Ohio,

in den Jahren 1801, 1802, und 1803.

Nebst

einer Darstellung der Sitten, der Lebensweise, des Charakters und der religiösen und bürgerlichen Gebräuche der verschiedenen Völker jener Gegenden.

[Romanet, J.]

Reise

nach

Martinique

Nebst

einer kurzen Beschreibung dieser Insel.

ACADEM. BIBLIOTHECA CREMIFAN.

Aus

dem Französischen übersetzt.

Mit 1 Kupfer und 1 Karte.

Wien, 1807.

In Commission bey Anton Doll.

Wb/67/1545

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Diese Reisebeschreibung, welche vor Kurzem zu Lyon unter folgendem Titel

Voyage dans les deux Louisianes et chez les Nations sauvages du Misouri, par les Etats - Unis, l'Ochio et les provinces qui le bordent en 1801., 1802 et 1803.

par M. Perrin du Lac

erschienen ist, gehört unter die interessantesten der neuern Zeit, weil sie eine Menge Nachrichten über ein Land enthält, das noch unter die am wenigsten bekannten gerechnet werden kann, wenn es gleich vielleicht eines der schönsten und herrlichsten in der Welt ist. Der Verf., welcher selbst Augenzeuge von Allem gewesen ist, was er erzählt, liefert uns

ter andern über die Sitten, den Charakter und die Lebensweise der wilden Völkerstämme jener Gegenden Nachrichten, welche die Neugier auf gleiche Weise reizen und befriedigen, und mehr anziehen müssen, als der abentheuerlichste Roman. Dazu kommt, daß nur wenig Reisende eine so gefällige, leichte und unterhaltende Gabe der Darstellung besitzen werden, als unser Verfasser.

Die Verdeutschung ist treu und sorgfältig gemacht, so, daß vom Originale nicht das Mindeste unterdrückt worden ist.

Leipzig, im May 1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reise in die beyden Louisianen, und unter die wilden Völkerschaften am Missouri.

Erstes Kapitel.

Abreise von Bourdeaux; Sandbank von Terre-Neuve; Fang des Stockfisches; Ankunft in der Bay von Sandy-Hook.

Den 14. August 1801 reiste ich von Bourdeaux ab, und schiffte mich zu Royan auf der Olive, einem Handelsfahrzeuge der vereinigten Staaten, befehligt vom Kapitain Conklin, ein. Den Tag darauf, den 15. gingen wir mit einem frischen, günstigen Winde, der uns bald außerhalb des Angesichts der Küsten trug, unter Segel. Ganz noch mit Frankreich beschäftigt, das ich zum ersten Mahle verließ, hielt ich meinen Blick so lange auf das zurückweichende Ufer geheftet, bis dieses ganz im Dufte der Ferne verschwand.

Nun wandte ich meine Blicke auf unsere Reisegefährten. Es waren ihrer fünf und zwanzig an der Zahl, größtentheils nach St. Domingo reisend, wo sie die Trümmer ihres Vermögens wieder zu sammeln, und ihre ver-

wüsteten Wohnungen herzustellen hofften. Unglückli-cherweise veranlaßt mich Alles zu glauben, daß sie dort ihren Tod gefunden haben.

Nach einer Fahrt von einem Monat kamen wir auf der Bank von Terre-Neuve an, wo uns eine Windstille von vier und zwanzig Stunden überfiel. Ich benutzte sie, um an Bord eines dänischen Stockfischfängers zu gehen, von dem wir nur einen Kanonenschuß weit entfernt waren. Ein flamändischer Matrose gab mir über die Art und Weise, diesen Fisch auf das vortheilhafteste zu fangen, alle Auskunft, welche ich wünschte.

Derjenige, der einen einträglichen Fang thun will, sagte er zu mir, muß auf die Bank in den ersten vierzehn Tagen des Juny kommen, am Bord eine zahlreiche Mannschaft haben, so wie eine der Größe seines Fahrzeugs angemessene Menge von Böten. Jedes Boot wird mit vier oder fünf Mann besetzt, die sich in die Geschäfte des Fischfanges theilen. Einer befestigt die Hamen und wirft die Angelschnuren ins Meer, ein anderer zieht sie wieder zurück, ein Dritter macht die Stockfische davon los, indeß die andern sie ausnehmen, und ihnen, so wie sie aus dem Wasser kommen, die Köpfe abschneiden und die Zungen ausreißen. Wenn das Boot endlich voll ist, welches in gesegneten Jahren oft mehr als einmahl Statt findet, bringt man es zum Schiffe, wo andere Leute die Fische in Empfang nehmen, sie zerschneiden, einsalzen, in den untersten Raum bringen, und sie nun trocknen. Alles dieses verrichten, wie ich selbst gesehen habe, die Fischer mit einer unglaublichen Geschicklichkeit.

Der Stockfischfang war vor dem Kriege die Schule, wo sich unsere besten Matrosen bildeten. Das harte, arbeitsvolle Leben, das sie daselbst führen, die

schlechte Nahrung, die unstete Witterung, die in diesen Gegenden fast nie aufhörenden heftigen Windstöße, machten sie mit Gefahren bekannt und härteten sie für Strapatzen ab. Daher nahm die Regierung auch diesen Fischfang unter ihren besondern Schutz.

Den 17. September verließen wir, nach der Berechnung unsers Kapitains die Bank von Terre-Neuve. Schon dachten wir glücklich an das Ziel unserer Reise zu gelangen, ein heftiger, aber günstiger, Wind trieb uns jenem kraftvoll entgegen; wir hatten bereits die gefährliche Gegend bey Nantuket im Rücken, als der fürchterliche Nordwestwind unsere Hoffnungen vernichtete. Die Strömungen, worinnen wir uns befanden, trieben uns dergestalt nach Osten, daß, nachdem wir sechs ganzer Tage lavirt hatten, wir uns sechszig Meilen weiter vom Lande entfernt fanden, als da, wo der Wind aufgehört hatte uns günstig zu seyn. Endlich änderte er sich und führte uns in wenig Tagen ins Angesicht der Küste. Wir hofften von einem Momente zum andern Piloten erscheinen zu sehen, als uns plötzlich ein dicker Nebel ganz einhüllte, und uns das Land ganz entzog, das wir mit so viel Freude betrachteten. Ein äußerst heftiger Nordwind, der sich zu gleicher Zeit erhob, ließ den Kapitain einige Zeit ungewiß, welche Parten er ergreifen sollte. Sollte er ohne Piloten einlaufen, oder wieder auf die Höhe gehen? Die Furcht vor einem Aequinoktialwindstoß bestimmte ihn das erstere zu ergreifen, ob es gleich nicht ohne Gefahr war. Mit dem Senkbley in der Hand, und mit Hülfe eines alten Matrosen, der ehedem in diesen Gewässern den Piloten gemacht hatte, führte er seinen Plan mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit aus.

In dem Augenblicke, wo wir in die Sandy-Hooks-Bay einliefen, zerstreute sich plötzlich der Nebel. Geleitet von einem hohen Thurme, auf dem jede Nacht zur Sicherheit der Reisenden Feuer angezündet werden, warfen wir ganz ruhig Anker, geschützt vor dem Winde, der die ganze Nacht hindurch zu toben fortfuhr.

Ich weiß nicht ob man vielleicht nach einer langen Reise das Land schöner findet, als es wirklich ist, allein der Anblick der Sandy-Hooks-Bay machte den angenehmsten Eindruck auf mich. Das herrliche Grün der sie einfassenden Küsten, die Reinlichkeit und Eleganz der Häuser am Ufer, die Anzahl grosser und kleiner Fahrzeuge, welche immerfort ein- und auslaufen, Alles setzte mich in süßes Erstaunen. Ich brachte den Rest des Tages damit zu, diese reizende Landschaft zu betrachten, und mich mit einigen meiner Reisegefährten über das neue Land, in das wir zogen, zu unterhalten.

Eine an der Spitze unsers großen Mastes befestigte Laterne verkündigte den Piloten, daß wir ihrer Hülfe bedürften und wirklich erschien auch am andern Tage mit Sonnenaufgang einer bey uns am Bord. Der noch immer wehende Nordwind nöthigte uns länger als zwey Stunden zu laviren und aus der Sandy-Hooks-Bay in die von New-York zu gehen. Der Eingang in diese ist dermaßen durch die beyden Landspitzen verengert, daß einige Kanonen auf beyden Ufern aufgestellt hinreichen würden, jeder Art von Schiffen den Eingang zu verwehren. Wenn die vereinigten Staaten bis jetzt diese Vorsicht unterlassen haben, muß man es dem guten Vernehmen zuschreiben, in dem sie mit den europäischen Mächten leben.

Um zehn Uhr fuhren wir an einem schönen Hospital vorüber, welches ohngefähr zehn Meilen*) von New-York entfernt ist. Hier wohnt der Arzt des Staates, der die ankommenden Schiffe untersuchen muß. Diejenigen, worinnen sich Kranke befinden, müssen eine der Art der Krankheit angemessene Quarantaine hier halten. Da wir uns aber alle ganz wohl befanden, dauerte der Besuch des Doktors nicht lange. Er wünschte uns Glück, trank ein Glas Madeira und kehrte nach Hause zurück, nachdem er dem Kapitain ein Gesundheitszeugniß für ihn und seine Mannschaft gegeben hatte.

Kaum hatten wir uns zur Abfahrt gerüstet, als wir mehrere Journalisten bey uns eintreffen sahen, welche alle die ersten Nachrichten aus Europa haben wollten. Wir aber lieferten ihnen, was wir davon besaßen, und zur Dankbarkeit dafür nahmen sie diejenigen unserer Passagiere an Bord, welche eher ans Land treten wollten. Ich selbst befand mich darunter. Ich hatte viel durch die Seekrankheit geliten, und wünschte nichts sehnlicher, als ein Element zu betreten, auf dem ich meine Gesundheit wieder zu erhalten hoffen durfte.

Endlich betrat ich nach einer kurzen Ueberfahrt den Boden der Freyheit, vielleicht den einzigen der ganzen civilisirten Welt, wo man sich frey über Alles äußern darf, ohne das Geringste von dem Gesetz befürchten zu dürfen; den einzigen, wo keine menschliche Fähigkeit unterdrückt wird, und wo der Mächtige und Reiche nichts mehr ist, als jeder andere Staatsbürger. Glückliches Volk, das sich dieser Freyheit durch weisen Gebrauch derselben werth zu machen versteht! —

---

* In diesem ganzen Werke werde ich mich der Meilen zu Bestimmung der Entfernung bedienen; die Meile ist nehmlich hier der sechszigste Theil eines Grades des Meridians.

Zweytes Kapitel.

Neu-York. Spatziergänge. Oeffentliche Gebäude. Märkte. Gelbes Fieber.

Neu-York, eine der ältesten Städte des festen Landes, ist auch gewiß eine der schönsten, sowohl wegen ihrer Lage als wegen ihrer Gebäude. Ihre Bevölkerung, welche sich seit zwölf Jahre fast um die Hälfte vermehrt hat, beläuft sich jetzt auf sechszigtausend Einwohner, größtentheils Engländer, Schottländer oder Irrländer. Ihrer Lage wegen giebt ihr der größte Theil der Fremden, welche die vereinigten Staaten bewohnen, den Vorzug vor allen andern Städten des Landes. An der Mündung zweyer Flüsse gelegen, auf denen die größten Fahrzeuge ziemlich hoch hinauf kommen können, hat sie einen großen Vorzug vor allen übrigen Amerikanischen Häfen. Die Menge von Fahrzeugen aller Art, womit die Flüsse immerfort bedeckt sind, geben dem Reisenden eine sehr große Idee von der Betriebsamkeit der Einwohner dieser schönen Stadt. Immer spekulirend und thätig, haben sie sich aus der tiefsten Armuth zu einem seltenen Wohlstande empor gearbeitet. Das, nach dem Freyheitskriege so seltene, baare Geld ist jetzt im Ueberfluß vorhanden, desglei-

chen auch alle europäische Manufakturwaaren. Die sonst hölzernen Häuser sind durch steinerne ersetzt worden, und die Zimmer ohne viele Pracht doch mit allem Nothwendigen und Brauchbaren versehen.

Die öffentlichen Gebäude zeugen von dem Reichthum der Gemeinden, und die Kirchen von dem der Corporationen, denen sie zugehören. Die breiten, mit Trottoirs versehenen, Straßen sind sehr sauber und des Nachts gut erleuchtet. Die reichlich besetzten Märkte zeichnen sich aus durch die Polizey, und durch die Güte der Lebensmittel. Die Fische sind hier vorzüglich gut und in einem außerordentlichen Ueberfluß zu haben.

Das Zollhaus, der Justizpallast, das Staatsgefängniß, das Hospital und Armenhaus sind eben so prächtige als sorgfältig unterhaltene Gebäude.

Neu-York hat zwey öffentliche Spaziergänge, den einen mitten in der Stadt, den andern am Zusammenflusse der beyden Ströme; allein beyde werden nicht sehr besucht. Der Spaziergang scheint bey der arbeitenden Menschenklasse keine Erholung zu seyn. Auf dem Lande und auch nur des Sonntags pflegen die Handelsleute der Ruhe und Erholung sich zu überlassen. Die Damen ziehen die Hauptstrasse vor, deren breite und bequeme Trottoirs mit schönen Bäumen besetzt sind, wo sie des Vergnügens genießen, die eleganten Läden zu besehen, welche an beyden Seiten derselben hinlaufen.

Die am Meeresstrande gelegene Promenade führt den Namen der Batterie, seit dem die Regierung, durch Frankreichs Drohungen erschreckt, Maaßregeln zu ihrer Vertheidigung ergreifen mußte.

Der größte Theil der Handelsleute oder Schiffseigenthümer besitzt Warfs*), wo die Schiffe vor Winden und vor der Fluth, vorzüglich aber vor dem Eisgange zur Zeit des Aufthauens geschützt sind. Diese Warfs für den Handel zwar äußert nützlich, sind jedoch höchst nachtheilig für die Gesundheit der Städte. In sehr großer Anzahl befinden sie sich zu Neuyork auf der Seite des östlichen Flusses, welcher Theil deshalb auch der belebteste und ungesundeste ist. Gemeiniglich zeigt sich auch in diesem Theile zuerst die Spur jener ansteckenden Fieber, welche unter dem Namen des gelben Fiebers begriffen werden, und die der Bevölkerung der Städte des festen Landes und dem Wohlstande ihrer Bewohner das größte Hinderniß in den Weg zu legen scheinen.

Sobald die ersten Spuren davon sich sehen lassen, verwandeln sich sogleich die Städte in Wüsten, die Laden werden geschlossen, und alle öffentliche Gebäude stehen leer. Selbst die Börse wird nicht besucht, und Jedermann, der nur etwas zu leben hat, bedient sich dessen, um dieser Pest zu entgehen. Wenn Ehrgeitz und Habsucht die Amerikaner**) nicht bestimmen können, dem gelben Fieber Trotz zu bieten, so kann man wohl denken, daß es die Gefühle der Freundschaft und Liebe noch weniger vermögen werden. Die Furcht und der Abscheu, den

---

*) Warfs sind mit Pfählen umgebene Stellen in einem Flusse, deren Zwischenräume mit Steinen oder dicken Bretern und Holzstücken ausgefüllt sind.

**) Ich werde mich in diesem ganzen Werke des Ausdrucks: Amerikaner, als gleichbedeutend mit dem: Bewohner der vereinigten Staaten bedienen. Die Benennung eines Angloamerikaners, die man ihnen sonst gab, ist ihnen zuwider.

diese furchtbare Krankheit verbreitet, zerreißen alle Bande der Gesellschaft und verlöschen selbst die Gefühle der Menschlichkeit. Die Kranken jedes Standes müssen sich nun von den Negern warten lassen, welche allein vor dieser Krankheit sicher zu seyn scheinen, und die sehr oft die Kranken selbst umbringen, in der Hoffnung, sich durch das, was sie hinterlassen, zu bereichern, denn es wird auch jetzt keine Gerechtigkeit gehandhabt, weil ihre Diener gleichfalls entflohen sind.

Der öffentlichen Meinung in jenen Gegenden zuwider, nach welcher diese Krankheit von den westlichen Inseln zu ihnen gekommen seyn soll, bin ich nicht wenig geneigt, sie der Unreinlichkeit einiger Theile ihrer Städte zuzuschreiben, vorzüglich der Bauart ihrer Warfs, welche allen Unrath aufnehmen, ohne daß er von der Fluth wieder weggespült werden kann. Die außerordentliche Hitze im Monat August und September, verdirbt vollends die daselbst aufgehäuften Substanzen und entwickelt mephitische Dünste, die dann Faulfieber und pestilenzialische Krankheiten erzeugen. Diese Meinung wird durch die Erfahrung unterstützt, daß die jenen Warfs am nächsten wohnenden Menschen am ersten davon befallen werden, indeß die in anderen Theilen der Stadt, wo keine solche Warfs sind, selten oder nie Etwas von den verheerenden Wirkungen der fürchterlichen Krankheit empfinden.

Indessen hat die vorgefaßte Meinung der meisten Einwohner die Regierung nicht abgehalten, die nöthigen Anstalten wegen dieses Uebels zu treffen. Sie hat die Form der Warfs zu verändern befohlen, denn diese müssen nun dem Unrathe, den sie aufnehmen, einen freyen Abfluß gestatten. Schon hat Neu-York auch den großen Vortheil dieser neuen Einrichtung empfun-

den, der nun gewiß in allen Seestädten der Ver. Staaten nachgeahmt werden wird.

In einem Augenblicke*), wo viele Theile Europa's selbst jene Krankheit fürchten zu müssen scheinen, deren Name schon Furcht und Entsetzen verbreitet, halte ich es nicht für unnütz, ihre vornehmsten Symptome und Wirkungen anzuzeigen, um den Kunstverständigen einige Mittel an die Hand zu geben, die Gemüther der Kranken zu beruhigen und sich die Heilung zu erleichtern. Ich selbst wurde nach meiner Ueberfahrt, nach Neu-Orleans davon angegriffen und erfuhr von franz. Aerzten, daß es allerdings das gelbe Fieber gewesen sey, allein so, wie es sich oft äußert, wenn das Blut rein und die Jahreszeit vortheilhaft ist.

Es ist schwer die wahren Gründe anzugeben, warum diese Krankheit gerade den Namen des gelben Fiebers erhalten hat. Die einzigen wahrscheinlichen Vermuthungen sind gegründet auf die Existenz einer Epidemie von beynahe gleicher Art, welche sich in denselben Theilen der neuen Welt während der großen Hitze des Sommers 1745. zeigte. Zu dieser Zeit fühlten die Seestädte, wenn gleich weniger bevölkert und luftiger als sie jetzt sind, doch auch allein die nachtheiligen Wirkungen davon. Es äußerte sich fast auf dieselbe Art wie jetzt, und diejenigen, welche nicht starben, hatten eine sehr langwierige Genesung und behielten auch lange Zeit die gelbe Hautfarbe, und die matten sterbenden Augen. Dieses halten denn auch einige Schriftsteller für den einzigen wahrscheinlichen Grund der Benennung einer Krankheit, welche noch jetzt so fürchterlich ist.

---

*) Dieser ist nun Gottlob! vorüber. A. d. Ueberſ.

Fast bey allen Menschen, welche davon befallen werden, kündigt sich das gelbe Fieber an durch Müdigkeit und so heftiges Seitenstechen, daß selbst die stärksten Personen laut dabey schreyen. Ein immerwährender Kopfschmerz begleitet dieses erste Symptom, welches dem Fieber selbst nur einige Stunden vorhergeht. Bald wird der Mund trocken, das Athemhohlen beklommen, die Bewegungen der Brust hastig, die Zunge wird dick und geschwollen, und so wie der ganze innere Mund schwarz wie geronnenes Blut; auch läßt sie sich bald nicht mehr bewegen. Auf diese ersten Zeichen folgt Wahnsinn, der Kranke ist in äußerst heftiger Bewegung und würde sich selbst umbringen, wenn er nicht sorgfältig bewacht würde.

Bis jetzt ist indessen die Krankheit noch nicht absolut tödtlich; allein wenn erst Bluterbrechen folgt, und dieses Blut dick und schwarz ist, wenn die Augen thränen und die Blutgefäße sich ausdehnen und strotzen, dann ist keine Hoffnung mehr. Der Kranke wird still und stirbt ruhig. Zwey Tage sind oft hinreichend, die Krankheit auf den höchsten Grad zu treiben, indessen erfolgt der Tod gemeiniglich erst den vierten. Stellt sich aber um diese Zeit eine sanfte Transspiration ein und fühlt man wieder Eßlust, so kann man einer schnellen Genesung gewiß seyn, denn diese dauert selten länger als die Krankheit.

Gegenwärtig hat sich unter den Aerzten aller Länder ein heftiger Streit darüber erhoben, ob diese Krankheit wirklich ansteckend sey oder nicht? Einige, und vornehmlich die Alten, behaupten, daß sie wesentlich ansteckend ist, und durch die geringste Berührung eines Kranken fortgepflanzt werden könne. Andere leugnen das; noch andere meinen, sie könne anstecken, aber

nur solche Personen, welche bereits Disposition dazu in sich haben, die von andern Umständen abhange. Ohne mich in diese Streitigkeiten einzulassen, werde ich als bloßer Beobachter sprechen, und nichts als Thatsachen anführen.

Bis jetzt hat sich das gelbe Fieber nur allein in den Seestädten der vereinigten Staaten geäußert, die Dörfer und einzeln stehende Wohnungen sind, wenn gleich auch am Ufer des Meeres gelegen, dennoch davon verschont geblieben. Derselbe Theil der Stadt ist auch immer wieder zuerst davon ergriffen worden, und die Krankheit hat sich nur allmählich und langsam verbreitet, so daß doch die luftigen, am weitesten von dem Sitze des Uebels entfernten Gegenden oftmahls gar nichts davon empfunden haben. — Es giebt kein Beyspiel, daß es sich aufs Land verbeitet habe, wenn gleich mehrere Kranke hieher geflüchtet und gestorben und ihre Freunde und Verwandte beständig um sie gewesen sind.

Während des Sommers von 1794, der der Stadt Philadelphia fast den sechsten Theil ihrer Bevölkerung raubte, ward ein ohngefähr eine Meile von der Stadt gelegenes Landhaus der Zufluchtsort für mehr als vier und zwanzig Familien, welche hier alle der Wuth des Uebels entgingen. Zu Neuyork hat man es sich nie über die Flüsse verbreiten gesehen, wenn gleich tagtäglich eine große Menge Kranker übergesetzt wurden, um eine reinere Luft zu athmen. Endlich ist es auch bewiesen, daß die Neger nicht davon befallen werden, und die Bewohner der Kolonien oder die Europäer, welche daselbst sich aufgehalten haben, wurden fast nie ein Opfer der Krankheit.

Ich darf freylich aus dem allen keine Folge ziehen; allein wenn die Krankheit, welche vor Kurzem Europa zum Theil so sehr verwüstet hat, die nehmliche ist, welche man in Amerika unter dem Namen des gelben Fiebers kennt, so ist es eine Barbarey die damit Behafteten wie Pestkranke zu behandeln und ihnen das einzige Erleichterungs- und Heilungsmittel, den Genuß der Landluft, gewaltsam abzuschneiden, und sie selbst dem Schooße ihrer Familien zu entreißen.

Drittes Kapittel.

Handel von Neu-York.

Der Handel der Vereinigten Staaten ist ohnstreitig einer der beträchtlichsten der Welt. Gleich dem von Holland hat er sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Trümmern der kriegführenden Nationen erhoben, und man kann behaupten, daß er auch nach dem Frieden Europens immer noch einen Theil seiner außerordentlichen Thätigkeit behalten wird. So haben die Uneinigkeiten des alten Continents in wenig Jahren den Wohlstand des neuen gegründet und befördert.

Seit der Erkämpfung ihrer Freyheit hatten die Verein. Staaten durch ihre weise Regierung einen Grad von Macht und Größe erreicht, um den sie von einigen Nationen Europens selbst beneidet wurden. Die franz. Revolution erhöhte diesen noch mehr. Sie bekamen allein den Handel von Frankreich, Holland und Spanien in die Hände und nur unter ihrer Flagge konnte die Schiffahrt geführt werden. Oft sahen sich selbst die Engländer genöthigt, jene Flagge aufzuziehen und unter jener Namen zu segeln.

Neu-York ist vorzüglich im Besitz, die mittägigen Kolonien der kriegführenden Mächte mit Lebens-

mitteln zu versehen. Der Zucker, die Baumwolle, der Indigo, der Caffee und alle andere Produkte, welche diese Stadt an Zahlungsstatt erhält, werden auf ihren Schiffen nach Europa gebracht und dort gegen Naturerzeugnisse oder Manufacturwaaren vertauscht, welche man nach den Kolonien zurückbringt, oder zum Verbrauch ins Innere der Vereinigten Staaten führt. Außer der Verproviantierung ihrer Kolonien haben England und Frankreich bey diesem aufblühenden, aber dem Landbau und der Industrie äußerst ergebenen, Volke in ihren Hungerjahren unermeßliche Hülfsquellen aufgefunden. Der ungeheure Preis der ersten Lebensbedürfnisse in den theuern Jahren hat eine große Menge baaren Geldes aus Europa nach Amerika gebracht und es für viele Jahre mit allem zu seinem eigenen Bedarf nöthigen Dingen versehen.

Außer seinem großen Exportationshandel besitzt Neu-York noch einen Industriezweig von sehr hohem Werthe. Der Schiffsbau wird lange Zeit für dasselbe eine Quelle von Wohlstand und Reichthum bleiben. Die Leichtigkeit der Schiffahrt auf den beyden benachbarten Strömen, die Schönheit des an den Ufern derselben wachsenden Bauholzes, die Geschicklichkeit seiner Arbeiter, welche aus ihren Schiffen die besten Segler in der Welt zu machen wissen, das Alles sichert ihnen seinen schnellen Verkauf. Alles in dieser Stadt ist aber auch in Bewegung und nützlichen Thätigkeit, überall ertönen die Werkstätte von dem Geräusch der Arbeiter. Man erblickt beständig ankommende und abgehende Schiffe aller Nationen der Erde, und so kann man sie nicht besser als mit dem alten Tyrus vergleichen.

In dem Staate von Neu-York, so wie in den meisten andern Provinzen der Ver. Staaten, sind indessen die Handelsgesetze schwach und schlecht und werden die Quelle großer Mißbräuche. Die Bestätigung davon geben die Menge von Banquerotten, welche wirklich mehr die Folge der Unredlichkeit und Betrügeren als des Verlustes und Unglücks sind. Allein freylich muß in einem erst aufblühenden Staate die Industrie eine gewisse Freiheit genießen, welche leicht von Schurken gemißbraucht werden kann. Indessen wird die Regierung auch dafür in der Folge schon zu sorgen wissen.

Viertes Kapittel.

Gottesdienst. Sitten. Erziehung.

In einem neuen Staate, der eigentlich aus den Emigranten von fast allen Völkern der Erde entstanden ist, müssen die religiösen Gebräuche alle gleichen Schutz genießen, und das ist in den Ver. Staaten wirklich der Fall. Jede Religion hat ihre eigenen Kirchen, wo ihre Anhänger sich ohne alle Gefahr und Bedrückung versammeln können. Man zählt auf dem Flächenraume der Ver. Staaten drey und funfzig christliche Sekten, welche ihre besondern Priester und Religions-Diener haben.

Der größte Theil der Einwohner von Neu-York bekennt sich indessen zur reformirten Religion. Man kann, wenn man es nicht mit angesehen hat, sich unmöglich einen Begriff machen, von dem Anstande, der in ihren Tempeln herrscht. Hier zu schwatzen oder zu lachen würde eine höchst strafbare Verletzung der schuldigen Achtung seyn, wenn die geringste Störung dadurch entstünde.

Bey allen Sekten, die jüdische ausgenommen, ist der Sonntag ganz besonders zu Religionsübungen bestimmt. Jede Art der Arbeit wird an diesem Tage ausgesetzt, jedes öffentliche Vergnügen verbannt. Je-

der verläßt seine Wohnung nur in den Stunden des Gebets, welches dreymal des Tages meistentheils Statt findet, ausgenommen bey den Römisch-Katholischen, wo es nur zweymal vorkommt. Alle Sekten beynahe haben Kirchen zu Neu-York, und doch ist ihrer außerordentlichen Verschiedenheit ungeachtet, noch keine Unzufriedenheit unter ihnen entstanden.

Nicht weniger bemerkenswerth ist auch die Erziehung. Statt daß bey uns immer gleich von der ersten Jugend an die Geschlechter getrennt werden, gehen hier beyde in dieselben Schulen, und erhalten denselben Unterricht. Selbst wenn die öffentliche Unterweisung geendigt ist, was gemeiniglich mit dem zwölften oder dreyzehnten Jahre geschieht, verlieren die Töchter nichts von der anständigen Freyheit ihrer frühern Kindheit. Ihre Schulfreunde oder diejenigen, welche sie nachher finden, können sie, wenn sie wollen, besuchen, und verwandeln sich im reifern Alter die Gefühle der Freundschaft in Liebe, so dürfen sie diese frey hervortreten lassen. Die Töchter aus den besten Häusern gehen oft allein mit ihren Liebhabern spatzieren, ohne daß sie das Geringste deshalb für ihren guten Ruf zu fürchten hätten.

Die Erziehung der jungen Leute ist im Ganzen einfach und nicht auf Bildung großer Gelehrten berechnet. Alle Studien schränken sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen ein. Man nimmt zwar auch Stunden im Griechischen und Lateinischen, doch nicht eben häufig. Der Hauptzweck dieser Nation ist der Handel, und die angenehmen Talente der Musik, der Mahlerey und des Tanzes würden vielleicht noch nicht daselbst bekannt seyn, wenn sie nicht seit einigen Jahren von den Franzosen daselbst verbreitet worden wären.

Fünftes Kapitel.

Newark. Umgebungen von Newark; Wasserfälle des Flusses Paissac. Ausflug nach New-Jersey, Elisabeth. Kreolenweiber.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen verließ ich New-York, wo sich schon Spuren des gelben Fiebers zeigten. Ich wählte mir nun einen Aufenthalt auf dem Lande, wo ich hoffen durfte von der Ansteckung befreyt zu bleiben, und ging nach Newark in Jersey. Diese kleine Stadt oder vielmehr dieses große Dorf, ist eines der hübschesten die ich je gesehen habe; die, wenn gleich von Holz erbauten, Häuser sind recht elegant und sauber und die Einwohner scheinen sich sämmtlich im Wohlstande zu befinden.

Man zählt zu Newark ohngefähr zwey tausend Einwohner, fast lauter Presbyterianer oder Protestanten. Es giebt hier auch eine Gemeinde von Wiedertäufern, von denen ich jedoch kaum fünf und zwanzig Personen gesehen habe.

Auf dem Abhange eines angenehmen Hügels gelegen, welcher eine weite Ebene beherrscht, ist Newark wegen seiner gesunden Luft und der Gastfreundlichkeit seiner Einwohner berühmt, welche in dem Augenblicke, wo Alles aus den Städten flüchtet, eine große Menschenmenge anziehr. Jetzt gab es kein Haus,

wo nicht Fremde waren. Das veranlaßte denn allerley Feste, denen ich, weniger aus Liebe zum Vergnügen, als um den Charakter der Amerikaner kennen zu lernen, beywohnte. Ich bemerkte bald, daß der erste Ton der Instrumente jene Langsamkeit und Apathie verscheuchte, welche beyde Geschlechter gleich zu charakterisiren scheinen. Die Mädchen vorzüglich tanzen mit einem Vergnügen, das sich in allen ihren Zügen offenbart. Die lebhaftesten, ermüdendsten Contretänze sind gerade diejenigen, die sie am meisten lieben. In diesen Augenblicken erscheinen sie eigentlich auch recht in ihrem Glanze. Von Natur weiß und hübsch, besitzen die Amerikanerinnen doch selten jene Lebhaftigkeit und jenen Ausdruck, der zur wahren Schönheit durchaus erfordert wird. In dem einförmigen Gange ihres Lebens selten lebhaft aufgeregt, sind sie nur wahrhaft reitzend, wenn sie durch das Vergnügen oder eine starke Leidenschaft elektrisirt werden; dann sind sie in der That gar nicht mehr sie selbst. Wenn sie auch dann nicht die Anmuth und feine Bildung der Fanzösinnen zeigen, haben sie doch in ihrem Anstande und Benehmen eine gewisse Unbefangenheit und Natürlichkeit, welche unwiderstehlich aufs Herz wirken.

Gewöhnlich erscheint eine Dame auf dem Ball mit einem Herrn, mit dem sie dann auch allein tanzt. Vornehmlich ist das der Fall, wenn der Herr ihr Liebhaber ist. Meistens gehen junge Mädchen allein auf solche Feste; die Mütter erscheinen selten dabey. Sie bleiben lieber zu Hause, und beschäftigen sich mit der Wirthschaft und den kleinern Kindern.

Während meines Aufenthaltes zu Newark besuchte ich besonders seine Umgebungen, und vor Allem die Ufer des Flusses Paissac, an dem das Dorf

erbaut ist. Ueberall ist das Land sorgfältig angebaut, und die Grundstücke, wenn gleich von sandigem Boden und äußerst mittelmäßiger Beschaffenheit, werden hoch verkauft. Um nichts Merkwürdiges unbetrachtet zu lassen, wollte ich auch die Wasserfälle des Flusses Paissac besuchen, welche man für die größte Seltenheit von Jersey hält. Das Dorf Paterson, das dicht dabeyliegt, ist von Newark siebzehn Meilen entfernt. Der Weg dahin ist einer der angenehmsten in den Ver. Staaten. Die Menge der daranstoßenden artigen Landhäuser, die auf dem entgegengesetzten Ufer hinlaufenden wohlangebauten Höhen, die große Menge der den Fluß auf- und abgehenden Fahrzeuge, das alles verschönert und verkürzt den Weg. Ich kam durch mehrere Dörfer, wo ich überall gute Wohnungen und einen leidlichen Anbau des Landes fand. Sie erhalten ihre Bedürfnisse meistens von Neu-York, wohin sie dafür Brenn- und Bauholz liefern.

Als ich zu Paterson ankam, welches sein Daseyn vermuthlich den Wasserfällen zu verdanken hat, welche die Fremden hieher locken, begab ich mich mit noch einigen andern Reisenden sogleich dahin. Sie haben siebzig Fuß Höhe und müssen zur Zeit, wenn der Schnee schmilzt oder wenn es stark regnet, einen imposanten Anblick gewähren. In dem Dorfe selbst befindet sich eine Baumwollenspinnerey, welche aber aus Mangel an Unterstützung wieder eingegangen ist, ferner eine schöne Papiermühle und eine Erziehungsanstalt für junge Leute.

Als wir wieder in das Wirthshaus zurückkehrten, reichte uns der Wirth ein dickes Buch, um unsere Nahmen hineinzuschreiben, und wir fanden Washington und seine Gemahlin gleich voranstehen.

Wenig Tage nach diesem Spaziergange erhielt ich Veranlassung zu einem Ausflug in das Innere von Jersey. Die Familie, welche ich besuchen sollte, bewohnte, wie ich vernahm, den reichsten Canton dieser Provinz, und die Gegenden, welche wir durchstrichen, verdienten wirklich auch die Aufmerksamkeit eines neugierigen Reisenden. Wir reisten den 2. November ab, und kamen durch das niedliche Dorf Springfield, den Hauptort der Grafschaft Essex. Der kleine Bach Spring, wovon es den Nahmen hat, giebt das ganze Jahr hindurch gesundes, befruchtendes Wasser. Die Wiesen, welche er wässert, geben Heu im Ueberfluß und von der besten Beschaffenheit. Der vornehmste Handelszweig dieser kleinen Landschaften besteht in gesalzenem Fleische, welches sie auf die Märkte nach Trenton, Brunswick, oder Neu-York senden, von wo aus es alsdann nach den Kolonieen verführt wird. Der Weg von Turkey nach Bedminster gewährt vier Meilen lang den freundlichsten Anblick von der Welt.

Nachdem ich einige Tage das schöne Land durchstrichen hatte, kehrte ich nach Newark zurück, das ich nun verlassen wollte. Der Nordwestwind hatte die weitere Verbreitung des gelben Fiebers gehindert, und ich glaubte nun meine Reise ohne Gefahr fortsetzen zu können.

Ich reiste auch wirklich den 7. November nach Elisabeth-Town ab, einer artigen kleinen Stadt, sieben Meilen von Newark entlegen. Sie ist der Aufenthalt einer großen Menge Einwohner von St. Domingo und Guadeloupe geworden, die sich vor den Greueln in ihrem Vaterlande hierher geflüchtet hatten. Die Bevölkerung dieser Stadt ist nicht beträchtlicher als die von Newark.

Während meines hiesigen Aufenthalts hatte ich Gelegenheit einigen Gesellschaften der Franzosen beyzu-

wohnen, wo ich den Geschmack und Charakter der Kreolinnen recht beobachten konnte. Eine gewisse Trägheit und Nachlässigkeit, ein gänzliches Vergessen ihrer Selbst, scheint die Grundlage aller ihrer Vergnügungen zu seyn. Ihr langsames Reden, ihr verlegenes Benehmen, ihre Liebe zur Ruhe, ihr immer wiederholtes Gähnen können für Männer, die an so etwas gewöhnt sind, diese Weiber zu recht liebenswürdigen Ehefrauen machen; allein ein Franzose findet diese Eigenschaften nicht eben einladend. Eine Dame, welche dicht bey einer Klingel saß, die sie nur mit dem Finger berühren durfte, bat ihre Nachbarin für sie zu klingeln. Sie würde sie gebeten haben für sie zu reden, wenn es möglich gewesen wäre. Nadelarbeiten sind das Werk der Sklavinen, Lesen ermüdet den Kopf, und selbst das Vorlesen kann man kaum ertragen, wenn es sich nicht dabey einschlafen läßt, oder die Lektüre ihrer Neigung zu sinnlichen Vergnügen schmeichelt, wozu sie einen äußerst heftigen Hang haben sollen, und wobey sie allein ihrer natürlichen Trägheit vergessen.

Man muß mit diesen hier beschriebenen aber nicht die in Frankreich erzogenen verwechseln, welche mit der Lebhaftigkeit und Anmuth der Französinnen einen gebildeten Geschmack und große Geschicklichkeit zu Allem zeigen, was sie nur immer vornehmen wollen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sechstes Kapitel.

Brunswick. Trenton, Hauptstadt von Jersey. Ankunft zu Philadelphia.

Auf meiner Reise nach Brunswick hatte ich zum Gefährten einen alten Soldaten, der, nachdem er unter dem Lord Cornwallis gegen die Freyheit der vereinigten Staaten gefochten hatte, nach dem Frieden einer ihrer Einwohner geworden war. Er zeigte mir unterwegs einen Platz, wo er selbst einem äußerst blutigen Gefechte beygewohnt hatte.

Brunswick liegt sehr angenehm auf einem Hügel, dessen Fuß von dem Flusse Raretin (Rariton) benetzt wird, über den eine schöne hölzerne Brücke führt. Hierbey ist zu bemerken, daß fast alle Brücken in den vereinigten Staaten von Gesellschaften gebaut werden, welche dafür eine gewisse Zeit lang eine von der Regierung bestimmte Abgabe erheben. Auch müssen sie dafür die nöthigen Ausbesserungen besorgen. Ist diese Zeit verflossen, und sind die Vorschüsse nebst Interessen dadurch wieder bezahlt, dann nimmt die Regierung selbst die Abgaben.

Brunswicks Bevölkerung beträgt ohngefähr drey tausend Seelen. Der größte Theil der Einwohner sind

Presbyteriáner oder Protestanten. Die Stadt treibt einen ansehnlichen Handel mit Mehl und eingesalzenem Fleische, welches nach Neu-York geführt wird, woher dann die für die Bedürfnisse der umliegenden Gegend nothwendigen Gegenstände im Tauschhandel bezogen werden. Man macht zu Brunswick eine große Menge von Meubeln zum Gebrauch der Kolonieen. Ueberdieß ist auch die große Menge Fremder, welche immer von Philadelphia nach New-York gehen und kommen, eine Nahrungsquelle für diese kleine Stadt. In der Hauptstraße ist Alles Wirthshaus, und oft sind der Reisenden so viele, daß sie nicht alle unterkommen können.

Nach einem vier und zwanzig stündigen Aufenthalte in dieser kleinen Stadt reiste ich weiter nach Trenton, der Hauptstadt des Staates von New-Jersey. Der Weg bis dahin hat nichts besonders Merkwürdiges.

Trenton, die Hauptstadt von Jersey, liegt nicht weit vom Delaware, und hat nichts Vorzügliches als seine öffentlichen Gebäude. Die Bevölkerung beträgt ohngefähr vier tausend Einwohner. Die Straßen sind breit und gut gepflastert. Die Kirchen recht wohl gebaut und die öffentlichen Marktplätze trefflich unterhalten. Im Jahr 1789 ließ sich der Congreß, nach einigen ziemlich lebhaften Steitigkeiten mit dem Gouverneur von Pensylvanien, einen schönen Versammlungssaal bauen, wo er eine Zeitlang seine Sitzungen hielt. Es ist ein vollkommenes Viereck von fünf und vierzig Fuß auf jeder Seite und sehr schön gebaut. Die Akademie ist ebenfalls wohl gebaut, und die jungen Leute genießen hier einen Unterricht, so gut als es in einem sich erst ausbildenden Staate nur möglich ist.

Trenton zieht Alles was es braucht aus Philadelphia, und vertauscht dagegen seine Landprodukte, gesalzenes Fleisch und einige Manufakturwaaren. Außer den Meubeln verfertigt man hier auch viele Lastwagen. Es gibt auch Nagelfabriken hier, welche viel Arbeiter beschäftigen.

Der Weg von Trenton nach Philadelphia ist schlecht und nicht unterhalten. Alle Waarentransporte gehen von Philadelphia nach Neu-York zu Wasser. Der Landweg wird nur von einzelnen Reisenden gewählt, welche die Aufmerksamkeit der Regierung nicht sehr auf sich ziehen.

Zwischen Trenton und Bristol, welches zwölf Meilen davon liegt, erblickt man kaum einige Meyereyen. Indessen ist das Land hier herum gut angebaut und mit Waizen und Roggen, oder Mais bestellt, welches auch die Haupterzeugnisse von Jersey sind. Bristol ist eine kleine Stadt, recht angenehm gelegen auf dem rechten Ufer des Delaware. Burlington ihm gerade über auf dem andern Ufer, ist die größte Handelsstadt in Yersey, Fahrzeuge von hundert und fünfzig Tonnen kommen hier an und gehen von hier ab, beladen mit allen Arten von Eßwaaren. Von Bristol bis Philadelphia verdient nur noch Frankfort einige Aufmerksamkeit. Sie liegt an einem Flusse, der ziemlich große Fahrzeuge trägt. Sie zählt ohngefähr eilf hundert Einwohner von allen Religionen. Von hier bis Philadelphia ist das Land nicht sonderlich bewohnt und angebaut, und Nichts verkündigt die Nachbarschaft der schönsten Stadt der Vereinigt. Staaten und vielleicht der ganzen neuen Welt.

Der Delaware macht die Grenze zwischen den Staaten von Jersey und Pensylvanien. Dieser bey Tren-

kon eben nicht sehr breite Fluß erhält bey Philadelphia eine Breite, wie die größten Flüsse in Frankreich. Ich sah ihn mit segelnden Fahrzeugen aller Art bedeckt, und man versicherte mir, daß selbst Kriegsschiffe darauf zu jeder Zeit, nur nicht im Winter wegen des Eises, bequem segeln könnten. In einiger Entfernung von der Stadt bemerkte ich einen Schiffswerft, wo mehr als zwölf neue Schiffe auf den Gerüsten lagen. Ich sahe darunter auch eine schöne ausgebesserte Fregatte, welche die Regierung ehestens ins mittelländische Meer schicken wollte, um die Flotille zu verstärken, welche sie dort zum Schutz des Handels gegen die Raubstaaten der Barbarey unterhält.

Siebentes Kapitel.

Leichenbegängnisse.

Den Tag nach meiner Ankunft zu Philadelphia ging ich aus, um die Stadt zu besehen. Kaum hatte ich einige Straßen durchstrichen, als ich einem Leichenzuge begegnete. Mehr als drey hundert äußerst anständig gekleidete Personen folgten dem Sarge schweigend. Dieser war von Acajou-Holz sauber gearbeitet, allein ohne alle weitere Verzierungen. Die Neugier trieb mich, dem Zuge zu folgen, der auf einem großen eingeschlossenen Platze still hielt. Dieser den Quäkern gehörige Platz ist von einer zwölf Schuh hohen Mauer umgeben und regelmäßig mit Trauerweiden und Cypressen bepflanzt. Die ganze Feyerlichkeit, welche ich mit ansah, bestand darinnen, daß der Körper in ein fünf Fuß tiefes Loch gesenkt wurde, und hierauf entfernte sich wieder ein jeder schweigend, ohne daß ich an dem äußern Benehmen erkennen konnte, welches die Verwandten des Verstorbenen waren. Diese Art von Philosophie liegt aber in den Grundsätzen der Quäker. Ich will hier nur Einiges von den Achtungsbezeugungen beyfügen, wel-

che die Bewohner der Ver. Staaten den Todten zu erweisen pflegen.

Jede Gemeinde ist im Besitz einiger Stücken Landes, welche zu Begräbnißplätzen der Ihrigen bestimmt sind. Diese Plätze sind alle sorgfältig eingeschlossen, damit kein Thier dazu kommen kann. Beym Tode eines Mitgliedes irgend einer Gemeinde versammeln sich seine Verwandten und laden zum Leichenbegängniß alle diejenigen ein, mit denen der Verstorbene in einigen Beziehungen gestanden hat. Der Sarg ist meistens mit Sorgfalt und Nettigkeit, oft auch mit Pracht verziert und gearbeitet. Die Begleiter, schwarz gekleidet, äußern eine achtungsvolle Traurigkeit, je nachdem sie an dem Verstorbenen und seiner Familie Antheil genommen haben. Wenn der Leichnam an den Begräbnißort gebracht worden ist, hält der Geistliche eine kleine, der Feyerlichkeit angemessene Rede, dann wirft er einige Hände voll Erde auf den Sarg. Jeder Zuhörer thut dasselbe. Auf dem zugefüllten Grabe errichtet man alsdann gewöhnlich einen Stein mit dem Namen des Verstorbenen, seinem Geburts- und Todestage.

Die Trauer wird unter allen Sekten beobachtet, ausgenommen die der Quäker. Ja man sieht oft Familien mehrere Jahre hintereinander schwarz gekleidet einhergehen.

Achtes Kapitel.

Beschreibung von Philadelphia. Oeffentliche Gebäude, Banken, Bibliothek, Schauspielhaus u. s. f. Hospital, Armenhaus.

Philadelphia verdient in jeder Hinsicht den Namen der ersten Stadt der vereinigten Staaten. Sie ist erbaut auf dem rechten Ufer des Delaware, von wo sie nach dem Plane ihres Erbauers sich bis an den Skulkill, (Schuylkill) ein kleines mehr als zwey Meilen von diesem Ort entferntes Flüßchen erstrecken sollte. Allein der unschätzbare Vortheil der Nähe eines zu jeder Jahreszeit schiffbaren Flusses hat das Volk veranlaßt, sich ganz nahe an demselben zu halten und nach einer andern Richtung zu bauen. Nur die Reichen und Geschäftslosen bewohnen den obern Theil der Stadt. Anstatt also ein Viereck von zwey Meilen auf jeder Seite auszumachen, erstreckt sie sich drey Meilen an dem Delaware hin, indeß sie doch auch nicht mehr als drey Viertelmeilen von dem Ufer des Skulkill entfernt ist. Dadurch ist denn die Feuermaschine, welche nach der Absicht des Herrn Penn im Mittelpunkt der Stadt stehen sollte, um das Wasser auf alle Seiten gleich zu vertheilen, in eine äußerst beträchtliche Entfernung vom westlichen Ende gekommen.

Das

Das Gebäude dazu ist von schöner Bauart und endig' recht schön die herrliche Marktstraße, der es gerade gegenüber steht. Diese fünfzig Fuß breite Straße, nicht gerechnet die Trottoirs, welche zehn Fuß auf jeder Seite einnehmen, ist ohnstreitig eine der schönsten in der Welt. Die Märkte, von denen sie benannt ist, haben hundert und zwanzig Toisen in der Länge, sie sind sehr zierlich und geschmackvoll gebaut und übertreffen Alles, was ich von der Art in Europa gesehen habe. Sie werden tagtäglich mit Allem versorgt, was der verwöhnteste Gaum nur wünschen mag, und man kann sich die daselbst herrschende Ordnung und Reinlichkeit kaum vorstellen. Diese Reinlichkeit würde mir gerade nicht so bemerkenswerth scheinen, wenn sie nicht in so genauem Zusammenhange mit der Gesundheit der Einwohner stände.

Diese Marktstraße, welche die Stadt von Osten nach Westen durchläuft, hat den beyden dadurch getrennten Theilen den Namen des nördlichen und südlichen Quartiers gegeben. Alle Straßen, welche diese, in der Richtung des Delaware, durchschneiden, werden die erste, zweyte, dritte u. s. w. von Süden oder von Norden her genannt. Sie laufen alle parallel und sind regelmäßig gerade und mit schönen Trottoirs versehen. Die meistens von Ziegelsteinen erbauten Häuser sind fast alle durch Einfassungen von einem herrlichen weißen Steine verziert, den die Amerikaner Marmor nennen, dessen Korn jedoch dazu viel zu grob ist. Die äußere Nettigkeit der Häuser trägt noch viel zu ihrer Schönheit bey. Sonnabends werden sie gemeiniglich von oben bis unten abgewaschen, desgleichen auch die Trottoirs und Treppen vor den Häusern.

Die Bevölkerung von Philadelphia beträgt ohngefähr sechzig bis siebzig tausend Seelen, von allen Sekten und Glaubensbekenntnissen. Es wird nicht leicht einen Glauben in Europa geben, der nicht hier seine Kirche oder wenistens seinen Versammlungsort hätte. Diese große Menge von meistens großen und schönen Kirchen trägt nicht wenig zur Verschönerung der Stadt bey. In manchen Straßen giebt es deren wohl sechse, welche an Sonntagen sehr fleißig besucht werden. Ueberall in denselben sind sauber gehaltene Bänke und Sitze angebracht, so daß selbst die größten Kirchen nicht mehr als eilf bis zwölf hundert Personen fassen können.

Der alte Pallast des Präsidenten, der des Congresses, die Banken von Pensylvanien und den vereinigten Staaten, das Hospital, das Armenhaus, die Bibliothek, das Schauspielhaus, das Museum sind Gebäude, die sich durch ihre Schönheit und äußerst zweckmäßige Einrichtung gleich vortheilhaft auszeichnen.

Die Bibliothek ist durch die Statüe des Doktor Franklin verziert, dem sie besonders gewidmet zu seyn scheint. Man weiß allgemein, wie viel ihm die Physik besonders verdankt, und Amerika wird nie den Antheil vergessen, den er an seiner Unabhängigkeit gehabt hat. Die Bibliothek enthält dreyßig, bis zwey und dreyßig tausend Bände, größtentheils mit Einsicht gewählt und sorgfältig erhalten. Ihre Unterhaltung und Vermehrung wird durch eine jährliche Subscription der Liebhaber der Literatur bewirkt. Jeder Subscribent kann dann die Bücher, deren er bedarf, zu Hause benutzen und muß dafür stehen.

Die Vorausbezahlung zur Unterhaltung, und der Ueberschuß der Subscription ist zur Anschaffung von Schriften bestimmt, welche von den Direktoren zu Beförderung der Fortschritte in Wissenschaften und Künsten für nöthig erachtet werden.

Die Bank von Pensylvanien, (die erste Einrichtung dieser Art in diesem Welttheile), so wie auch die der vereinigten Staaten sind mehr noch durch den Kredit, den sie genießen, als durch ihre schöne Bauart merkwürdig. Ihre Billets von fünf bis fünf hundert Dollars werden fast im ganzen Umfang der vereinigten Staaten dem baaren Gelde vorgezogen.

Das unter der Regierung des Präsidenten Adams angefangene Arsenal ist von seinem Nachfolger gänzlich vernachlässigt worden. Der Plan ist groß gedacht, und der bereits vollendete Theil läßt bedauern, daß das Ganze nicht vollendet worden ist.

Das Schauspielhaus ist groß, schön gebaut und recht angenehm im Innern verziert; allein das Schauspiel selbst ist hier gleich den andern Künsten noch sehr in der Kindheit. Es werden lauter englische Stücke hier gegeben, denn das Land selbst hat noch kein einheimisches Produkt dieser Art erzeugt. Die Schauspieler, von denen sich einige in London gebildet haben, können sich noch immer nicht von dem ihnen eigenen phlegmatischen Charakter losmachen. Die Amerikaner ziehen das Trauerspiel dem Lustspiele vor; es müßte ihnen denn das letztere, im Widerspruch mit ihrem eigenen Charakter, die übertriebene Leichtfüssigkeit oder Schwatzhaftigkeit und Fadheit eines lächerlichen Franzosen darstellen.

Im Innern herrscht indessen weder Ordnung noch Anstand, das Geräusch der Kommenden und Gehen-

den stört in einem fort die Aufmerksamkeit der Zuschauer; auch raucht man gewöhnlich Tabak daselbst und die Männer bleiben mit den Hüten auf den Köpfen vor den Damen sitzen.

Das Hospital ist ein treffliches Gebäude, wo die Kranken beyderley Geschlechts von Weibern gepflegt und von den besten Aerzten täglich besucht werden. Die Betten, hundert und zwanzig an der Zahl, sind, nach Beschaffenheit der besondern Krankheiten, in verschiedene Gemächer vertheilt. Diese werden denn auch immerfort gelüftet und geheitzt. Die Bibliothek ist mit allen Arten von Büchern versehen, welche die Gesundheitskunde betreffen, und nichts wird zur Bereicherung derselben gespart.

Die Unglücklichen, deren Geist verwirrt ist, werden in unterirdischen Gängen verwahrt. Allein ihre Behandlung verdient alle Bewunderung. Gesondert in kleinen netten Zimmern und so gut gehalten, als es ihr Zustand nur erlaubt, werden sie nur desjenigen Theils ihrer Freyheit beraubt, den sie zum Schaden der Gesellschaft mißbrauchen könnten. Diese vier und zwanzig Gemächer werden durch eiserne Röhren erwärmt, welche die Wärme fast immer in gleicher Temperatur erhalten. Ihre Nahrung ist sehr gut und sie erhalten Alles was sie wünschen und ihnen nicht schadet. Ich erstaunte über die große Menge von Unglücklichen dieser Art, und der Arzt meinte, der Grund davon sey in dem gar zu häufigen Genuß des Brantweins zu suchen, den die Einwohner hier so sehr liebten. Viele hätten aber auch dieses Unglück der Liebe und Eifersucht zuzuschreiben, und manche einer Art von religiösem Fanatismus.

Die Einkünfte des Hospitals vermehren sich täglich durch die Wohlthätigkeit einzelner Individuen, und durch die Verbesserung der dazu gehörigen Grundstücke. Sie werden von angesehenen Bürgern verwaltet, die der Staat von Pensylvanien jedes Jahr zur Hälfte erneuert. Die Aerzte und Chirurgen werden gleichfalls vom Staate ernannt und verwalten ihren Dienst ein, zuweilen zwey Jahre umsonst.

Mit gleicher Menschlichkeit wird auch für diejenigen gesorgt, welche durch Unglück, Alter und dergleichen Zufälle außer Stand gesetzt sind, sich selbst zu erhalten. Diese leben entfernt von der Gesellschaft in Armenhäusern, wo sie sich mit den einfachsten Arbeiten beschäftigen und gut genährt und gekleidet werden. Ein Saal ist bestimmt für die Unheilbaren, z. B. Alte, Lahme, Blinde und Alle, welche an langsam aber gewiß tödtenden Uebeln leiden. Ein anderer Saal ist für Waisen und uneheliche Kinder bestimmt; ein dritter für die venerischen Kranken. Alle diese Säle sind doppelt, das Wohnhaus der Männer aber ist von dem der Weiber ganz gesondert.

Die Beschäftigung derer, welche noch arbeiten können, besteht zum Theil im Waschen und Aufknüpfen alter Schiffstaue, damit man diese wieder brauchen kann, bey den Weibern aber im Wolle- oder Baumwolle-Spinnen. Schneider, Schuhmacher und andere Handwerker der Art treiben, wenn es ihre Gesundheit erlaubt, ihr Handwerk auch hier fort. Demohngeachtet ersetzt die Arbeit lange noch nicht den vierten Theil der Unterhaltungskosten. Die Einkünfte dieser Anstalt werden auf gleiche Art, wie die des Hospitals verwaltet.

Philadelphia ist unter allen Städten der vereinigten Staaten diejenige, wo das gelbe Fieber die meisten Verheerungen angerichtet hat. Im Jahre 1793 brach es mit solcher Heftigkeit daselbst aus, daß mehr als funfzehntausend Personen davon ergriffen wurdenn Mehr als die Hälfte davon starben. In den Jahre. 1798 und 1799 erschien es wieder, allein nicht auf eine so fürchterliche Art, wenn gleich ein großer Theil der Einwohner ein Opfer desselben wurde. Seitdem hat freylich die Regierung alle durch die Klugheit vorgeschriebenen Vorkehrungen dagegen getroffen, allein es hat demohngeachtet nicht verhindert werden können, daß es nicht im Jahre 1802 wieder ausbrach und viele Menschen hinraffte.

Neuntes Kapittel.

Quäker, Methodisten, Anabaptisten, Mährische Brüder.

Die Quäker finden sich vorzüglich zahlreich in Pensylvanien, von dem sie den größten Theil der Einwohner ausmachen. Herr Penn selbst, der dieser Provinz den Namen gegeben hat, war ein eifriger Anhänger dieser Sekte, der er deshalb besondere Vorrechte zugestand Das Lächerliche, das man von derselben verbreitet hat, existirt größtentheils nur in den Augen kleinlicher Menschen, welche nur am Aeußern hangen bleiben und Alles verachten, was nicht mit ihren Sitten übereinstimmt.

Die Quäker haben keine Kirchen. Sie versammeln sich in einem großen Saale, den sie Meeting oder Versammlungsort nennen. Sie haben kein äußeres Religionszeichen, keine besondere Verzierung keinen für den oder jenen besonders bestimmten Plaſt. Bloß die Weiber sind von den Männern gesondert. Jedermann tritt da herein ohne weiter ein Zeichen der Achtung von sich zu geben. Die Männer nehmen mit den Hüten auf dem Kopfe Platz, wo sie wollen, und verharren in tiefem Nachdenken, ohne sich um irgend jemanden sonst zu bekümmern. Manchmal fühlen sich einzelne Mitglieder der Versammlung beson-

ders begeistert, und diese nehmen dann das Wort und sprechen über irgend ein Thema der christlichen Moral oder bürgerlichen Tugend, welche sie alle Tage Gelegenheit haben auszuüben. Männer, Weiber und Kinder dürfen alle auf gleiche Art ihre Ideen mittheilen. Man hört sie schweigend an und giebt nie ein Zeichen des Mißfallens. Alle Tage sind ihnen gleich heilig, allein sie feyern doch, wie die meisten andern Sekten, den Sonntag.

Die religiösen Grundsätze der Quäker untersagen ihnen jede Art von Aufwand und Ueberfluß. Sie sind immer sehr einfach gekleidet, wenn sie gleich das schönste Tuch tragen. Sie tragen an ihren Kleidern Stoffknöpfe, und bequemen sich nicht eher zu einer andern Mode, als bis sie einen wesentlichen Vortheil dabey sehen. Weil der Hut zum Schutze des Hauptes bestimmt ist, so tragen sie ihn sehr breit und nicht aufgesteift, auch nehmen sie ihn nur ab, wenn er sie beschwert. Die Frauen tragen gewöhnlich Kleider von bräunlicher Farbe. In schlechtem oder kaltem Wetter bedecken sie sich noch mit einem langen Mantel von grauem oder schwarzem Tuche, der ihnen bis auf die Füße reicht. Ein weiter Kapuchon schützt das Haupt, und diesen binden sie unter dem Halse mit einer silbernen Schnur zusammen. In dieser sonderbaren Tracht haben junge Personen ein ganz eigenes pikantes Ansehen, und sie steht ihnen eben so reizend als unsern schönen Nonnen oft ihre Klostertracht.

Die Gesellschaft der Quäker wird für die arbeitsamste, erfinderischeste und reichste unter allen in den vereinigten Staaten gehalten. Haben sie Arme unter sich, so fallen diese doch niemahls dem Staate zur Last. Für ihre Kranken haben sie besondere Hospitäler und

ihre Kinder werden auf ihren Gymnasien weit besser unterrichtet als diejenigen, welche die öffentlichen Akademien besuchen. Demohngeachtet aber entrichten sie ihre Beyträge zu jeder allgemeinen Last und jeder allgemeinnützigen öffentlichen Anstalt.

Die Quäker dürfen eigentlich keine Kriegsdienste thun und auch keine von der Regierung dieserhalb ausgeschriebenen Auflagen bezahlen. Allein in dem Freyheitskriege wußten sie ein Mittel zu finden, dieses Gesetz auf eine feine Weise mit ihren Grundsätzen in Verbindung zu bringen. Sie wurden, weil sie nicht selbst Kriegsdienste leisten wollten, mit mehrern Abgaben belastet als die andern Bewohner des Landes; wenn nun der Einnehmer erschien, so fand er auf einem Tische gewöhnlich einen Sack mit Gelde, woraus er dann das, was er fordern sollte, herausnahm, ohne dafür eine Quittung oder des Etwas zurück zu lassen.

Kein Quäker darf, bey Strafe, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, das Schauspiel besuchen, an öffentliche Vergnügungsörter gehen, oder Prozesse führen. Alle ihre Streitigkeiten und Mißhelligkeiten werden von Brüdern untersucht und entschieden, in deren Gegenwart jeder seine Angelegenheiten vorträgt und vertheidigt. Eine Verheyrathung außerhalb der Sekte, ist gleichfalls ein Ausschließungsgrund, es müßte denn die fremde Person die Grundsätze der Quäker annehmen und sich zu ihrer Sekte halten. Ihre Ehefeyerlichkeit ist eben so einfach als es alle ihre übrigen religiösen Gebräuche sind. Sie besteht bloß in einer ohne Schwur — denn die Quäker schwören niemals — abgelegten Erklärung, daß man sich gegenseitig zum ehelichen Gemahl erkohren habe. Die Ehen

der Quäker sind auch meistentheils die Folgen wechselseitiger Zuneigung, und selten oder nie die des Interesses oder Eigennutzes, daher schlagen sie meistens auch sehr glücklich aus, und man erinnert sich in dieser Gesellschaft noch keines Beyspiels einer Ehescheidung.

Man tadelt an den Quäkern, daß sie sich im Gespräch immer des Du bedienen, allein das ist erstens doch eine Kleinigkeit, und dann thut man es auch nur in der Gemeinde und nicht gegen Fremde. Diese achtungswerthe Gesellschaft giebt übrigens sehr reichliches Almosen, sendet viele Missionarien zur Civilisirung der noch wilden Indianer aus, und findet sich für ihre Sonderbarkeiten hinlänglich belohnt durch das stille ruhige Leben, welches man unter ihnen führt, und das die Folge ihrer Grundsätze ist. Da die Sklaverey sich nicht mit ihren Grundsätzen verträgt, so macht man vielen von ihnen den Vorwurf, daß sie die Sklaven ihren Herrn abspenstig machten, und zur Untreue oder Flucht verleiteten; allein wenn auch dieß von einigen Mitgliedern geschehen wäre, so wird das doch nicht von der Gesellschaft gelitten oder gut geheißen.

So ruhig und still aber die Quäker leben, so geräuschvoll und unruhig benehmen sich die Methodisten. Sie haben die Worte der heiligen Schrift: „das Himmelreich muß errunngen werden; schreyet zu Gott; hebt eure Hände zu ihm auf u. s. f." in dem wörtlichsten Verstande genommen. Ihre Gebete sind geräuschvoll, und ihr, wenn gleich angenehmer Gesang, unterscheidet sich durch aufeinanderfolgende lautere Ausbrüche der Empfindung. Ihre Prediger halten keine ruhigen Vorträge über das Wort Gottes, sondern fechten mit Händen und Füßen und rennen mit wüthender Ge-

behrde auf einer Art von kleinem Gange herum, der ihnen zur Kanzel dient. Wenn Predigt und Gesang vorüber ist, verrichten die eifrigsten Brüder ihre Gebete mit lauter Stimme, es mag sie nun Furcht vor der Hölle oder Liebe zu Gott dazu veranlassen. Die Versammlung stimmt dann immer in den Sinn des Betenden ein und bezeigt laut den Eindruck, den jener auf sie gemacht hat. Meistens äußert dieser Eindruck sich stufenweise. Auf das leichtere Schwellen der Brust folgen Seufzer, auf die Seufzer Schluchzen, und nun überläßt sich jeder seiner augenblicklichen Stimmung ohne allen Zwang. In demselben Momente wird die Versammlung wohl durch zwanzig verschiedene Empfindungen und deren Aeußerung bewegt. Hier singt, dort schreyt man; der schlägt sich an Haupt und Brust jener wälzt sich unter fürchterlichem Geheul auf der Erde, und geräth der Redner endlich gar ins Pathetische, so werden seine Renkungen und Dehnungen so fürchterlich und zügellos, daß es kein vernünftiger Mensch aushalten kann, sie lange mit anzusehen.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, eine ihrer Ceremonien zu schildern, aus welcher man einen Schluß auf die Exaltation machen kann, deren der durch religiöse Schwärmerey entflammte Menschengeist fähig ist. Diese Feyerlichkeit, welche alle drey Monate Statt findet, ist dazu bestimmt, diejenigen unter die Zahl der Mitglieder der Sekte aufzunehmen, welche sich zu der Lehre der Methodisten bekehrt haben. Es waren gerade zwölf Weiber und zwey Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren, welche sich zur Aufnahme gemeldet hatten. Alle Mitglieder fingen nun an im Gebet den heiligen Geist anzurufen, daß er sie mit seinem Lichte erleuchten möchte. Umringt von den

eifrigsten Anhängern, mußte jeder Neophyte besonders ihre Wünsche und Gebete anhören, welche nach ihrem Frömmigkeitsgrade an Länge und Gehalt sehr verschieden waren. Einige schrieen ihnen heftig in die Ohren und machten dabey fürchterliche Bewegungen, andere sangen aus vollem Halse; einige sprangen mit gen Himmel gerichteten Händen umher, noch andere, welche sich von dem heiligen Geiste selbst inspirirt glaubten, bezeigten ihm dafür ihre Dankbarkeit durch ganz unmäßiges Lachen. Nicht lange, so theilten die Neubekehrten diese Begeisterung und stellten sich ganz wie die alten Mitglieder. Eine junge Person unter andern erlaubte sich Gesten und Bewegungen in ihrer heiligen Begeisterung, die zu jeder andern Zeit für höchst unanständig würden gehalten worden seyn.

Der bloße Anblick dieser Feyerlichkeit, welche erst gegen fünf Uhr des Morgens aufhörte, hatte mich dermaaßen angegriffen, daß ich das Ende nicht mit abzuwarten im Stande war. Die Religionsdiener befürchten selbst oft solche Unschicklichkeiten, daß sie den Zuschauern befehlen, sich zu entfernen.

Die Anabaptisten zeichnen sich dadurch aus, daß sie keine Taufe für gültig halten, welche nicht auf die Art der Taufe Johannis geschehen ist. Diese Feyerlichkeit, wozu eigentlich kein Fremder als Zuschauer gelassen wird, hat ebenfalls etwas ganz Eigenes. Die Gesellschaft besitzt nehmlich an dem Ekulkill ein Stück Landes, welches zu dieser Feyerlichkeit eigens bestimmt ist. Dreymal werden die Täuflinge da nackend und erwachsen ins Wasser getaucht und dreymal durch den Priester wieder herausgezogen, der unterdessen Gebete verrichtet, die zur Sache passen. Ihr übriger Gottesdienst hat aber nichts Besonderes, und sie ver-

richten ihn mit sehr viel äußerm Anstande. Die Anabaptisten sind lange nicht so zahlreich als die Methodisten. Diese beyden Sekten zählen nur wenig bedeutende Menschen unter sich, wenigstens in Philadelphia und den Seestädten. Sie theilen sich wieder in eine Menge Nebensekten, welche aber nur in einigen Punkten von einander abweichen.

Was die mährischen Brüder auszeichnet, ist eine vermeintliche Gütergemeinschaft, welche man lange Zeit für einen ihrer Grundsätze gehalten hat. Allein es müßten übermenschliche Wesen seyn, unter denen eine solche Gemeinschaft von langer Dauer seyn sollte.

Zehntes Kapitel.

Wilmington; Besuch bey einem durch Liebe verrückt gewordenen Menschen. Chesapeak-Bey. Baltimore.

Nach einem ziemlich langen Aufenthalte zu Philadelphia, verließ ich diese prächtige Stadt, um meine Ausflüge ins Innere der vereinigten Staaten fortzusetzen, in Erwartung der zu meiner Reise nach Lonsiana günstigen Jahreszeit. Der gerade damals versammelte Congreß richtete meine Aufmerksamkeit auf die Bundesstadt. Ich beschloß dahin zu gehen, und schiffte mich deshalb auf einem Paketboote ein, das den Delaware hinab bis nach New-Castle, vierzig Meilen unterhalb Philadelphia, segelte. Das kalte, aber sehr heitere Wetter erlaubte mir die Ufer des Flusses immer zu betrachten. Das rechte ist sehr angenehm, gut angebaut und hier und da durch nette Landhäuser verziert; allein das linke, welches zur Provinz Jersey gehört, ist ein durchaus sandiger, öder und unangebauter Landstrich.

Wilmington gegenüber warfen wir Anker und da uns der Wind entgegen war, beschloß der Kapitain bis morgen hier zu bleiben. Ich benutzte den kurzen Aufenthalt um diese kleine Stadt zu besuchen. Sie

hat eine angenehme Lage und treibt einen großen Handel mit Mehl. Man sagt, sie habe die besten Mühlen im Umfange der vereinigt. Staaten. Der kleine Fluß Brandy=Wine, an dem sie liegt, hat Wasser genug, um ziemlich große Schiffe bis an die Mühlen selbst zu bringen.

Wilmington ist die Stadt, wo die Staaten von Delaware, der kleinsten Provinz der vereinigt. Staaten, sich versammeln. Ihre Bevölkerung beträgt ohngefähr zwey tausend fünf hundert Einwohner, wovon die Hälfte wenigstens zur Sekte der Quäker gehört. Seit der Unruhen auf den franz. Kolonieen, ist dieser Ort die Zuflucht für eine große Menge von Kreolen geworden, welche sehr mit der Regierung zufrieden sind. Es befindet sich zu Wilmington ein Justizpallast, ein Hospital und ein Armen=Haus. Der Staat von Delaware hat zum Congreß bisher immer nur ein Mitglied gesandt.

Den andern Tag reisten wir nach New = Castle und von da nach Charlestown.

In einem Wirthshause nicht weit von Charlestown hörte ich von einem seltsamen Menschen, den viele Reisende zu besuchen pflegten. Dieser Mann, dessen wahren Namen man nicht wußte, der aber in dem Freyheitskriege eine sehr bedeutende Rolle gespielt zu haben schien, hatte durch die Folgen einer unglücklichen Leidenschaft seine Vernunft gänzlich verloren. Er sahe nicht ungern Fremde bey sich und erzählte ihnen die Geschichte seines Unglücks oft mit eben der Ruhe und Fassung, als ob er seinen vollen Verstand gehabt hätte. Allein zu andern Zeiten sagte und that er die ausschweifendsten Dinge, ohne daß er jedoch dadurch Jemanden einen Schaden zugefügt hätte.

Ein in seinem Wahnsinn immerfort mit einer edlern Leidenschaft beschäftigter Mensch war für mich ein ganz neuer Gegenstand; und schon das bestimmte mich ihn zu besuchen. Ein junger Engländer, mit dem ich reiste, wollte mich begleiten. Wir nahmen einen Führer, und langten mit diesem nach einem zweystündigen Wege einige Minuten vor Sonnenuntergange an dem bestimmten Orte an. Wir erfuhren hier von einem Domestiken, daß er sich auf einem benachbarten Felsen befinde, wohin er jedesmal bey Sonnenuntergange sich zu begeben pflege. Bald erblickten wir ihn auch wirklich daselbst, wie er mit großen Schritten immer auf und nieder ging. Als wir an dem Fuße des Felsen, der ins Meer hinaus stand, ankamen, blieben wir stehen, um ihm zuzuhören, denn er sprach mit sich selber, und bald vernahmen wir deutlich folgende Worte, welche ich so treulich wiedergebe, als es mir möglich ist: die Einfachheit der Ideen und des Ausdrucks verbunden mit so viel Anmuth und Eleganz würde des besten Idyllendichters vielleicht nicht ganz unwerth seyn.

„O! meine Anna, die Strahlen der sinkenden Sonne spielen auf der Oberfläche des sanft bewegten Wassers und in den Zweigen der zitternden Pappel, in deren Schatten du so gern ruhtest. Die bescheidene Weide trauert um deine Abwesenheit und das sanfte, furchtsame Rothkelchen läßt seine Flügel hängen und zwitschert die traurigen Töne, die du ihm allein einhauchen konntest.

„Und du kommst nicht, meine Anna, du kommst nicht, neu zu beleben diesen Garten der Natur, dessen Blumen verwelkt sind, und die nur auf dein sanftes Lächeln warten. Hier, dieser sanfte Rasen

wurde weicher unter deinem Fußtritte, und das Veilchen küßte mit Wollust deinen zarten Fuß.

„O meine Anne! Wonne meines Herzens komm! — daß ich an dieß liebevolle Herz deine bezaubernde Schönheit drücke! Komm! laß mich in langen Zügen diese wollüstigen Gefühle trinken, deren süßer Ausdruck deine schönen Augen belebt.“

„Aber die Sonne ist verschwunden, und ihre wohlthätigen Strahlen verlieren sich hinter den westlichen Bergen. Nur ein einziger rötet die Wolken noch, und scheint den Tag verlängern zu wollen.“

„Wo bist du meine Anna? Hörst du nicht die Töne der Liebe im Thale? Trägt nicht der Zephyr meine sehnsuchtsvollen Seufzer auf seinen leichten Flügeln bis zu dir? O! komm und verschönere durch deinen Gesang die fliehenden Stunden!

„Komm meine Anna! deine Gegenwart ist für mein Seele das was der Honig für den Gaumen des Kindes ist, du bist für mich, was der wirthliche Herd für den erstarrten und ermüdeten Wanderer ist. Du kommst! die Liebe glänzt aus deinen Augen und Sehnsucht und Freude mahlen sich in allen deinen Zügen. Aber warum bleibst du in der Ferne? Eile in meine Arme, Tochter der Unschuld und der Tugend, daß ich der Hüter werde, dieser köstlichen Schätze. Schließt der stärkende Schlaf die Augenglieder meiner Anna, so sinkt ihr Haupt an mein entzücktes Herz; ich werde über deine Ruhe wachen, wie die Mutter über die Ruhe ihres geliebten Kindes wacht, und wenn sie erwacht, sollen diese Arme, die ihren Schlummer beschützten, noch zum Schutz dienen, gegen die Wuth der Stürme.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens und vielleicht der Hoffnung, setzte er hinzu:

„Grausame Täuschung! trügerischer Traum! sie kommt nicht! sie wird niemals kommen! grausames Geschick! warum hast du mir das Glück versagt, mit ihr ins Grab zu steigen? Warum soll ich meine Anna nicht wieder erhalten, meine Anna, ohne die ich nichts bin auf der Welt, ohne die meine Tage mir und andern zur Last sind?“

Ich weiß nicht, ob er vielleicht durch das Geräusch erschreckt wurde, welches das Laub unter unsern Tritten verursachte, oder ob er seine Rede wirklich geendigt hatte, genug, er blickte uns ganz ruhig an, verließ den Felsen, und reichte uns freundschaftlich die Hand.

„Wer ihr auch seyd, und was euch auch zu uns führt,“ sagte er, „seyd mir herzlich willkommen! laßt uns in meine Hütte gehen, und ich will euch von meiner Liebe erzählen, von meiner kurzen Wonne, und von meinem ewigen Jammer!“ —

Nach einem frugalen Abendessen, während dessen er nur wenig Unbedeutendes und ohne Zusammenhang sprach, führte er uns in einen kleinen mit recht artigen Gemählden und Zeichnungen verzierten Saal.

„Hier,“ sagte er, sehen Sie die Geschichte meines Lebens, Sie können sie in einem Augenblicke durchlaufen! Die Schönheit der Hauptperson ist nichts in Vergleichung mit den Eigenschaften ihres Herzens und ihrer Liebenswürdigkeit.“

Ich ersuchte ihn nun, uns die Bedeutung dieser Gemählde zu erklären; er weinte, lachte, sprang herum, weinte dann wieder, und fing endlich an. Alle hatten eine Beziehung auf die verschiedenen Begeben=

heiten aus Annens Leben, auf ihre Geburt, die Spiele ihrer Kindheit, ihren ersten Unterricht in der Musik, den ersten Brief, den er von ihrer Hand empfing, und endlich auf den Augenblick, wo seine Pflicht ihn von ihr rief, um die Freyheit seines Vaterlandes zu vertheidigen. Bey diesem blieb er stehen, und machte uns mit vieler Lebhaftigkeit eine genaue Beschreibung eines Treffens, worinnen er den linken Flügel commandirt hatte, und gefährlich verwundet worden war. Kaum halb von seiner Wunde geheilt, war er in die Arme seiner Anna geeilt. Sein Empfang zeigte eine gewisse Mischung von Liebe und Furcht, welche man an allen Figuren bemerkte. Auf dieses Gemählde folgte das der Erklärung seiner Liebe, welche durch die Gefahren des Krieges nur desto mehr befestiget und erhöht worden war; der Schwur ihrer ewigen Liebe, ihre Vermählung, die Geburt einer Tochter, des treuen Ebenbildes ihrer Mutter. Er ließ uns alle diese glücklichen Momente seines Lebens mit einer aus allen seinen Zügen lebhaft sprechenden Freude durchlaufen. Allein plötzlich kehrte er sich um, warf einen Blick auf die entgegenstehenden Bilder, stieß einen lauten Schrey aus und entfloh. Wir betrachteten sie nun allein, und erkannten darauf die lange Kette des Elends, welches ihn seit seiner Vermählung verfolgt hatte; den Tod der Aeltern seiner Anna, seiner alten theuern Freunde, die lange Krankheit seiner geliebten Tochter, endlich Annen selbst, wie sie ihm sterbend die Hand zum Kusse reichte, die Hand, die sonst so reitzend und voll und nun durch Kummer und Leiden alles Fleisches beraubt war. Auf dem letzten endlich erkannten wir leicht den Felsen, auf dem wir ihn selbst gefunden hatten. Er war in der Stellung eines vom tiefsten Gram Ge-

beugten vorgestellt. Am untern Rande las man folgende Worte, den Ausdruck des Grams, der ihn zu verzehren schien:

„Hier ruhen die geliebten Reste! hier will ich „auch meine Laufbahn beschließen, möge der Him„mel sie, und mit ihr meinen Schmerz bald ver„kürzen!" —

Welche schmerzliche Gefühle erweckte der Zustand dieses Unglücklichen in unsern Herzen! Mit der innigsten Theilnahme im Busen entfernten wir uns; und er suchte nun auf einem von Annens Hand verfertigten Teppiche den Schlaf, der ihn doch beständig floh. Was unsern Kummer indessen doch ein wenig linderte, war das, daß wir hörten: er werde jedesmal stiller und ruhiger, so oft er Gelegenheit gehabt habe, seine Leidensgeschichte jemanden mitzutheilen. Sein Bedienter versicherte uns, er habe die Nacht recht leidlich zugebracht und beym Frühstücke kam er uns selbst gefaßter und ruhiger vor.

Baltimore, wohin ich den folgenden Tag kam, war vor ohngefähr zwölf bis dreyzehn Jahren eine kleine Stadt, welche nicht mehr als höchstens zehn tausend Einwohner hatte; jetzt beläuft sich ihre Bevölkerung weit über dreyßig tausend, und ihr Handel macht sie zu einer der bedeutendsten im Umfang der vereinigt. Staaten. Ihre Lage an der Chesapeak-Bay, ist sehr vortheilhaft für die Schifffahrt, weil die Fahrzeuge hier zu allen Jahreszeiten einlaufen können. Diese Bay, welche für eine der schönsten in Amerika gehalten wird, erstreckt sich auf zwey hundert und achtig Meilen in das Land hinein und

ihre Breite steigt von vier bis auf dreißig Meilen. Sie nimmt eine große Menge von Flüssen auf, unter denen der Potowmak und die Susquehana die beträchtlichsten sind.

Der auswärtige Handel von Baltimore ist sehr ausgebreitet; im Innern kann er mit dem der ersten Städte der vereinigt. Staaten wetteifern. Außer den Produkten von Maryland, dessen Hauptstadt sie ist, führt sie eine große Menge Virginischer Produkte, als Baumwolle, Tabak, Mehl und gesalzenes Fleisch aus, wofür sie jenen wieder alle zu ihren Bedürfnissen nothwendigen Gegenstände zuführt. Der größte Theil der Einwohner von Baltimore sind Presbyterianer oder Protestanten. Alle andere Religionsbekenntniße haben indessen gleichfalls Versammlungssäle oder Kirchen daselbst. Die Quäker sind lange nicht in so großer Anzahl hier als in Philadelphia. Schon die in Maryland geduldete Sklaverey ist ein hinreichender Grund, sie von dort zu entfernen.

Es giebt ebenfalls hier eine Menge schöner öffentlicher Gebäude; auch hat diese Stadt lange nicht so viel als die andern, von dem gelben Fieber gelitten.

Die besten Handlungshäuser zu Baltimore sind schottländische. Dieses unternehmende, betriebsame Volk bringt überall die Liebe zur Arbeit und Kunst mit sich, und empfängt die Fremden mit einer in den vereinigt. Staaten nicht eben sehr gewöhnlichen Artigkeit. Diejenigen, denen ich empfohlen war, nahmen mich mit einer Freundlichkeit und Höflichkeit auf, die ich nicht genug rühmen kann.

Eilftes Kapitel.

Bundesstadt. Georg-Town.

Gemäß der Constitution der vereinigten Staaten, sollte der Congreß den Ort seiner Sitzungen auf einem von den übrigen Staaten unabhängigen Boden verlegen, der so viel möglich allen gleich bequem läge. Auf den Bericht der dazu bestimmten Ingenieurs wurde beschlossen, diesen Ort an den Ufern des Flusses Potowmak, der Maryland von Virginien trennt, anzulegen. Beyde Provinzen sollten einen Theil ihres Terrains dazu geben, und die neue Stadt an Umfang und Schönheit ihrer Bestimmung völlig entsprechen. Die Provinzen Virginien und Maryland, überzeugt von der Wichtigkeit dieses Unternehmens, ließen sich dazu sehr bereit und willig finden. Sie verwilligten nicht nur dem Congreß das ihnen zugehörige Land, sondern die Eigenthümer gaben freywillig die Hälfte ihres ganzen Grund und Bodens dazu her, in der sichern Erwartung, daß dann der Vortheil, den sie von der andern Hälfte ziehen würden, ihre jetzige Einbuße reichlich vergüten werde.

Durch die Akte des Congresses, welche die Erbauung der Bundesstadt angeordnet hatte, wurden auch die zu Aufführung der für die verschiedenen Autoritäten nothwendigen Gebäude erforderlichen Summen angewiesen und ausgesetzt. Für den Pallast des

Congresses wurde ein äußerst prächtiger Plan entworfen, allein er konnte der großen dazu erforderlichen Kosten halber nicht ausgeführt werden. Der des Präsidenten, so wie die der andern Regierungshäupter, sollte den ersten Januar 1800 fertig seyn, zu welcher Zeit man auch die erste Versammlung des Congresses in der Bundesstadt beschlossen hatte.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die ausschweifenden Spekulationen anführen wollte, wozu diese neue Einrichtung Veranlassung gab. In der Meinung, daß man von allen Orten und Enden herbeyströmen würde, kauften die reichsten Partikuliers Ländereyen zu einem unmäßig hohen Preise, um solche wieder um noch einen höhern verkaufen zu können, oder Häuser darauf zu bauen, die sie in der Folge äußerst theuer zu vermiethen dachten; allein wie sehr haben sie sich getäuscht. Die nach einem zu großen Plane angelegte Bundesstadt wird den Spekulanten in vielen Jahren noch keine Entschädigung gewähren, und die meisten verlieren außerordentlich dabey.

Der Potowmak, an dem die Bundesstadt erbaut ist, hat seinen Ausfluß, wie bemerkt worden, in die Chesapeak-Bay. Ihr Hafen ist gut und für alle Fahrzeuge fast zu jeder Jahreszeit gangbar. Der Plan der Stadt würde herrlich seyn, wenn er ausführbar wäre; allein Alles läßt vermuthen, daß dies unter mehreren Jahrhunderten nicht der Fall seyn wird. Von dem Pallaste des Congresses steht nur erst ein Flügel, und es scheint, als denke man gar nicht daran, ihn fort zu bauen. Der des Präsidenten, der fast eine Meile davon entfernt ist, ist vollendet, allein von der herrlichen Straße, welche beyde verbinden sollte,

stehen erst wenig Häuser, und so entfernt von einander, daß sie mehr wie Landhäuser, als zu der Hauptstraße einer Stadt gehörig aussehen, welche wenigstens vier mal hundert tausend Einwohner enthalten sollte.

Der Raum von dem Pallaste bis zum Fluße, der ohngefähr eine Meile beträgt, enthält nicht ein Haus, so wie derjenige, welcher sich an der Seite des östlichen Armes des Potowmaks hin erstreckt. An jedem dieser Aerme sieht man eine große Menge schöner Gebäude und prächtiger Gewölbe. Es sind dieses auch die belebtesten Quartiere der Stadt, oder vielmehr es sind zwey kleine Städte, von der des Congresses getrennt, wo nur einige reiche Eigenthümer, die Minister und Gesandten, nebst den öffentlichen Beamten wohnen. Der große Mann, der durch seinen Einfluß und sein Genie eine unermeßliche Bevölkerung hier zusammenbringen sollte, ist nicht mehr, und welcher von seinen Nachfolgern dürfte seine Stelle ersetzen?

Einige Meilen oberhalb seiner Mündung hört der Potowmak auf schiffbar zu seyn. Die Staaten von Virginien und Maryland haben indessen den Plan zu einem Kanal gemacht, um die Felsenriffe zu vermeiden, welche eben den Fluß in jener Gegend unschiffbar machen. Allein dieses Werk, woran anfangs mit der größten Anstrengung gearbeitet wurde, ist ins Stocken gerathen, weil der Niederlassungen in der Bundesstadt noch so wenig sind. Indessen soll es nun bald vollendet werden.

Die Bevölkerung der Bundesstadt übersteigt nicht acht tausend Seelen, und man baut sich hier lange nicht so thätig an, als in den meisten andern Seehäfen der vereinigten Staaten.

Der Platz dem Pallaste des Congresses gegenüber, würde einer der schönsten in der Welt seyn, wenn er vollendet wäre. Mitten auf diesem Platze, den man das Kapitol nennt, soll Washingtons Bildsäule errichtet werden, worüber in dem Congresse sich höchst kleinliche Debatten erhoben, weniger aus Sparsamkeit als aus Partheigeist. Allein das Andenken des großen Mannes ist durch seine Freunde gerächt worden, welche in allen Städten der vereinigten Provinzen eine Subscription zu einem des großen Mannes würdigen Denkmahle eröffnet haben.

Georg-Town, außerhalb des Bezirks des Congresses gelegen, war vor Anlegung der Bundesstadt, von der sie nur doch einen Creek (kleinen Fluß) getrennt ist, ein sehr ansehnlicher Handelsplatz. Sie hat eine schöne Lage am östlichen Arme des Potowmak. Ihr Hafen ist gut und sicher und kann Handelsfahrzeuge von aller Größe aufnehmen, Sie hat sehr gewonnen während der zehn Jahre, welche der Installation des Congresses vorhergingen. Noch immer hat sie auch nichts von der Lebhaftigkeit ihres Handels verlohren, der im Verhältniß zu ihrem Umfang und ihrer Bevölkerung, die nicht über zwey tausend Seelen beträgt, bedeutend genug ist.

Zwölftes Kapitel.

Congreß; Mont-Vernon, Bethléhem.

Es ist durchs Gesetz bestimmt, daß jeder Staat zu dem Congresse von drey und dreißig tausend seiner Bewohner, die über ein und zwanzig Jahr alt sind, einen Deputirten schicken muß. In denjenigen Staaten, wo die Sklaverey geduldet wird, zählt man zwey Sklaven für einen Freyen. Der Congreß bestimmt die zu den allgemeinen Bedürfnissen derStaaten nothwendigen Auflagen. Er schlägt Gesetze vor und berathschlagt über die ihm von der ausübenden Gewalt vorgeschlagenen; allein ehe sie in Ausführung gebracht werden können, müssen sie dem Senate vorgelegt werden, der sie prüft und billigt oder verwirft. Der Senat ist nehmlich eine höhere, zwischen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt stehende Macht. Jede Provinz sendet dazu zwey Deputirte, welche wenigstens vierzig Jahr alt seyn müssen. Das Gesetz schreibt sonst keine weitere Bedingung vor, aber alle diejenigen, welche die meisten Stimmen erhalten, sind meistens Männer, die sich durch ihre Kenntnisse und Talente empfehlen, und entweder ein ansehnliches Vermögen besitzen oder

dem Staate bedeutende Dienste geleistet haben. Man findet in dem Senate noch mehrere Glieder des Congresses, der im Jahr 1776 die Unabhängigkeit der Ver. Staaten proklamirte und verschiedene Generale, welche den langen Freyheitskrieg mit vieler Auszeichnung mit gemacht haben.

Nachdem ich mich in der Bundesstadt lange genug verweilt hatte, um mich zu überzeugen, daß in diesem Lande, wie sonst überall, ebenfalls das Privatinteresse die große Triebfeder menschlichen Handlungen ist, daß die Gunst der Großen überall den wesentlichsten Theil des Verdienstes ausmacht, und daß der Mensch, der eine Parthey ergriffen hat, taub gegen die Stimme der Vernunft bleibt, sie mag eine Form annehmen, welche sie will, verließ ich die aufblühende Stadt, den künftigen Schauplatz von Unruhen, welche einst die schönsten Länder der neuen Welt verheeren werden.

Von der Bundesstadt nahm ich meinen Weg nach Washingtons Landguthe. Hier lebte der große Mann in den letzten Jahren seines Lebens. Ein Empfehlungsschreiben aus der Bundesstatt öffnete mir sogleich den Eingang in Mont-Vernon. Schon als Franzose würde ich willkommen gewesen seyn, denn Washington hatte nicht aufgehört die Franzosen zu schätzen.

Mont-Vernon würde übrigens an sich gar keine Bemerkung verdienen, wenn es Washington nicht besessen hätte. Seine Lage, welche den Potowmak beherrscht, würde bewundernswürdig seyn, wenn die Ebene, welche man überschaut, nicht sandig, dürr und fast ohne allen Anbau wäre. Das Haus ist geräumig, aber ohne alle äußern und innern Verzierungen. Die Gärten sind schön und sehr sorgfältig un-

terhalten. Die Bibliothek von einem solchen Kenner gesammelt, enthält lauter interessante und nützliche Bücher. Diejenigen Schriftsteller, welche Washington mit besonderer Vorliebe gelesen zu haben scheint, sind Büffon und Montesquieu. Die Anmerkungen, die er zu den Werken dieser großen Männer gemacht hat, und die mir Madame Washington selbst zu durchlaufen erlaubt hat, beweisen, daß seine Kenntnisse und sein Scharfsinn nicht geringer waren, als seine übrigen großen Eigenschaften als Bürger und Soldat. Die Rathschläge, welche er seinen Nachfolgern gegeben hat, das viele Gute, das er den Armen und Unglücklichen erwiesen, die Unterrichtsanstalten, die er gestiftet, beweisen nicht weniger sein edles Herz, als seinen großen Antheil an dem Glück seiner Mitbürger und seines Vaterlandes.

Nachdem ich zwey Tage in dem Schooße dieser ehrwürdigen Familie zugebracht hatte, schiffte ich mich auf einem Packetboote nach Baltimore ein, und besuchte dann mit einigen Fremden Bethléhem, die Niederlassung der mährischen Brüder, die eine so große Achtung im ganzen Umfang der vereinigten Staaten genießt.

Dieser kleine Ort, wo wir den Tag nach unserer Abreise von Baltimore eintrafen, liegt acht und zwanzig Meilen von Philadelphia. Ihre Lage ist gesund und angenehm. Die mährischen Brüder, welche sie bewohnen, sind Eigenthümer des Bodens rings umher, auf mehr als zwey Meilen. Ein Fremder kann sich hier nie ein Eigenthum erwerben. Es giebt nur ein Wirthshaus im Orte, wo man wohl bewirthet wird, und zwar um einen mäßigen Preiß.

Der Ort selbst, welcher mehr einem Kloster als einer Stadt gleicht, zählt ohngefähr acht hundert Einwohner. Die Milde und Sanftmuth ihres Charakters, die Regelmäßigkeit ihrer Lebensweise, sind vielleicht das bewundernswertheste bey dieser Sekte, welche lange Zeit unter sich die Gütergemeinschaft gehabt hat. Selbst fremde Arbeiter sind so sehr an die Lebensweise der Brüder gewöhnt, daß sie sich nach geendigter Arbeit mit einer Stille entfernen, welche man sonst nirgends in der Union findet.

Den Tag unserer Ankunft besuchten wir noch das von den achtungswürdigsten Frauen der Sekte unterhaltene Kloster. Die Gebäude desselben sind geräumig, reinlich und gut abgetheilt. Junge Mädchen von allen Religionen werden hier anständig und sorgfältig erzogen. Ihre Beschäftigung besteht meistens in Handarbeit. Musik, Zeichnen, Stickerey, Unterricht in Geschichte und Religion füllen ihre übrige Zeit aus. Der Ertrag ihrer Arbeiten gehört der Gemeinde, welche ihn zu guten Werken verwendet.

Wer mehr über die Sekte der mährischen Brüder lesen will, den verweisen wir auf das Werk des Herrn Liancourt, über diesen Gegenstand. Sie stehen wie die Quäker im ganzen Umfange der vereinigten Staaten in dem besten Rufe, und genießen eine große Achtung, sie mögen sich befinden in welchem Lebensverhältnisse sie nur wollen.

Dreyzehntes Kapitel.

Charakter, Sitten und Gebräuche der amerkanischen Völkerschaften, in den Provinzen an der See.

Die Bewohner der Seegenden unterscheiden sich dergestalt von den Bewohnern der Provinzen im Innern des Landes, daß man kaum glaubt, beyde seyen eines Ursprungs. Die Seestädte, der Sammelplatz aller Völker der Erde, haben europäische Sitten angenommen, welche im Innern gänzlich unbekannt sind. Ihre Bedürfnisse haben sich mit ihrem Reichthum vermehrt, der Luxus hat sich eingeschlichen, und die Künste werden, wenn sie gleich noch in der Wiege sind, weit mehr geschätzt als im Innern, wo man kaum eine Idee davon hat.

Immerfort mit Handelsspekulationen beschäftigt, haben die Bewohner der Küsten von Nordamerika im Ganzen genommen alle Fehler und Tugenden des Kaufmanns. Arbeitsam, unternehmend, fleißig und sogar kühn, läßt sich der Bewohner dieser Gegend nicht leicht durch Schwierigkeiten abschrecken, man weiß Alles zu benutzen und zu gebrauchen, und aus einer Menge von Sachen große Vortheile zu ziehen, welche

man anderswo kaum oder mit Verachtung betrachten würde.

Allein so nützlich ihnen ihre Feinheit und Klugheit bey ihren Handelsspekulationen ist, so gut wissen sie sie auch bey ihren einzelnen Geschäften im täglichen Leben anzuwenden. Ueberzeugt, daß der Klügste den andern hintergehen werde, sind sie gegen einander immer äußerst mißtrauisch und vorsichtig. Ist der Fremde, der mit ihnen zu thun hat, gerade und redlich, so wird er fast immer betrogen, und der Amerikaner lacht ihn noch deshalb aus. Die unglücklichen Einwohner von St. Domingo haben dieses in den ersten Kriegsjahren recht sehr erfahren. Man behauptet nicht zu viel; wenn man sagt, daß neunzehn Zwanzigtheile jener flüchtigen Unglücklichen von den Amerikanern beraubt und betrogen worden sind.

Dasselbe Mißtrauen, das sie in ihren Geschäften zeigen, äußern sie auch gegen ihre Weiber, Kinder und vertrautesten Freunde. Selten haben die Weiber einiges Geld zum Unterhalt für sich und ihre Familie zur Disposition. Die Männer aus allen Ständen gehen immer selbst auf den Markt und kaufen für die Wirthschaft ein, indem sie sich nur wegen der innern Ordnung und Reinlichkeit des Hauses auf die Frauen verlassen. Sparsam bis zum Geitz, bedienen sie sich ihres Vermögens nur, um ihren ungeheuren Hang zum Trunke zu befriedigen. Im Weine trösten sie sich für jedes Ungemach. Eine Havannacigarra, ein Zeitungsblatt, eine Bouteille Madeira, das macht das Glück ihres Lebens aus und ist ihnen mehr werth als der Anblick der reitzendsten Natur.

Die Lektüre der Zeitungen, welche in ungeheuerm Ueberflusse hier sind, nimmt bey den Amerikanern

einen großen Theil des Tages hin. Diese immerwährende Beschäftigung bringt ihnen noch vor dem zwanzigsten Jahre den Wahn bey, daß sie politischer sind als die ersten Diplomatiker in Europa. Stolz auf den glücklichen Ausgang ihrer Revolution, den sie doch großen Theils Frankreichs Beystande zu verdanken haben, halten sie sich für die ersten Krieger in der Welt.

Die Amerikaner sind nicht minder auch sehr prozeßsüchtig und voller Chikanen. Die Kaltblütigkeit, womit sie ihre Sachen führen, ist zum Erstaunen. Sie appelieren von einem Tribunal zum andern, bis es nicht mehr geht. Ihre politischen Uneinigkeiten werden mit jedem Tage schneidender und heftiger. Die Demokraten, unruhig und despotisch wie in jedem andern Lande der Welt, schreiben den Föderalisten, welche den Frieden lieben, weil sie gemeiniglich reicher sind, Gesetze vor. Beyde fest auf ihren Meinungen beharrend, werden vielleicht noch, wenn ihr träges Blut erst einmal aufwallt, die Constitution umstürzen und eine Trennung der nördlichen und mittägigen Staaten bewirken; was auch ihre Deputirten auf dem Congresse wohl wissen.

Die Amerikaner hangen größtentheils nicht sehr an ihrer Familie, und helfen nicht leicht ihren armen Verwandten. Die Liebe, welche sie gegen die Kinder äußern, fällt fast immer auf das jüngste, und verschwindet fast gänzlich, so bald es sein zwölftes Jahr erreicht hat. Ist das Kind erst aus der Schule entlassen, so hat man genug dafür gethan, und es muß nun selbst sehen, wie es sich in der Welt forthilft. Mir scheint der Grund davon zum Theil mit darinne zu liegen, daß das Gesetz den Eltern die Gewalt über die

Töch-

Töchter im funfzehnten Jahre und über die Söhne in deren zwanzigstem entzieht.

Dieses ist ohngefähr der Charakter der Küstenbewohner der amerikanischen Staaten, der ihnen bey den Fremden, welche mit ihnen zu thun haben, nicht viele Freunde erworben hat. Allein wie sehr werden diese nicht dafür durch die Milde der Regierung und durch die Freyheit entschädigt, deren sie hier genießen.

Die Bewohner der Ver. Staaten verbrauchen ausnehmend viel Thee. Man genießt ihn gewöhnlich um vier oder fünf Uhr nach der Mahlzeit. Die damit verbundene Collation besteht meistens aus frischer Butter, kleinen Kuchen, Käse und Confituren. Auch geräuchert Fleisch wird in ganz dünnen Scheibchen mit aufgetragen. Das so zubereitete Ziegenfleisch schmeckt vortrefflich. Die Mädchen, welche den Thee serviren, wissen das mit ungemein viel Anstand und Kokétterie zu thun. Niemand genießt nach Tische Caffee, allein die Männer nehmen ihn zum Frühstücke. Da sie ihn sehr verdünnen, entschädigen sie sich dafür durch die Menge. Die Amerikaner essen übrigens meistens wie die Engländer. Sie bedienen sich keiner Servietten; haben Gabeln mit zwey Zinken, die sie nur beym Zerlegen brauchen, sonst essen sie blos mit den oben runden Messern. Erst nach Tische fangen sie an zu trinken. Es scheint eine Grundregel bey ihnen zu seyn, nichts so zu machen wie wir.

Vierzehntes Kapitel.

Amerikanische Damen.

Ueberall haben die Frauen weniger schlechte und mehr gute Eigenschaften als die Männer, eine Wahrheit, welche ich gern verbreiten helfe, und die mir jeden Tag ausgemachter und klarer vorkommt. Mehr als irgend ein anderes Volk können sich die Amerikaner rühmen, gute Weiber zu haben; und diese allgemeine Regel leidet nur sehr wenig Ausnahmen. Die jungen Mädchen überlassen sich mit derselben Freyheit dem Vergnügen, wie die jungen Männer. Tanz, Schauspiel, Spaziergänge, Putz beschäftigen sie ausschließend, besonders wenn sie Eltern haben, die ihre Neigungen begünstigen, und ihren Aufwand bestreiten können. Gefällt ihnen ein junger Mann und gelingt es ihnen, denselben zu fesseln, so muß er, ehe er an eheliche Verbindung denken kann, ihnen alle Arten des Vergnügens verschaffen, und allen ihren Launen fröhnen. Überzeugt, daß ihre Freuden mit dem Tage ihrer Verheyrathung zu Ende gehen, schieben sie diesen so lange

als nur möglich hinaus, und ergeben sich den Bitten ihrer Liebhaber nicht eher, als bis sie bemerken, daß diese zurücktreten wollen. Ich habe selbst gehört, daß mehrere Amerikanerinnen auf die aufrichtigsten Liebeserklärungen und vortheilhaftetesten Heyrathsanträge antworteten: Sie hätten noch keine Zeit gehabt, die Welt und ihre Freuden kennen zu lernen, und sie gedächten jene nicht eher zu verlassen, bis sie diese genossen hätten.

So frey aber die jungen Leute leben, wenn sie frey und unvermählt sind, so sklavisch ist der Zustand in der Ehe. In das Innere ihrer Häuser gebannt, blos mit der Sorge des Hauswesens beschäftigt, gehen sie nur aus, wenn sie ihre Verwandten besuchen, oder in die Kirchen gehen wollen. Der Geschmack an Putz und rauschendem Vergnügen scheint gänzlich zu erlöschen, oder sie doch nur noch nebenbey zu beschäftigen. Ganz ergeben den Geschäften der Wirthschaft, ertragen sie geduldig alle Rohheiten und Widerwärtigkeiten, welche ihre oft betrunkenen Männer ihnen anzuthun gewohnt sind. Sie wissen ihre Fehler zu entschuldigen und entschädigen durch ihre Artigkeit und ihren wahrhaft feinen geselligen Ton den Fremden für alle die Unannehmlichkeiten, welche diese nicht selten von den Männern erfahren.

Welche Verschiedenheit von unsern Sitten! wo die Mädchen die Ehe immer erst als den Zeitpunkt betrachten, der ihnen ihre volle Unabhängigkeit gewährt.

Der Aufwand der Weiber in den vereinigten Staaten ist äußerst mäßig. Wenn auch einige äußerlich in ihren Häusern und in ihrem Anzuge einen gewissen Luxus zeigen, so ist dieses mehr der Wunsch ihrer Männer als ihr eigener; welche hier so wie in Europa ih-

ren Credit nicht selten blos dadurch erhalten, daß sie Andern Staub in die Augen streuen.

Die Amerikanerinnen stillen ihre Kinder selbst, wenn sie deren auch noch so viele haben. Sie können es nicht begreifen, wie man diesen äußerst wichtigen Theil der Mutter-Pflichten einer Fremden überlassen könne. Eine gewisse, von der Natur selbst ihnen verliehene Geduld und Sanftmuth lassen sie auch die peinlichsten Bemühungen gern und leicht übernehmen. Wenn sie ihnen auch gleich nicht so viel äußerliche Zeichen einer unbegrenzten Liebe geben wie die Französinnen, so wachen sie mit desto mehr Sorgfalt über ihre Gesundheit und leisten ihnen bey Krankheiten die treueste, zärtlichste Hülfe.

Mit dem Ausdrucke einer gewissen schmachtenden Hingebung, verbinden die weissen, frischen und frölichen Amerikanerinnen ein sehr angenehmes, gefälliges Benehmen; allein sie erhalten die Naturgeschenke nicht gar lange. Oft sind noch vor dem zwanzigsten Jahre die Rosen ihrer Wangen gänzlich verblüht und ihre bewunderten Reitze verschwunden. Es scheint, als ob Amor, überzeugt, daß die Männer dieser Gegenden so vieler Schönheiten nicht werth sind, das liebenswürdige Geschlecht derselben beraubt, sobald es seine Altern verläßt, um in Hymens Tempel zu opfern. Es giebt wenig Länder, wo die Damen so schlechte Zähne haben, als in den vereinigten Staaten. Meistentheils sind die vordern schon vor dem achzehnten Jahre verdorben. Die meisten Reisenden geben die Schuld davon der üblen Gewohnheit den Thee äußerst heiß zu trinken; allein warum sollte dieß dann nicht dieselbe Wirkung bey den jungen Männern äußern? Ich glaube vielmehr, daß dieser Fehler seinen Ursprung

mehr in der Sitte habe, sich nicht oft genug zu schneu-
tzen. Die scharfen Feuchtigkeiten, welche aus dem
Gehirne herunterdringen, müssen nothwendig die er-
sten Keime der Zähne angreifen, und so diese widrige
Wirkung hervorbringen. Was mich noch in dieser
Meinung bestärkt, ist die Bemerkung, daß die Zähne
der obern Kinnlade und vorzüglich die Schneidezähne
am ersten verdorben werden. Ueberhaupt macht man
den Amerikanern den Vorwurf einer eben nicht sehr
grossen Reinlichkeit.

Fünfzehntes Kapitel.

Abreise nach Louisiana; Lancaster; Versammlung der Staaten von Pensylvanien.

Ich verließ Philadelphia in den letzten Tagen des Februars, begleitet von einem Franzosen, der sich einige Zeit zu St. Louis aufgehalten hatte, und nun mit einem ziemlich starken Waaren = und Geldvorrathe dahin zurückkehrte. Der Winter, der dieses Jahr sehr mild gewesen war, hatte eine zeitige Vegetation vorbereitet, und die Gefilde fingen schon an zu grünen, als ich abreiste. Da wir Pensylvanien in seiner größten Länge durchstreichen mußten, nehmlich von Osten nach Westen, so nahmen wir den Wagen von Lancaster. Das Land, welches wir durchreisen mußten, war schöner als ich es noch in den vereinigten Staaten gesehen hatte. Die Gegend, welche um Philadelphia herum sandigt und dürftig ist, wird immer fruchtbarer, je weiter man sich davon entfernt, und die Grafschaft Lancaster zeigt den Reisenden eine jener Quellen des wahren Wohlstandes, dessen sich die Amerikaner mit Recht rühmen. Die Meyerhöfe stehen dicht zusammen und sind gut gebaut. Ihr Aeußeres verkündigt Wohlstand, die Frucht der Arbeit und des

Fleißes, und ihr Inneres verräth, wenn auch nicht Luxus, doch Bequemlichkeit und gutes Auskommen. Die Deutschen, welche sie fast allein bewohnen, werden für die besten Landwirthe der vereinigten Staaten gehalten, und man kann sie mit Recht die Väter des Landbaues in Amerika nennen.

Die große Anzahl von Deutschen, welche die Grafschaft Lancaster bewohnen, nöthigen die Staaten, Gesetze und Verordnungen aller Art in beyden Sprachen bekannt zu machen. Eines langen, langen Aufenthaltes hieselbst ohngeachtet haben die Deutschen sich doch noch nicht zu Erlernung der englischen Sprache bequemen wollen, kaum verstehen sie so viel davon, als sie zum täglichen Verkehr mit Engländern brauchen. Um öffentliche Stellen bekümmern sie sich nicht, sondern ziehen den Landbau vor. Allein wenn die Deutschen die englische Sprache nicht angenommen haben, so haben sie auch ihre Fehler nicht angenommen, den der Trunkenheit ausgenommen, den sie jedoch auch nicht so weit treiben als die Engländer. Sie sind weder zänkisch und mißtrauisch und benehmen sich in allen ihren Geschäften mit viel Rechtlichkeit und Freymüthigkeit. Man macht ihnen vielleicht nicht mit Unrecht den Vorwurf, in ihren Häusern und Familien ein wenig grob zu seyn, allein dieser Fehler — wenn es anders einer ist — stammt aus ihrem Mutterlande.

Der Handel von Lancaster ist sehr beträchtlich, und da er nur zu Lande geführt werden kann, haben die Staaten von Pensylvanien eine große schöne Straße dahin anlegen lassen, welche auf Kosten der Reisenden unterhalten wird. Lancaster ist der Kornboden und die Fleischkammer für Philadelphia und einem großen Theil der Kolonieen und mittägigen Provinzen.

Lancaster ist eine ziemlich gutgebaute Stadt, welche ohngefähr sechs tausend Seelen fassen mag. Sie ist die zweyte des Staats von Pensylvanien, und die bedeutendste von allen im Innern. Die Einwohner sind größtentheils Deutsche und Holländer und reformirter Religion. Indessen giebt es auch viel Römisch-Katholische hier.

Vier große Straßen mit Trottoirs machen fast die ganze Stadt aus. Die Trottoirs sind breit und gut unterhalten, aber die ungepflasterten Straßen fast nicht mit Wagen zu befahren. Man hat sie indessen durch den Ertrag einer Lotterie ausbessern wollen.

Hierbey die Bemerkung, daß die schönsten Anstalten der vereinigten Staaten das Resultat der Neigung des Volks für diese Art von Glücksspielen ist, und wer sollte sie dann tadelnswerth finden?

Ich hatte Gelegenheit Zutritt in der Versammlung der Staaten zu erhalten, und konnte in den verschiedenen Sitzungen, denen ich beywohnte, bemerken, wie wenig sich die Amerikaner aus dem machen, was wir äußern Anstand und Etikette nennen. Jeder Repräsentant oder Senator sitzt auf einem hölzernen Armstuhle, vor ihm steht ein kleiner Tisch, um die ihm nöthigen Papiere darauf zu legen; allein ein grosser Theil bedient sich desselben zum Sitzen oder Ausstrecken der Füße, und verändert diese Stellung nicht eher, als bis er mit dem Präsidenten sprechen will, denn in diesem Fall muß er aufstehen und den Hut abnehmen. Wenn man durstet, trinkt man aus einem in einem Fenster des Sitzungssaales stehenden Gefäße, welches ein Bedienter immer mit Wasser anfüllen muß. Der Gebrauch aus einem Glase zu trinken, ist in Amerika überhaupt noch sehr

im Gange. Es ist kaum zehn Jahre her, daß man in den reichsten Häusern für die zahlreichste Gesellschaft nur ein oder zwey Gläser brachte. Selbst jetzt muß man in vielen öffentlichen Häusern mit der Gesellschaft aus einem Glase trinken, wenn man nicht für unhöflich gelten will.

Man findet zu Lancaster Menschen von allen Gewerben und wahrscheinlich wird man bald Manufacturen daselbst finden. Die Menge kleiner Flüsse, welche das Land durchschneiden, bieten dem Künstler und Spekulanten sehr viele Vortheile dar. An diesen Flüßchen sind auch die trefflichen Mühlen angelegt, welche das Mehl liefern, womit das ganze Jahr der Markt von Philadelphia versehen wird. Der Mechaniker kann die Vollkommenheit dieser Werke nicht genug bewundern. Die Theurung der Handarbeit nöthigt die Eigenthümer Nichts zu sparen, um die Zahl der Hände so viel als möglich zu vermindern, und so findet man denn auch Mühlen von sechs Gängen, welche nur fünf Menschen erfordern. Aus einer Mühle dieser Art kommen in vier und zwanzig Stunden wohl hundert Fässer Mehl, wofür die Landleute theils ihre Bedürfnisse eintauschen, theils Geld erhalten, womit sie ihre Wirthschaft verbessern.

In einiger Entfernung von Lancaster bemerkt man auch ein von einer zahlreichen und wohlhabenden Gesellschaft errichtetes Etablissement zu Beförderung des Weinbaues in Pensylvanien. Ein Franzose hat den Weinstock hierher verpflanzt. Allein der Wein scheint in diesem ungewissen noch immer so sehr wechselnden Klima nicht recht gedeihen zu wollen.

Unter den Fabriken zu Lancaster zeichnet sich aus die der Riflen oder Büchsen, deren sich die Bewoh-

ner des Westen und selbst verschiedene indianische Völker zur Jagd bedienen. Dieser mörderischen Waffe verdanken die Amerikaner mehrere Siege in dem Freyheitskriege. Ich werde noch der Geschicklichkeit erwähnen, mit der sie sie brauchen, und die fast allen Glauben übersteigt.

Sechszehntes Kapitel.

Harrisburgh; Susquehana; Carlisle; Gebürge von Kituckturry und Sedling; Bedford; Gebürge von Alleghani.

Nach einem dreytägigen Aufenthalte zu Lancaster setzte ich meinen Weg nach Harrisburgh fort, welches vierzig Meilen davon entfernt liegt. Die große Straße dahin ist eben so schlecht als die von Philadelphia nach Lancaster gut ist. Das Land umher scheint tragbar und gut angebaut und die Wohnungen, wenn gleich ein wenig entfernt von einander, verkündigen Wohlstand ihrer Bewohner. Sie sind fast sämmtlich von großen viereckig gehauenen Holzstücken erbaut, deren Zwischenräume mit Steinen und Erde oder Kalk ausgefüllt sind. Achzehn Meilen von Lancaster liegt Elisabeth-Town, und einige Meilen weiter Middle-Town, zwey schlechte kleine Dörfer. Der Fluß Susquehana, den wir nicht weit von Middle-Town bemerkten, und an dessen Ufer wir hinzogen bis Harrisburgh, entschädigte uns einigermaaßen für das Langweilige des Weges selbst. Das linke Ufer, wo wir uns befanden, ist eine reiche, schöne Ebene, gut bewohnt und angebaut. Das rechte ist in seiner ganzen Ausdehnung mit Anhöhen eingefaßt, welche herrliche Waldungen tragen, woraus Maryland sein schön-

stes Bauholz zieht. Wenn gleich die Susquehana nur zur Regenzeit schiffbar ist, treiben die anwohnenden Völker doch einen beträchtlichen Handel mit Baltimore. Sie führen Mehl und eingesalzenes Fleisch dahin.

Harrisburgh ist eine nette kleine Stadt am linken Ufer der Susquehana. Herr Harris entwarf vor ohngefähr acht und zwanzig Jahren erst den Plan dazu in einer weiten Ebne, wo gesundes und reichliches Wasser war. Der kleine Ort zählt wenigstens vierzehn hundert Einwohner, halb Deutsche, halb Amerikaner, emigrirt aus den nördlichen Staaten, oder Irrländer von Herkunft. Ich konnte mich nur einen Tag hier aufhalten, und fand als Reisegefährten bis Carlisle einen ausgewanderten Franzosen, der in gerader Linie von jenem braven Manne abstammte, der verwundet durch denselben Schuß, der den großen Türenne tödtete, zu seinem ihm zu Hülfe eilenden Sohne sagte: Nicht um mich, um den großen Mann hier mußt du weinen! Erst im Dienste der vereinigt. Staaten, dann Musik- oder Zeichenmeister, dann Kaufmann, mußte er jetzt wieder als Tanzmeister von Ort zu Orte wandern. Allein sein glücklicher Charakter ließ ihn alle diese Geschäfte nicht nur ohne Widerwillen, sondern, wie es schien, selbst mit Lust betreiben.

Carlisle ist von Harrisburgh nur achtzehn Meilen entfernt, und vielleicht die unangenehmste Stadt in den vereinigten Staaten, die ich gesehen habe. Auf einem dürren und ungleichen Boden erbaut, mit Fichtenwäldern umgeben, ohne Wasser in der Nähe, suchte ich umsonst Etwas auf, was zum Anbau hier hatte reitzen können. Ich erfuhr von einigen Vornehmen des Landes, daß, weil dieser Platz ein Hauptquartier

der amerikanischen Truppen im Freyheitskriege gewesen sey, die Hoffnung des Gewinns eine Menge Spekulanten hergezogen habe, daß um diese Zeit die zerstreuten Einwohner hierher gekommen wären, um sich mit dem, was sie gebraucht, zu versehen, und daß nun der Ort die Niederlage aller zum Bedürfniß der umliegenden Gegenden bestimmten Waaren bis an den Fuß des Gebirges geworden sey. Man sagte noch, daß die nicht handelnden Partikuliers reiche Grundeigenthümer seyen, welche, da sie den Preis der Ländereyen ansehnlich steigen gesehen, hier geblieben wären, um sie entweder mit mehr Gewinn zu verkaufen, oder nützliche Anlagen darauf zu machen.

Presbyterianer, Protestanten und Methodisten haben Kirchen zu Carlisle. Das Wasser, welches man hier trinkt, scheint von sehr schlechter Beschaffenheit zu seyn. Und ihm ist wohl zum Theil der Mangel an Frischheit zuzuschreiben, den man bey dem schönen Geschlechte auch in dieser Stadt findet.

Seit ich Philadelphia verlassen hatte, war das Wetter fast immer mild und angenehm gewesen; allein den Tag vor meiner Abreise von Carlisle wurde es auf einmal so kalt, und in der Nacht fiel so viel Schnee, daß der mit Depeschen versehene Postwagen den Weg nicht fortsetzen wollte. Indessen mußte man mich doch, so wie meinen Reisegefährten fortzuschaffen suchen. Man bot uns daher Pferde und einen Führer an, was wir denn auch annahmen. Der kalte Nordwestwind ließ uns nicht viel Lust und Muße zum Umsehen, indessen bemerkte ich doch, daß die Gegend nicht eben sehr bewohnt war. In einem Raume von fast dreyßig Meilen konnte ich nicht mehr als zehn Häuser entdecken. Die Fichtenwälder längs des Weges zeigten mir auch, daß

der Boden nicht eben der fruchtbarste seyn könne. Sehr ermüdet und erfroren langten wir in Schippensburg an, das man eine Stadt nennt, wenn es gleich eigentlich nur ein Dorf ist. Hier wurden wir von den Einwohnern auf eine nicht eben höfliche Art behandelt, denn weil sie so ungeheuer viel für die Pferde verlangten, mußten wir unsere Reise zu Fuße fortsetzen. Die Meinung, daß die Franzosen gern um jeden Preiß sich es bequem zu machen suchen, mochte sie zugleich mit dazu bestimmt haben.

Wir gingen daher auch des andern Morgens weiter und kamen nach einigen Stunden nach Strasburgh, wo wir die Wagen *) fanden, von denen wir bereits gehört hatten. Sie warteten auf besseres Wetter, um über die Gebirge zu kommen. Das Dorf Strasburgh zählte vor acht Jahren nur drey Häuser. Jetzt hat es wenigstens funfzig, deren Besitzer in ziemlichem Wohlstande leben. Es liegt am Fuße der Gebirge Kitucktuny, und macht gerade die Hälfte des Weges von Philadelphia nach Pittsburgh.

Ob die Kälte gleich äußerst heftig war, fuhren die Wagen (Waggon) doch des Morgens aus und wir mit ihnen. Der viele Schnee machte, daß wir sehr langsam fortkamen, und wir konnten den Tag nicht mehr als sieben Meilen machen. So langsam ging es über die drey Gebirge Kitucktuny, wovon das erste das rauheste und längste ist. Das von Sedling, weniger rauh und steil, ist mit kleinen dürren

*) Dieses Fuhrwerk, welches Waggon heißt, ist zum Transport von Waaren bestimmt. Ein solcher Wagen hat meistens 4 Pferde, und führt nicht mehr als 30 Zentner.

Bäumen bedeckt, ein Beweis von der Schlechtigkeit des Bodens. Ueberall sind die Thäler bewohnt und der Boden ist gut angebaut. Die Menge Waggons, welche immer hier hinüber gehen, sichern den Landleuten den Absatz ihrer Lebensmitteln zu guten Preisen, oder gegen andere ihnen nöthige Sachen. Die meisten Fuhrleute versehen sich reichlich mit Allem, was ihnen in diesen fremden Ländern nützlich seyn kann, und bezahlen dafür was man verlangt.

Nach einem fünftägigen Wege kamen wir nach Bedford, eine artige kleine Stadt, welche sieben bis acht hundert Einwohner zählt, meistens Handelsleute oder Grundeigenthümer, welche ihre Besitzungen sehr vortheilhaft an Irrländer oder Deutsche verkaufen, die ohne Mittel des Unterhalts in den vereinigten Staaten anlangen, und ihre Ueberfahrt aus Europa mit einigen Jahren Arbeit *) bezahlen müssen. Ist die Zeit ihres Dienstes vorüber, so kaufen sie sich in den entfernteren Gegenden Land, wo es weniger theuer ist, und bilden dort nicht selten durch Fleiß und Industrie ansehnliche Etablissements.

---

*) Dieser Handel ist einer der beträchtlichsten in den vereinigten Staaten. Ein Handelsmann kommt als Schiffskapitain mit einer Ladung nach Irrland oder in die Hanseestädte. Er kündigt an, daß er Reisende an Bord nehmen und gegen einen gewissen Preiß in Amerika aussetzen wolle. Alle die, welche nichts für ihre Ueberfahrt bezahlen können, werden unterwegs von ihm ernährt und bey der Ankunft verkauft er ihre Arbeit nach dem Betrag der Summe, für welche sie überein gekommen sind. Diese Art von Sklaverey aber dauert für einen Mann allein nicht über zwey Jahre; hat er aber Familie, wohl vier Jahr. Ist diese Zeit vorüber, so sind sie wieder frey und werden Bürger.

Die Alleghanni - Gebirge sind die höchsten des mitternächtlichen Amerika. Indessen sind sie immer nur Hügel gegen die Alpen oder Pyrenäen. Die große Straße darüber ist ohne alle Gefahr und sehr bequem. In diesen Gebirgen entspringt auch der schöne Fluß gleiches Nahmens. Zu Pittsburgh vereinigt er sich mit der Monogahela — welche die Franzosen la mal engueulée genannt hatten — um den Ohio zu bilden.

Auf der Rückseite dieser Gebirge entdeckte ich zum ersten Mahl den Zuckerahorn, wovon ich bey Gelegenheit der Produkte von Ober-Louisiana sprechen werde.

Siebzehntes Kapitel.

Greensburgh, Pittsburgh, die Flüsse Alleghani und Monongahela. Steinkohlengruben.

Von Bedford bis Greensburgh ist mir gar nichts Bemerkenswerthes aufgestoßen. An beyden Seiten des Weges erblickt man sich bildende Niederlassungen und Häuser im Entstehen. Die Wohnungen, welche in den Gegenden um Harrisburgh und Carlisle von viereckig gehauenen Holzstücken gebaut werden, sind hier blos von rohen nur an den Enden behauenen Baumstämmen zusammengesetzt, und zwar so roh als möglich. Die Bedeckung derselben besteht aus sechs bis sieben Fuß langen Brettern, grob gearbeitet und mit hölzernen Pflöcken befestigt. Die Thüren gehen in hölzernen Angeln. Mit einem Wort, alle Häuser, womit diese Gegend bedeckt ist, werden ohne Eisen, ohne Steine, ohne Erde erbaut, selbst die Schorsteine nicht ausgenommen, welche breit und hoch sind und mehrere Jahre dauern, wenn man nur so vorsichtig ist, ihnen das Feuer selbst nicht gar zu nahe zu bringen. Dergleichen Wohnungen kosten denn auch nicht mehr zu bauen als ein Mittagsessen, wozu der Besitzer alle Nachbarn einladet und das man Frolick

zu nennen pflegt. Wenn das Holz erst an Ort und Stelle ist, braucht man etwa einen Tag, um die größesten Häuser dieser Art zu erbauen. Der neue Bewohner richtet sich immer mit der Zahl der Gäste nach der Schwierigkeit der Arbeit.

Der größte Theil der Menschen, welche den hintersten Theil von Amerika bewohnen, haben gar keine Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung. Die Entfernung der Städte raubt ihnen dieses. Sie sind daher äußerst unwissend und abergläubisch, so, daß sie sich leicht von jedem Abentheurer täuschen lassen, der ihnen irgend eine neue Lehre verkündigt, welches diese oft nur thun um Geschenke zu erhalten. So durchstrichen vor einigen Jahren die Methodisten die unbewohntesten Theile von Pensylvanien und machten eine solche Menge Proselyten, daß zuletzt die Regierung aus Furcht vor einer gänzlichen Sittenverderbniß, ihnen das untersagen mußte.

Männer und Weiber verließen ihre Wohnungen, um diesen Fanatikern nachzulaufen, welche, mitten auf dem Felde oder in den Wäldern predigten, wobey sie sich den seltsamsten Uebertreibungen überließen.

Greensburgh, wo ich nach neun Tagen seit meiner Abreise von Schippensburgh ankam, ist eine kleine wohlgebaute Stadt auf einer Anhöhe, an deren Fuß ein kleiner Bach hinfließt. Dieser Ort, dessen Nahmen man vor zwanzig Jahren kaum kannte, ist heut zu Tage der Sitz eines Tribunals und der Hauptort einer reichen Grafschaft. Er ist recht nett gebaut.

Das Innere der Stadt ist fast gänzlich von Amerikanern bewohnt, die aus den nördlichen Staaten ausgewandert sind, und hier größtentheils Magazine

auf Rechnung von Handelsleuten aus Philadelphia, Baltimore und Boston halten; allein das reich angebaute und gut bearbeitete Land gehört Deutschen zu, welche recht hübsche Wohnungen hier erbaut haben. Ihr Ueberfluß an Mehl und gesalzenem Fleisch geht auf einem kleinen in den Alleghani fallenden Fluße herunter nach Pittsburgh, und sie senden ganze Heerden lebendiger Thiere auf die Märkte von Baltimore und Philadelphia.

Von Greensburgh reiste ich in zwey Tagen nach Pittsburgh, welches die Franzosen sonst unter dem Nahmen des Fort Duquesne besaßen. Damals war dieser Ort die Niederlage von Pelzwerk, welches die Indianer hier gegen Spielerey vertauschten. Jetzt gehört er den vereinigten Staaten, und ist einer der beträchtlichsten Plätze derselben. Hier kommen der Alleghani und die Monogahela zusammen, um den Ohio zu bilden. An der Stelle ihrer Vereinigung stand ehedem das Fort Duquesne, wovon noch Spuren übrig sind. Die Stadt hat sich seit zwanzig Jahren gar sehr vergrößert und zählt jetzt ohngefähr drey tausend fünf hundert Einwohner, alles Kaufleute oder Künstler. Ihr Mehlhandel ist beträchtlich und die erstaunenswürdige Zahl von Emigranten, die sich hier nach Kentucky und nach den westlichen Provinzen einschiffen, ist seit mehreren Jahren eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums für sie geworden. Hier läßt sich immer jede Familie ein Fahrzeug erbauen, und legt alle ihr baares Geld an, um sich die zu ihrem neuen Etablissement nöthigen Dinge zu kaufen.

Die Einwohner von Pittsburgh leben im größten Ueberfluße. Wildpret und Fische sind sehr häufig, auch Mehl und Fleisch ist viel wohlfeiler, als in den See-

städten. Blos der Madera-Wein und französische Liqueure, welche man zu Lande zuführen muß, sind sehr theuer. Der größte Theil der Einwohner ersetzt sie aber durch ein anderes starkes Getränk, Wisky genannt, das aus Roggen und Mais destillirt wird. Es ist äußerst übelschmeckend und der Gesundheit nachtheilig. Die dadurch erzeugte Trunkenheit ist wahrhaft empörend, auch scheint es das Nervensystem außerordentlich anzugreifen. Crug, eine Mischung dieses Tranks mit Wasser, ist das Lieblingsgetränke des gemeinen Mannes, der es ohne Maaß genießt. Daher giebt es denn hier auch Menschen, welche in der Blüthe ihres Lebens physisch und moralisch todt sind.

Die Steinkohlengruben um Pittsburgh liefern eine solche Menge trefflicher Kohlen, daß man sie dem Holze vorzieht, ob dieß gleich nicht eben sehr viel theurer ist. Die kleinen indianischen Völkerschaften, die nicht weit von dieser Stadt leben, versorgen sie mit Rehen und jungen Bären, deren Fleisch äußerst zart und wohlschmeckend ist. Dafür nehmen sie gewöhnlich starke Brandweine, welche sie sehr lieben, Schießpulver und kleine Spielereyen fast ohne allen inneren Werth. Wir hielten uns acht Tage hier auf, und brachten unsere Zeit größtentheils mit Fischen und Jagen zu. Das Wildpret, das man sehr häufig auf den benachbarten Anhöhen findet, besteht meistens aus Rebhühnern, Fasanen, Auerhähnen, Hasen und vorzüglich Eichhörnchen, deren Fleisch sehr geliebt wird. Die Fische, welche in dem Ohio gefangen werden, sind: die Barbe, welche oft sechzig bis achtzig Pfund wiegt, der Barsch, die Schleye, der Weißfisch, alle von außerordentlicher Größe. Das Land um

Pittsburgh ist indessen lange nicht so gut, als das um Greensburgh; indessen ist es wegen des leichtern Absatzes aller seiner Produkte immer in einem weit höhern Preiße.

Man baut zu Pittsburgh Kauffahrteyschiffe von verschiedener Größe. Das Bauholz wird für weit besser gehalten, als das, dessen man sich in den Seestädten bedient. Um die Schiffe zu ihrer ersten Bestimmung, nach Neu-Orleans nehmlich, zu bringen, muß man das hohe Wasser benutzen, weil sie sonst nicht über die Wasserfälle des Stroms laufen können.

Achtzehntes Kapitel.

Auswanderung aus den nördlichen Provinzen von Louisiana. Weeling. Marieta. Galliopolis.

Nachdem wir uns von unsern Beschwerden erholt hatten, dachten wir an die Fortsetzung unsrer Reise. Mein Gefährte traf ein Abkommen mit einem Familienvater, der sich an den Ufern des Missouri niederlassen wollte, und wir schifften uns auf einem flachen Fahrzeuge ein, dessen leichte Bauart nur für einen so sanften Fluß paßte, wie der Ohio wirklich ist.

Ich hatte auf diesem Theile meiner Reise Gelegenheit, den Unterschied recht deutlich wahrzunehmen, der zwischen dem Europäischen Landmann und dem der vereinigten Staaten Statt findet. In unsern Gegenden ist der Landmann mit besonderer Vorliebe gegen den Boden erfüllt, auf dem er gebohren wurde. Die Veränderung seines Pachters beschäftigt und beunruhigt ihn mehrere Monate vorher. Der Amerikaner sagt es seiner Familie oft nur drey oder vier Tage vorher, daß er seinen Aufenthalt fünf bis sechs hundert Meilen weiter verlegen wolle. Zwanzig Wagen sind oft kaum für den erstern hinreichend, zwey Pferde tragen

leicht die Habseligkeiten des letztern. Die Europäischen Frauen sind trostlos, wenn sie eine Provinz oder ein Dorf verlassen müssen; je länger die Reise ist, desto angenehmer finden sie die Amerikanerinnen. Sie glauben sich aller Orten wohl befinden zu können, auch sind die Kinder immer die ersten, welche ihre Eltern zu Veränderung ihres Aufenthaltes veranlassen. Einige kranke Sklaven oder Thiere sind hinreichend einen Vorwand der Reise an die Hand zu geben. Die Ländereyen, welche sie verkaufen, sind immer hinreichend, um sich andere in andern Ländern zu kaufen. Seit einigen Jahren sind die Auswanderungen aus den nördlichen Provinzen nach Kentucky so häufig, daß dieses kaum erst zwanzig Jahr bekannte Land fast vier hundert tausend Einwohner zählt.

Der Besitzer des Fahrzeugs, auf dem ich mich eingeschifft hatte, war ein siebzigjähriger Greis. Seine dritte Frau, die er mit sich nach dem obern Louisiana nahm, war eine Irrländerin, die seit ihrer Kindheit in den vereinigten Staaten erzogen worden war. Er erzählte mir, daß er wohl acht mahl Land und Eigenthum gewechselt habe, und daß er nun entschlossen sey, sein letztes am Fuße der Gebirge von Monogahela zu verlassen, um sein Leben bey einem seiner Söhne, einem Arzte zu St. Charles an dem Missouri, d. h. mehr als vierzehn hundert Meilen von dort zu beschließen. Mehrere Reisende versicherten mir ebenfalls, daß sie nach Kentucky zögen, weil Neu-England zu bewohnt sey, die Winter dort zu lange dauerten, und das Holz zu weit herbey geschafft werden müsse. „Wenn es ihnen auf ihren neuen Besitzungen nicht gefiele, fügten sie hinzu, „würden sie nach Louisiana ziehen, dessen Schönheit und Fruchtbarkeit sehr ge-

rühmt würde." Mir scheint diese Neigung zum Wegziehen mit aus dem einsamen Leben herzukommen, welches diese Menschenklasse hier führt, und aus der wenigen Anhänglichkeit, deren es überhaupt fähig ist. Man findet viele Familien, welche in mehreren Jahren ihre nächsten Nachbarn nicht kennen lernen.

Der Ohio ist mit Recht der schöne Fluß von den Franzosen genannt worden, die ihn zuerst beschifften. Er fließt von Osten nach West-Südwesten. Sein Lauf, der sich wohl auf eilf hundert und dreißig Meilen erstreckt, ist überall sehr gleich und eben. Kein Hinderniß hält den Schiffenden auf, keine Gefahr erweckt seine Wachsamkeit, daher befahren ihn die Amerikaner auch ohne alle Vorsichtsmaaßregeln. Die Kähne, deren sie sich bedienen, sind meistens längliche Vierecke, größtentheils aus Fichtenpfosten erbaut, die nur durch hölzerne Nägel verbunden sind und wenig Dauer verrathen. Um sich gegen üble Witterung zu schützen, pflegt man sie zu bedecken. Sie haben ein Kamin, eine Art von Ofen, und man stellt die Betten darinnen, wie in Zimmern. Man flüchtet nicht eher an die Ufer, als bis der Wind so äußerst heftig wird, daß er den Lauf des Stromes selbst stört, und das Wasser aufwärts treibt.

Der Ohio strömt zwischen zwey Reihen von Hügeln hin, welche, nicht eben sehr hoch, doch die Ueberschwemmung des Uferlandes verhindern. Die große Menge zerstreuter Wohnung, welche ich gleich die ersten Tage meiner Fahrt bemerkte, bestätigten die vortheilhafte Idee, die ich mir von diesem angenehmen Flusse gemacht hatte, dessen Ufer vor kaum zehn Jahren fast beständig von den Einfällen der Wilden verheert wurden.

Der erste Platz von Bedeutung, den man unterhalb Pittsburgh findet, ist Weeling, das davon ohngefähr hundert Meilen entfernt liegt. Diese kleine, zum Staate von Virginien gehörige Stadt, hat nicht mehr als sechszig Häuser und ohngefähr drey hundert und funfzig Einwohner. Ihre vortheilhafte Lage scheint ihre Bevölkerung gar sehr zu begünstigen.

Hundert Meilen unterhalb Weeling im Staate des nordwestlichen Territoriums, findet man Marieta, eine kleine neuerbaute, aber schon mit mehr als sechs hundert Einwohnern bevölkerte Stadt, welches meistens Emigranten aus Neuengland und von Massachuset sind. Dieser aufblühende Ort ist der Aufenthalt einiger reichen Landeigenthümer, welche einst ihre Besitzungen äußerst wohlfeil vom Congreß gekauft haben, und sie nun wieder recht vortheilhaft verkaufen. Man baut hier wie zu Pittsburgh, Kaufmannsschiffe von zwey hundert bis zwey hundert und funfzig Tonnen.

Nicht weit von Marieta bemerkte ich eine kleine Insel, hoch genug, um nicht überschwemmt werden zu können. Ein ziemlich bejahrter Engländer hat hier, vermuthlich müde der Zerstreuungen der Welt, ein geräumiges Haus erbaut, worinnen er recht angenehm mit einer schönen jungen Frau leben soll.

Gallipolis, mit ohngefähr hundert und sechszig Einwohnern, liegt auf dem rechten Ufer des Ohio am Fuße eines Hügels, von dem es ein Fluß trennt, der oft sehr hoch aufschwillt. Die Sümpfe umher machen es vornehmlich im Winter sehr ungesund. Die Einwohner dieses kleinen Ortes sind die Ueberreste von mehr als sechs hundert Familien, welche im Jahre 1790 und 91. aus Frankreich zogen, um auf dem Scioto eine Niederlassung zu gründen. Fürchterlich

aber getäuscht in ihrer Erwartung, fanden sie bey ihrer Ankunft in den vereinigten Staaten, daß die Gesellschaft, von der sie ihre Ländereyen gekauft hatten, nichts als eine Bande Betrüger gewesen war, welche den Congreß für die ungeheuren Besitzungen, deren sie sich anmaßten, nicht bezahlt hatten. Sie machten Vorstellungen bey der Regierung; allein umsonst. Sie mußten nun in elenden Hütten unterzukommen suchen, und lebten von Brod und gesalzenem Fleisch, das ihnen der Congreß einstweilen reichen ließ. Endlich nach vier Jahren voll Elend und Noth, erhielten sie sechszig Meilen tiefer als G a l l i o p o l i s einen Strich Landes, wovon jedes ohngefähr am Ende zwey hundert und siebzehn Morgen erhielt. Viele verkauften dieses Land wieder um einen äußerst niedrigen Preis, weil sie es nicht benutzen konnten, und andere ließen sich zu Galliopolis nieder, wo sie sich elende Häuser bauten.

Zwanzigstes Kapitel.

Bewohner des hintern Virginiens und der westlichen Staaten. Oberster Brown, Chellicothée. Salzquellen.

Mein langer Aufenthalt zu Galliopolis erlaubte mir auch das hintere Virginien zu bereisen, und zugleich einen Theil des Nordwestlichen Territoriums zu sehen. Die Menschenklasse, welche diese Gegenden bewohnt, ist so beschaffen, daß man schwerlich noch eine ihnen ähnliche auf der Welt finden wird. Jäger von Profession in den ungeheuren Wäldern, welche diese Gegenden bedecken, sind sie wenigstens eben so wild, als die indianischen Völkerstämme, die hier vor einem Jahrhunderte wohnen mochten. Wohnend in einer Art von Häusern, welche ein Mann allein in drey Tagen erbauen kann, siedeln sie sich gemeiniglich dicht bey Quellen oder an den Ufern von Flüssen an. Hier aber reißen sie das Land nicht um, sondern begnügen sich damit, die Bäume, welche den Boden bedecken, den sie bebauen wollen, zu umschließen. Diese Operation aber besteht darinnen, daß sie einen ohngefähr einen Zoll tiefen Einschnitt rings um den Baum herum machen, wodurch die Circulation des Saftes

gehemmt wird und der Baum vertrocknet: der Mais, den sie unter diesen der Blätter beraubten Bäumen säen, bekommt die Sonnenstrahlen unmittelbar und wächst fast eben so gut, als auf einem ganz nackten Boden. Ist das Korn in die Erde, so ist die Arbeit gethan, und nun bleibt die Jagd die einzige Beschäftigung des Mannes. Das Weib sorgt für seine und der Kinder Bekleidung, wie sie es für gut findet. Kann sie keinen Stoff dazu erhalten oder reicht er nicht für Alle aus, so bleiben die jüngsten ganz nackend, indeß die ältern höchstens nur so viel bekommen, um diejenigen Theile zu bedecken, welche die Natur selbst zu verhüllen gebietet.

Ich habe selbst mehrere solcher herumziehenden Familien gesehen, unter denen junge Mädchen von zehn, zwölf Jahren sich befanden, welche gänzlich nackend gingen. Ich bedauerte anfangs die unglücklichen Geschöpfe; allein ich bemerkte zu meinem Erstaunen bald, daß die dem Anscheine nach so elenden Wesen, lustiger, heiterer und zufriedener waren, als diejenigen, denen nicht das Geringste abgeht. Gestoßener und in Milch aufgeweichter Mais ist ihre gewöhnliche Nahrung; das Fleisch, welches der Vater von der Jagd mitbringt, ist oft in wenig Tagen verzehrt, indeß Niemand sich um die Zukunft zu bekümmern scheint. Die Felle der Thiere, die sie erlegen, dienen ihm und den größten Knaben zur Bedeckung. Der Ueberrest wird in Wisky umgesetzt, worinnen er nicht eher sich zu berauschen aufhört, als bis er gar nichts mehr davon vor sich steht. Selten dauert eine Niederlassung zwey Jahr. Die Beharrlichsten machen drey Erndten an einem Orte, hernach ziehen sie weiter und suchen Gegenden, welche reicher an Wild sind, als diejenigen,

welche sie verlassen. Dieser Theil des amerikanischen Volks kann angesehen werden, wie die sogenannten eclaireurs unter den französischen Truppen, welche die Wege frey machen müssen, oder wie verlorne Posten, welche dem allgemeinen Besten aufgeopfert werden. Es ist meistens der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, zur Flucht genöthigt, um den Strafen für verübte schwere Verbrechen zu entgehen, daher darf man sich auch nicht unter sie wagen, wenn man allein oder unbewaffnet ist.

Allein das Sonderbarste ist doch das, daß man dieses herumschweifende Leben vornehme Männer von anerkannter Rechtschaffenheit und Moralität führen sieht; die entfernen sich aus Neigung von ihres Gleichen und können nur im Innern der Wälder leben. Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art ist der Oberste Brown. Nachdem dieser tapfere Soldat, dessen öffentliches und Privatleben völlig tadellos genannt zu werden verdient, seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste, während des Freyheitskriege geleistet hatte, durchstrich er das bis damahls fast ganz unbekannte Kentuky. Oft mit seiner Familie zusammen, am öftersten aber allein, war er immer glücklich genug, den Wilden dieser Gegenden zu entkommen, welche geschworne Feinde der Amerikaner sind, mit denen sie immerwährend im Kriege begriffen waren. Auf seinen Streifereyen begleitet von einigen Jägern, wie ich sie eben beschrieben habe, verließ er immer seine ersten Entdeckungen wieder, und drang weiter in die Wüsten hinein. Die vortheilhafte Schilderung, welche er von der Schönheit dieser Gegenden machte, zog bald eine solche Volksmenge dahin, daß er dadurch gezwungen wurde, sie wieder zu verlassen.

Nachdem er den Keim der Bevölkerung in allen Theilen dieses weitläuftigen Staates ausgestreut hatte, war es ihm nicht mehr möglich, in einem Lande angenehm zu existiren, wo er nicht funfzig Meilen machen konnte, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen. Er ging nun auf dem Missisippi nach Louisiana, um eine Niederlassung in einem bisher unbewohnten Theile des Landes zu gründen; allein bald zwangen ihn wieder neue Nachbarn, es zu verlassen. Endlich lebt er nun jetzt am Missouri, in einer ziemlichen Entfernung von der Mündung desselben; allein man glaubt, er werde sich auch hier eben nicht lange verweilen, wenn er gleich schon hoch an Jahren ist. Ohne Wünsche und fast ohne Bedürfnisse hätte er recht angenehm im Schboße der Gesellschaft leben können; allein er macht sich nicht viel daraus. Sein Feld, das er mit eigener Hand bearbeitet, seine Kühe, welche ihm Milch liefern, seine Pferde, seine Flinte und Wildpret, das ist Alles, dessen er bedarf, und was er auch überall findet. Wie viel herrliche Länder in jenen unermeßlichen Strichen würden noch jetzt unbewohnt und ungekannt seyn, wenn nicht andere Obersten Brown die Wichtigkeit derselben gezeigt hätten.

Der große Kanawa, den ich besuchte, ist ein Dorf in Virginien, welches seinen Namen von dem Flusse erhalten hat, woran es liegt. Dieses Etablissement ist das älteste bekannte an dieser Seite des Ohio. In einiger Entfernung von der Mündung des Flusses erblickt man ein Schlachtfeld, wo nach einem ziemlich mörderischen Gefechte gegen die Indianer dieser Gegenden die siegenden Amerikaner ihre Todte begruben, deren nach dem Umfange des Gefildes zu urtheilen nicht wenig gewesen seyn mochten. Die In=

dianer, die sich schwimmend über den Kanawa hatten retten müssen, kehrten kurz darauf zurück, um auch die ihrigen nicht weit von den Amerikanern zu beerdigen.

Chelicothee, ohngefähr sechzig Meilen von Galliopolis, ist einer der Hauptorte des Staates des nordwestlichen Territoriums. Auf dem linken Ufer des Scioto erbaut, in einer reichen, herrlichen Ebene, würde sich seine Bevölkerung außerordentlich vermehrt haben, wenn es nicht so oft durch mörderische Fieber wäre verheert worden. Diese Fieber, welche eigentlich nur die Folge der Ausdünstungen des benachbarten Landes sind, werden wahrscheinlich bey besserm Anbau desselben verschwinden. Die Straßen der Stadt sind nicht gepflastert, allein die Trottoirs gut unterhalten.

Zwischen Galliopolis und Chellicothee findet man eine große Menge Salzquellen, von sehr guter Beschaffenheit; die Amerikaner, welche sie bearbeiten, würden viel damit gewinnen, wenn sie nicht den Ertrag davon zum Ankauf starker Brandweine verwendeten, wodurch sie dann mehrere Tage außer Stand gesetzt werden, zu arbeiten. Da das baare Geld hier außerordentlich selten ist, findet größtentheils ein Tauschhandel Statt, wovon die Kaufleute großen Vortheil ziehen. Das Pelzwerk ist hier nicht von vorzüglicher Güte. Für funfzig Sous bekommt man im Handel eine Rehhaut und für fünf Franken ein Biberfell.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von Galliopolis; Limestone; Cincinnati, Frankfort, Lexington, Versailles, Louisville, Fälle des Ohio; indianische Hütte, große Höhle, Fort Massac, Wilkinsonville.

Als ich von meinen Streifereyen zurückgekommen war, schiffte ich mich, nebst fünf Gefährten auf einer Pirogue von sechs und dreyßig Fuß Länge und drey und einem halben in der Breite ein. Man nennt eine Pirogue eine Art von Kahn, aus einem einzigen, ausgehohlten Baumstamme gemacht, dessen sich seit der Entdeckung Amerika's mehrere wilde Nationen bedienen. Der Sycomore (eine Art wilder Feigenbaum) der in diesen Gegenden eine außerordentliche Stärke und Höhe erreicht, ist derjenige Baum, den man meistentheils dazu gebraucht. Wenn er trocken ist, ist er sehr leicht, und kann sonst zu nichts anderm wohl gebraucht werden. Es giebt so kleine Piroguen, daß ein in dieser Art von Schiffahrt noch so Geübter sich nicht leicht stehend darinnen erhalten kann; andere hingegen tragen wohl fünfzehn tausend Pfund außer den Menschen und den für diese auf mehrere Monate nothwendigen Lebensmitteln.

Maisville oder Limestone ist der erste Ort von Wichtigkeit, den man unterhalb Galliopolis antrifft, von dem er hundert und vierzig Meilen entfernt ist. Er wird für die älteste Niederlassung am Ohio gehalten, unterhalb Pittsburgh. Obgleich sehr vortheilhaft gelegen, hat er doch nicht recht in die Höhe kommen können, indem er kaum sechszig nicht eben von Wohlstand zeugende Häuser zählt. Man baut viel platte Fahrzeuge hier, welche mit Mehl und gesalzenem Fleische beladen nach Neu-Orleans gehen.

Cincinnati, hundert Meilen von Limestone, ist die Hauptstadt des Mississippi-Territoriums. Es ist die bedeutendste unter allen nahen Städten am Ohio. Während des langen und mörderischen Krieges, den die vereinigten Staaten mit den indianischen Völkerschaften führten, und der sich erst 1797 endigte, war sie das Hauptquartier der Amerikaner, welche allen nöthigen Mund- und Kriegsvorrath für eine Armee von sechs bis sieben tausend Mann hierher bringen ließen, welche wegen der Gegend, in der sie kämpfte, und wegen der Schwierigkeiten des Transportes eben so viel brauchte, als dreyßig tausend Mann in Europa. Diese Stadt mag ohngefähr dreyhundert Häuser enthalten, wovon die am Ufer gelegenen vorzüglich einen angenehmen Anblick gewähren.

Die Sklaverey, welche in diesem Staate bisher nicht geduldet wurde, ist indessen wegen Mangel an Arbeitern und außerordentlicher Theurung der Handarbeit, auch hier eingeführt worden.

Cincinnati ist die Niederlage der zum Bedürfniß der hintern Theile des Landes nöthigen Waaren; die Bewohner vertauschen dagegen Naturprodukte, etwas Geld und Pelzwaaren, welche sie von den benach-

Bayerische Staatsbibliothek München

barten Wilden erhandeln. Dieses Pelzwerk wird als baare Zahlung von den Einwohnern von Baltimore und Philadelphia angenommen, die es für den Bedarf des Landes zurichten. Das Fort Washington, am äußersten obern Ende der Stadt, ist das erste in der Reihe, die sich bis an die westliche Grenze des Gebiets der vereinigten Staaten erstreckt. Die Garnison war daraus gerade jetzt nach la Roche à Davion, oder Wilkinsonfort gelegt worden, unterhalb der Natchez. Hier ist denn jetzt das Hauptquartier der furchtbaren Amerikanischen Armee.

Seit langer Zeit waren die Ländereyen, die wir zur Linken liegen ließen, von Kentucky abhängig, wovon ich gern einige Theile durchstrichen hätte. Seine reißend schnelle Bevölkerung, der Reichthum seines Bodens, die Ausdehnung seines Handels, die erstaunenswürdige Vergrößerung seiner Städte erregte meine Aufmerksamkeit und Neugierde, so daß ich gern selbst den aufblühenden Wohlstand eines Staates betrachtet hätte, von dem ich so unglaubliche Dinge gehört hatte.

Achtzig Meilen tiefer als Cincinnati, erblickten wir die Mündung des Flusses Kentucky, von dem das Land den Nahmen bekommen hat. Er durchströmt hundert und funfzig Meilen lang, die reichsten und schönsten Länder der bekannten Welt. Auf jedem Ufer erblickt man ein Paar elende Hütten, welche wie Grundsteine von noch zu erbauenden Städten anzusehen sind, die für's erste nur den Nahmen bekommen haben. Einige Meilen von da trennte ich mich von meinen Reisegefährten, die mich zu Louisville erwarten sollten. Kaum hatte ich einige Meilen landeinwärts gemacht, als ich die Erde überall umgerissen

und sorgfältig angebaut fand. Die Schönheit des Getraides und der Hülsenfrüchte aller Art, die Thätigkeit der Einwohner, die großen mit Mehl beladenen Lastwagen, Alles überzeugte mich, daß das Land wirklich seinen Ruf verdiene.

Frankfort, ohngefähr sechs und dreyßig Meilen von dem Orte entlegen, wo ich ans Land stieg, ist eine nette kleine Stadt am Ufer des Kentucky. Seit der Gründung von Lexington hat sich ihre Bevölkerung nicht sehr vermehrt. Sie ist die Niederlage eines großen Theils des Mehls und gesalzenen Fleisches, das nach Neu-Orleans geführt wird. Die Zahl der platten Fahrzeuge, die hier erbaut werden, kann eine Idee geben von der außerordentlichen Ausfuhre des Landes. Sie hat das letzte Jahr, dreyhundert und funfzig überstiegen, wovon die meisten zwey hundert und funfzig Tonnen, jede zu zwey huntert Pfund führen. Ausserdem führt Kentucky auch noch eine sehr große Menge Tabak, Seile und Tauwerk, Eisen von vorzüglicher Güte, Potasche, Salpeter, Schiespulver und allerley Töpferwaaren aus. Frankfort ist auch der Ort, wo die Versammlung des Staats gehalten wird.

Von hier reiste ich nach dem nur zwölf Meilen entfernten Lexington. Die schönen Meyerhöfe, womit der Weg eingefaßt ist, die Menge der Sklaven darinnen, die gute hier herrschende Ordnung, die zahlreichen Heerden, auf den Feldern, die Schönheit der zum Transport dienenden Pferde; Alles das beweist, daß Ueberfluß, von Arbeit und Fleiß erzeugt, seinen Aufenthalt in diesem aufblühenden Lande genommen hat.

Bey meiner Ankunft zu Lexington erstaunte ich nicht wenig, die Häuser so gut gebaut und unterhalten zu finden, als in den ersten Städten der vereinigten Staaten. Der Handel in ganz Kentucky wird auf folgende Art betrieben: der Landeigenthümer nimmt bey dem Kaufmann Alles, was er während des Jahres nöthig zu haben glaubt, und giebt ihm dafür an Zahlungsstatt den Ueberfluß seiner Erndte, nach dem laufenden Preiße. Dieser nun sendet ihn auf platten Fahrzeugen nach Neu-Orleans, wo er dafür Piaster erhält, welche er auf Mexicanischen Pferden, die man sehr wohlfeil kaufen kann, zu sich bringen läßt.

Während meines dreytägigen Aufenthaltes in der Hauptstadt von Kentucky, besuchte ich alle Etablissements in der Nachbarschaft, welche so viel zum Wohlstande des Landes beytragen. Die nach dem Modell der Mühlen zu Brandywine hier erbauten, sind außerordentlich schön. Die Seil- und Taufabriken, die von Salpeter, Oefen und allen Arten von Töpferwaaren, sind alle in der lebhaftesten Thätigkeit.

Lexington wird ohngefähr zwey tausend fünf hundert Einwohner, fast lauter Emigranten aus den nördlichen Staaten, enthalten. Sie sind meistens sehr gastfrey und geselliger als in den andern Theilen Amerika's. Der Geschmack an Wissenschaften und Künsten, welche sie aus den Seestädten mitgebracht haben, unterscheidet sie von andern Ländern des innern Continents. Der niedrige Preis der Lebensmittel macht das Leben daselbst leicht und angenehm. Blos die Kleidung ist sehr kostspielig.

Kentucky sendet zum Congreß fünf Deputirte, welche, wenn auf einen 33,000 Menschen gerechnet werden, zusammen 165,000 unter dem Militär aufgeschriebene Bürger geben. Wer bedenkt, daß dieses Land noch vor zwanzig Jahren, als ein Theil Virginiens, nicht über acht tausend Einwohner zählte, der wird über diese Bevölkerung politisch erschrecken, zumal wenn er weiß, daß sie die der andern Staaten, wenn gleich in geringern Verhältnissen, keinesweges gehindert hat.

Das Dorf Versailles, wodurch mich der Weg nach Louisville führte, ist artig gebaut, und der ganze Weg dahin so wie der, den ich schon gemacht hatte, sorgfältig kultivirt. Fast unglaublich dünkt es einem beym Anblick dieser reichen Gefilde, daß da vor zwanzig Jahren Bäume wuchsen, wo nun Städte stehen, und daß sonst nur Bäre und Panther statt der Menschen hier wohnten.

Der größte Theil von Kentuky, so wie aller Länder am Ohio von Pittsburgh an, leiden sehr durch die ungeheure Menge von Eichhörnchen, welche jedes Jahr ihre Erndten verheeren. Um die Ausrottung derselben zu befördern, hat die Versammlung verschiedener Staaten eine Prämie auf die Köpfe dieser Thiere gesetzt. Dadurch werden nun immerwährende Jagden derselben veranlaßt, wo man eine fast unglaubliche Anzahl erlegt, denn nicht selten werden des Tages wohl drey hundert gedödtet, wovon eins für fünf Sous verkauft wird, theils wegen des wohlschmeckenden Fleisches, theils wegen des Felles, das bis Ende Aprils oder Anfang des May sehr gut ist.

Louisville, fünfzig Meilen von Lexington, ist ein hübscher kleiner Ort, der mehr als vier bis fünfhun-

dert Einwohner enthält. Er ist am Ufer des Ohio auf einer Anhöhe von mehr als hundert Fuß über dessen Fläche erbaut. Demohngeachtet hält man ihn für sehr ungesund, die großen Sümpfe um die Stadt erzeugen ansteckende Krankheiten, von denen vorzüglich die Kinder befallen werden. Man baut hier auch viel platte Fahrzeuge und Kaufmannsschiffe. Die Sklaverey wird hier geduldet, allein man behandelt die Sklaven mit vieler Güte und Menschlichkeit.

Zwey Meilen unterhalb Louisville sind die Fälle des Ohio. Sie werden gebildet durch eine Felsenkette, welche den Fluß von einem Ufer zum andern durchschneidet, weshalb beladene Fahrzeuge bey niedrigem Wasser nicht darüber kommen können. Selbst bey hohem Wasser werden sie von erfahrnen Piloten geleitet, welche sie oft ganz oder zum Theil ausladen lassen; unterhalb derselben fand ich meine Reisegefährten wieder, welche mich erwarteten, um die Reise fortzusetzen.

Das Land von Louisville, auf dem rechten Ufer des Ohio bis zu seiner Mündung, gehört den Indianern. Wir erblickten auch keine Wohnung daselbst, denn es ist den Ueberschwemmungen immerfort unterworfen. Nach einer dreytägigen Reise hatten wir unsere frischen Provisionen fast gänzlich aufgezehrt, wir wünschten einige wilde Jäger zu treffen, von denen wir etwas erhalten könnten; da zeigten uns einige blutigen Bärenfelle, daß wir unsern Wunsch bald erfüllt sehen würden. Da ich vorzüglich ein großes Verlangen hegte, einige ihrer Hütten zu sehen, um mir eine Vorstellung von ihrer Bauart zu machen, riefen wir den ersten besten an, der uns vorkam. Man brachte uns sogleich ein Viertel von einem jungen Bären, und einen großen wilden indischen Hahn, wofür sie Brantewein

und Brod nahmen. Indeß einer unserer Leute den Kauf abschloß, ging ich in die Hütte, welche einige Schritte tiefer im Walde lag.

Folgendes ist eine sehr genaue Beschreibung davon:

Auf sechs Arms dicken Pfählen, welche am Ende gabelförmig geschnitten sind, liegen zwey ohngefähr zehn Fuß lange Stangen, die einigen dünnen Hölzern zur Stütze dienen, deren anderes Ende auf einer andern gleichfalls selbst von zwey gabelförmigen und etwas höhern Pfählen, welche die Giebel bilden, getragenen Stange ruht. Lange Stücken Baumrinde, die sich wie unsere Ziegel in einander schieben lassen, schützen das Gebäude vor dem Regen, und einige rings umher gezogene Bärenfelle gegen Stürme. Diese Wohnungen, die in weniger als einer Stunde erbaut werden, sind inwendig mit Laub und kleinen Reisern ausgelegt, um sie vor der Nässe zu schützen. Das Feuer wird stets in der Mitte gemacht, damit der Rauch nicht durch den Wind zu sehr getrieben werde. Er findet übrigens leicht aller Orten einen Ausgang. Dies sind die Jagdhütten einiger indianischen Stämme. Allein sie sind nicht zu allen Zeiten so vorsichtig. Am öftersten legen sie sich eingehüllt in eine Büffelhaut, und ohne sich um den andern Tag zu bekümmern auf Laub, das sie auf den Boden streuen, und schlafen so ruhig.

Achtzig Meilen von Louisville ist Yellow-Bank und sechszig Meilen tiefer Redbank. Diese beyden, auf dem linken Ufer des Ohio gelegenen Orte sind sehr unbedeutend, und scheinen von dem Boden bekannt*)

---

*) Yellow-Bank heißt gelbe Bank, und Red-Bank rothe Bank.

zu seyn. Die ersten Einwohner derselben waren wahre Seeräuber, welche kleine Fahrzeuge und einzelne Reisende beraubten.

Die große Höhle, welche nicht weiter von der Mündung des Ohio als hundert und dreyßig Meilen liegt, wird für eine der interessantesten Merkwürdigkeiten des mitternächtlichen Amerika's gehalten. Schon der Zugang zu derselben gewährt zwey oder drey Meilen vorher einen höchst überraschenden Anblick, welcher Bewunderung erregt. An manchen Orten scheinen die ungeheuren Felsen von dem Meißel eines Künstlers gebildet zu seyn, an andern stellen sie Ruinen dar. Hier und da unregelmäßig zerstreute Felsenstücke verkünden die Gewalt der Natur, welche damit gespielt zu haben scheint. Mehrere Quellen, welche sich mit sanftem Geräusch von diesen Felsen stürzen, wiegen unvermerkt den Betrachtenden in süßes Vergessen seiner selbst und stilles Sinnen, welches den Geist zum erhabenen Schöpfer der Natur selbst erhebt.

Der Anblick der Höhle selbst ist nicht weniger merkwürdig. Vor ihrer Oeffnung, die nur zwölf Fuß über die Oberfläche des Flusses erhaben ist, erheben sich majestätische Cypressen in einer solchen Ordnung, als wenn sie von Menschenhänden dahin gepflanzt worden wären. Am Eingange hat sie achtzig Fuß in der Breite und fünf und zwanzig in der Höhe, allein sie verengert sich regelmäßig gegen ihr Ende zu, welches wohl hundert und achtzig Fuß entfernt ist. Hier aber erblickt man ein Loch von zwey Fuß im Durchmesser, wodurch ein reines Wasser fließt, dessen Kälte oft den durstigen Reisenden gefährlich wird.

Es giebt außer dieser ersten Höhle aber auch noch eine andere, deren Umfang man nicht recht kennt, denn

hier erlaubt die Dunkelheit und die Schwierigkeit des Eingangs den Neugierigen keine recht genaue Untersuchung. Indessen hat man sich doch hinein gewagt.

Das Gewölbe der großen Höhle gibt bey Fackelschein einen herrlichen Anblick, denn es ist mit Kristallisationen bedeckt, welche das Licht vielfach zurücke werfen.

Hierauf setzten wir unsere Reise bis zum Fort Massa fort. Dies wurde zur Beschützung des Handels auf dem Ohio gegen die Wilden 1786 durch die vereinigten Staaten erbaut, ist aber jetzt ohne Garnison.

Zehn Meilen tiefer findet man: Wilkinsonville, welche ein gut unterhaltenes Fort hat. Jetzt wohnen hier die Zollbeamten, auch liegt eine Garnison drinnen, zur Aufsicht über die Schiffahrt. Hier vertauschten wir unsere Fahrzeuge mit andern für die Beschiffung des Missisipi passendern, der eben so schwer und gefährlich zu befahren ist, als der Ohio still und sanft dahin fließt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Eingang des Mississippi. Gefährliche Schiffahrt darauf. Sein reißender Lauf. Sainte-Genevieve. Ursachen der Gründung desselben. Charakter der Einwohner; Pedorias, zu Sainte-Genevieve wohnend.

Der in einer Ausdehnung von mehr als acht hundert französischen Meilen schiffbare Mississippi ist gewiß der schönste Fluß des nördlichen Amerika. Die große Menge von Flüssen, welche sein Gewässer vermehren, muß den Besitzer desselben zugleich zum einzigen Herrn des Handels vom ganzen Norden und Nordwesten dieses Erbtheils machen. Durch den Ohio erhält er den Ueberfluß der westlichen Provinzialprodukte der vereinigten Staaten, durch den Fluß der Illinois geht man in den Kanada, und durch den Missouri muß man zuverläßig bis gegen die am stillen Meere gelegenen Länder kommen können.

Der Gewässer des Mississippi, oberhalb der Mündung des Missouri hell und klar, werden nach ihrer Vermischung unrein und trübe, allein sie verlieren dadurch nichts von ihrer Gesundheit. Nie hat dieses anscheinend unreine Wasser den Schiffenden geschadet. Vielmehr ziehen sie es dem besten Quelwasser vor. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit wälzt der Mississippi vorzüglich nach Regen und Thauwetter sein trü-

des Wasser dahin. Mehrere Fahrzeuge sind deshalb von der obern Louisiana bis Neuorleans in sechs Tagen gefahren, wenn gleich beyde über dreyzehn hundert Meilen von einander entfernt liegen. In diesem Augenblicke erhebt er sich zu einer furchtbaren Höhe, und reißt Alles vor sich nieder. Bäume, welche mehrere Jahrhunderte vom Sturm verschont worden waren, werden ohne Schwierigkeit entwurzelt. Er öffnet sich oft ganz neue Wege, und nichts kann seinen Lauf hemmen. Bey niedrigem Wasser sind seine Ufer fast immer von einer großen Menge von Baumstämmen bedeckt, welche die Fahrt aufwärts sehr erschweren, indeß ungeheure Holzmassen, die unter dem Wasser bleiben, und die man oft nicht einmahl sehen kann, beym Herunterschiffen große Gefahren erzeugen. Die größte Wachsamkeit ist daher nicht immer im Stande Unglück zu verhüten.

Keine Reise kann so angreifend seyn, als die auf dem Missisippi. Die Menschen, welche aufwärts rudern müssen, haben, ausgesetzt jeder Witterung, kein anderes Lager als die Erde, und keine andere Nahrung als Mais und Speck. Auf längern Reisen, die fast immer im Sommer gemacht werden, leiden sie über allen Ausdruck. Ohne eine andere Bekleidung, als die zu Bedeckung der Schaam höchst nothwendige, schält sich von ihrem Sonneverbrannten Körper mehrmals die Haut ab. Umsonst stürzen sie sich wohl zwanzig mahl des Tages ins Wasser. Nichts vermag sie zu erfrischen. Nicht selten unterliegen sie der Arbeit und sterben, mit dem Ruder in der Hand. Die ungeheure Menge stechender Insekten lassen sie auch des Nachts keine Erquickung im Schlafe finden.

Während der sechstägigen Fahrt aufwärts bis Sainte-Genevieve, dem ersten Etablissement von einiger Bedeutung im obern Louisiana, stand die Mannschaft vor Tage auf, und ruderte bis tief in die Nacht. Des Abends zündeten zwey Menschen Feuer an und kochten zum Abendessen und Mittagsmahl des andern Tages. Es bestand aus Speck und aufgeweichtem Mais, was sie Gru nennen. Es scheint ihr Lieblingsessen zu seyn, was ihnen auch die meisten Kräfte gibt. Sie liegen auf einer Bären- oder Büffelhaut, und spannen dicht über sich ein grobes Zeug, um sich nur einigermaßen gegen die Insekten zu schützen.

Das Dorf Sainte-Genevieve, sonst am Ufer des Mississippi gelegen, ist wegen einer erlittenen Verheerung durch Ueberschwemmung zwey Meilen weiter ins Land hinein gebaut worden, allein es liegt ungesund. Man zählt hier dreyzehn hundert Einwohner, wovon ein Drittheil Sklaven sind. Sie bestehen aus Familien, die vom linken Ufer herüber gekommen sind, seit der Grenzberichtigung zwischen England und den vereinigten Staaten. Die Mißhandlungen von Seiten der Amerikaner veranlassen sie, sich lieber auf die spanische Seite zu begeben.

Kaum war ich in den ersten Tagen des Mays ans Land gestiegen, so sagte mir mein Reisegefährte, daß ich meine erste Visite beym Kommandanten des Orts ablegen müsse. Er empfing mich mit offener Herzlichkeit und einer etwas formlosen Ehrlichkeit. Ich bat ihn, mich auch zu seiner Gemahlin zu führen. Er that es; allein wenn ich gleich vorbereitet war, kam mir diese Dame doch über allen Ausdruck lächerlich vor, und ich erstaunte um so mehr darüber, je größer meine Idee von dem spanischen Luxus gewesen war. Ihr Anzug war im höchsten Grade grotesk. Die schöne Dame, welche Enkel von zehn Jahren hat-

te, trug doch noch ein eigenes an der Brust, und ob dies gleich das achtzehnte war, gab sie doch die Hoffnung noch nicht auf, ihm Brüder oder Schwestern zu geben. Allein so wenig glänzend auch ihre Außenseite war, so hatte sie dafür eine andere höchst achtungswürdige, denn sie war gleich ihrem Manne, die Dienstfertigkeit und Menschenliebe selbst. Sie wurden von den Armen weit und breit als Eltern und Versorger angesehen.

Das rechte Ufer des Mississippi, kaum seit funfzig Jahren bekannt, hatte bloß einige Jägerhütten, unweit des Aufenthaltes der Wilden, mit denen man handelte; indeß das linke wohl bewohnt und angebaut, lange Zeit für die Handelsleute eine Niederlage für ihre Waaren, und ein ruhiger Zufluchtsort für sie war, wenn sie ihre Tage in Stille und Ueberfluß beschließen wollten. Ein großes, an dem Ufer der Kaskaskias, erbautes Dorf, wovon nur noch Trümmer übrig sind, beweist, daß dieses Land vor der Abtretung Kanada's an die Engländer viele und reiche Einwohner hatte. Die Jesuiten hatten ein schönes Kloster daselbst erbaut, wohin sie Missionarien sandten, welche an der Fortpflanzung des Glaubens unter den Indianern arbeiten sollten; und das Fort Chartres, welches die Regierung hier hatte erbauen lassen, um die Bewohner gegen die Einfälle der Wilden zu schützen, beweist den Antheil, den sie an der Vergrößerung und dem Wohlstande dieser aufblühenden Kolonie nahm.

Die Bewohner von Sainte-Genevieve, einzig mit dem Ackerbau beschäftigt, scheinen ohne Ehrsucht und sturmische Leidenschaften zu leben. Größtenstheils Besitzer eines Stück Landes, dessen Fruchtbarkeit Alles, was man sich nur denken kann, übersteigt, säen und erndten sie in wenig Tagen ihren Unterhalt fürs ganze

Jahr. Aus den benachbarten Bleyminen, auf welche sie gleiches Recht haben, ziehen sie Mineral genug, um sich in Kurzem ihre Kleider und andere Bedürfnisse zu erzeugen. Denn das Bley ist die Landesmünze, weil es keinen andern Gegenstand dieser Art hier giebt. Ohne Unterricht und den Wunsch Etwas zu lernen, beschäftigt sich die Jugend nur mit Jagen, Reiten und Tanzen. Man findet kaum zwey Menschen im Dorfe, welche lesen und schreiben können. So leben sie auch in der gröbsten Unwissenheit, selbst über solche Dinge, welche ihnen nützen oder schaden können. Außer der ihnen natürlichen Gutmüthigkeit, habe ich weiter keine besondere Tugend an ihnen gefunden. Die Kinder, welche mit denen der Wilden aufwachsen, von welchen ein Stamm in der Mitte des Dorfes wohnt, nehmen ganz ihre Lebensart, besonders aber ihre Indolenz an.

Die Indianer, welche Sainte-Geneviève bewohnen, bekannt unter dem Namen Peorias, sind die Ueberreste eines zahlreichen Stammes, der jetzt fast gänzlich durch den Krieg, durch die Blattern und den Genuß von Brandwein aufgerieben worden ist. Treue Freunde der Franzosen, haben sie sich unter den Schutz derselben begeben, um vor den Angriffen benachbarter Nationen sicher zu seyn.

So wie die meisten indischen Nationen des obern Louisiana, welche mit civilisirten Völkern handeln, jagen und fechten die Peorias mit dem Karabiner, dessen sie sich mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen wissen. Ihre Kleidung, welche ehedem in einer kleinen Schürze bestand, ferner in Mitasses (einer Art von Hosen) in Mocksines (einer Art von Halbstiefeln) ist jetzt verwandelt worden in eine Jacke von blauem Tuch, ein indianisches Hemde, Mitassen von Scharlach oder blau-m Tuche. Blos

die Fußbekleidung haben sie von ehedem beybehalten. Die Büffelhaut, worein sie sich hüllten, und die ihnen zum Lager diente, ist durch wollene Decken, welche sie zu jeder Jahreszeit tragen, ersetzt worden. Der Trägheit, der Trunkenheit, dem Raube ergeben, jagen sie im Sommer blos, um sich starke Getränke zu verschaffen. Ihre übrige Zeit verwenden sie aufs Rauchen, Essen, Tanzen und Ballspielen. Die Weiber der Peorias sind eben so gekleidet wie die Männer, außer daß sie statt der Mitassen eine Art von Rock tragen, der ihnen bis zum Knie reicht und ihnen die Schenkel dergestalt zusammenzwängt, daß sie gehen, ohne sich derselben fast zu bedienen. Fast alle wilde Nationen, mit denen die Weissen in Verbindung stehen, tragen dieselbe Kleidung. Die Nation der Chawanons wird mir Eigenheiten an die Hand geben, welche diese seit der Entdeckung ihres Landes so sehr ausgearteten Völkerschaften betreffen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Chawanons. Ihre Verehrung des höchsten Wesens Strafe einiger Gefangenen. Todesgesang eines ihrer Anführer, Koketterie der Mädchen. Ihre Ehen.

Die Chawanons, ein zahlreiches, tapferes und das gebildetste Volk unter allen bekannten Wilden, sind in mehrere Stämme getheilt, welche alle in großer Entfernung von einander leben. Ein Theil der Nation, und zwar der beträchtlichste, bewohnt die Gegenden um den See Mechigan; der andere hat sich im obern Louisiana angesiedelt, wo er zwey Dörfer erbaut hat, die unter dem Namen des großen und kleinen wilden Dorfes bekannt sind. Das erste liegt sechs und dreyßig Meilen und das andere acht und vierzig von Sainte-Genevieve. Sie verlassen sie blos, um auf die Jagd zu gehen, in den ersten Tagen des Novembers.

Das große Dorf faßt ohngefähr vier hundert und funfzig Einwohner jedes Alters und Geschlechts. Es steht in einer schönen Ebene, auf einer Anhöhe, an deren Fuße der kleine; Fluß la Pomme hinfließt. Der Ueberfluß an Quellen und die Güte des Wassers scheinen die Hauptgründe bey ihrer Wahl gewesen zu seyn.

Ihre

Ihre Hütten sind erbaut aus starken dicht an einander stehenden Pfählen, deren Zwischenräume mit einer fetten und schweren Erde ausgefüllt sind und jeder Witterung widerstehen. In ihren Häusern mit allem reichlich versehen, dessen sie bedürfen, verachten sie die trägen Völkerschaften, welche ihre Bedürfnisse nicht zu befriedigen wissen. Thätig, erfindungsreich, und gute Jäger, verschaffen sie sich ohne Mühe ihre Kleidung, und vertauschen ihren Ueberfluß gegen silberne Kleinigkeiten, welche sie sehr lieben. Reicher an Pferden als irgend eines unserer polizirten Dörfer, halten sie immer eine gewisse Anzahl derselben an den Thüren bereit, um ihre Feinde, die ihnen die auf der Weide befindlichen wegtreiben wollten, sogleich verfolgen zu können. Manche beschäftigen sich auch mit Küh- und Schweinezucht, säen und sammlen Mais, Kürbisse, Wassermelonen, eine Wurzelart, Pataten genannt, und selbst Getraide, um davon den größten Theil des Jahres zu leben.

Oft im Kriege mit den Osagen, einer zahlreichen sehr wilden Nation, fürchten sie sich doch nicht vor ihnen, außer wenn sie in ihren Jagdlägern überfallen werden. Unter allen andern Umständen schlagen sie den Kampf nicht aus, der sich oft genug zu ihrem Vortheile geendigt hat; weshalb jene immerfort gegen sie ergrimmt sind. In dem letzten Kriege der Indianer gegen die vereinigten Staaten, haben sich die Chawanons gar sehr durch ihre Unerschrockenheit und Erbitterung gegen die Amerikaner ausgezeichnet, gegen welche sie überhaupt eine solche Abneigung haben, daß nur die Ueberzeugung ihrer Schwäche die Wirkungen davon zurückhält.

Die Chawanons sind groß, schön und wohl gebaut; und ihre Weiber, wenn auch nicht eben hübsch, doch denen der benachbarten Nationen weit vorzuziehen. Diesen Vorzug beyder Geschlechter haben sie der Vermischung ihres Blutes, mit dem der Amerikaner in diesem Theile des festen Landes, welche weiß und recht hübsch sind, zu verdanken. Man findet sehr häufig Weiber unter ihnen, deren braunes oder blondes Haar ganz augenscheinlich beweist, daß sie nur halb wild sind.

So wie alle indische Völker haben die Chawanons eine Idee von dem höchsten Wesen, die sie von ihren Voraltern bekommen haben, die ihnen aber nicht eben von großer Bedeutung ist. Zweymal des Jahres beten sie zu ihm, indem sie ein Fest feyern und tanzen. Das erste Mal im Frühling, wenn sie den Saamen der Erde anvertrauen. Dieses Fest nennen sie das neue Feuer, das zweyte Mal wenn der Mais anfängt die Farbe zu wechseln, und das heißt das Fest des kleinen Getraides. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und daß sie nach dem Tode in einer andern Gegend wieder aufleben werden, wo ihnen nichts mangeln wird. Sie werden hier ihre Aeltern und Verwandten wieder finden, und der Tapfere wird hier einen großen Vorrang und weit mehr Freude genießen, als der gemeine Haufe. Indessen ist dieser Glaube, den sie jedem, der darnach fragt, sogleich enthüllen, eine bloße Nebensache für sie.

Meistentheils sanft und menschlich behandeln sie auch ihre Gefangenen mit Güte und Mitleid. Nur in dem Kriege gegen die Amerikaner haben sie sich zuweilen von diesem Grundsatze entfernt, und während desselben eine große Menge verbrannt, nachdem sie ih-

nen alle Martern angethan hatten, die Rache und Haß nur einzugeben vermochten.

So grausam die Wilden auch mit ihren Feinden verfahren, wenn das Gefühl der Rache sie treibt, so viel Muth und Standhaftigkeit beweisen doch diejenigen, welche zu Schlachtopfern ausersehen werden. Der Gefangene muß gewöhnlich durchs Feuer sterben. Findet diese fürchterliche Ceremonie in einem Dorfe Statt, so bereiten die Weiber die Marterinstrumente zu, und errichten den Pfahl, woran er gebunden werden soll. Kinder, Weiber und selbst Krieger überhäufen ihn nun mit Schimpfreden und Schmähungen, und wann sie ihn verschiedene Mahle um das Dorf geführt haben, leiten sie ihn zum Scheiterhaufen. Hier empfängt er erst unzählige Schläge, doch so, daß er nicht daran sterben kann. Man durchsticht ihm alle Glieder mit Nadeln oder spitzigem Gewehr. Die Weiber schneiden ihm die Nase, die Ohren, die Lippen und die Schaamtheile ab, und andere stechen ihm die Augen aus. Selbst die Kinder stechen ihn mit Messern in die Füße und Schenkel; mit einem Worte, man läßt ihn tausend Mahl den Tod empfinden, ehe man ihn tödtet. Allein was thut während der Zeit der Krieger? Nicht genug, daß er der Marter nicht achtet, reitzt er durch Schmähungen immer noch mehr seine Feinde an, erinnert sie an seine Thaten, droht ihnen mit der Rache der Seinen, und stirbt unter den Martern, ohne einen Schmerzenslaut von sich hören zu lassen.

Ein Anführer der Chawanons, der von einer indischen für die Amerikaner streitenden Nation gefangen und an den tödtlichen Pfahl gebunden worden war, redete ohngefähr in folgenden Ausdrücken zu ihnen, welche ein englischer Schriftsteller aufbewahrt hat:

„Auf den Glanz eines schönen Tages folgt eine „dunkle Nacht; die Sterne verschwinden beym Auf„gang der Sonne. Aber der Ruhm fürchtet weder „den Tag noch die Nacht. Bereitet für den Sohn des „Almanoack eure Martern, er lacht ihrer. Ihr „Anblick wird ihn nicht beunruhigen. Seht jene „Wälder sahen meine Siege! Eure Freunde und „Verwandte starben unter meinen Händen, und „ihr zögert noch mit eurer Strafe? Umsonst hoft „ihr, daß Almanoacks Sohn euch um Mitleid fle„hen soll. Er lebte als Held, und wird als Held „zu sterben wissen.

„Ich gehe an den Ort, wo mein Vater ruht. „Ich sterbe wie er groß und siegreich! Ich muß „ihm wohlgefallen, denn ich war brav und mu„thig wie er. O! glücklicher Tod, wie reitzend „bist du mir! welche neue Freuden läßt du mich „empfinden! In deiner Wohnung fließen keine „Thränen, und der Mensch hat bey dir nichts zu „beweinen!" —

Unter allen wilden Nationen sind auch die Chawanons diejenigen, welche die meiste Sorgfalt auf ihre Toilette wenden. Gleich den meisten benachbarten Nationen, durchstechen sie sich die Ohrläppchen, verlängern sie so sehr als möglich, und hängen silberne Zierrathen in Form von Sternen und Sonnen hinein. Am Halse tragen sie Kreuze von ausnehmender Größe und auf dem Kopfe Kränze oder Kronen, woran sie eine so große Menge Nadeln heften, daß man kaum ihre Haare erkennen kann, welche sie auf dem Scheitel in ein Geflechte zusammen drehen. Sie mahlen sich den Körper sehr häufig mit Zinnober oder schwarzer Farbe, vorzüglich an Tagen der Freude, denn

diese beyden Farben sind bey den wilden Nationen die Zeichen der Lustigkeit und Freude.

Auch die Weiber behaupten einen großen Vorzug vor denen vieler andern Völker. Reinlicher, thätiger, vorsichtiger, waschen sie ihre Wäsche und ihre Bedeckungen, machen auch die Seife selbst, deren sie sich dabey bedienen, und arbeiten überhaupt viel für sich und ihre Männer. Sie besitzen meistentheils viel silbernen Putz aller Art, den sie auf die mannigfaltigste Art zu tragen wissen. Sie haben sehr langes Haar, und tragen es in einer Art von Sack dicht an den Kopf gebunden. Sie kämmen es regelmäßig aus und nehmen sich ihrer Kinder mehr an, als die andern wilden indianischen Stämme.

Die Mädchen dieses Volkes, welche den Ruf der Schönheit für sich haben, bedienen sich einer ganz eigenen Koketterie. So bald sie nehmlich in das Alter der Mannbarkeit getreten sind, — welches gewöhnlich im zwölften Jahre geschieht — schließen sie sich sorgfältig ein, oder verhüllen, wenn sie ausgehen, ihre ganze Gestalt, so daß man blos ihre Augen sehen kann. Sie sind dabey so pünktlich und genau, daß selbst Männer in ihrer Hütte sie nur selten ganz zu Gesichte bekommen. Nach dem Anschein der Schönheit wirbt man um sie, und derjenige, der den größten Ruf als Krieger oder Jäger für sich hat, erhält gewöhnlich die Zustimmung der Familie. Allein das ist noch nicht Alles, denn wenn gleich die Ehe unter diesen Nationen gerade nicht eine Sache von der allerhöchsten Wichtigkeit ist, so muß man doch die Einwilligung der zukünftigen Gattin dabey haben.

Folgendes ist die Art dieselbe zu erhalten:

Nachdem der Bräutigam die Zustimmung der Fa-

milie erworben hat, begiebt er sich des Abends in die Hütte, wo seine Schöne auf ihrem Lager eingehüllt in ihre Decke ruht. Er nähert sich ihr sanft, und deckt leise ihr das Gesicht auf, so daß sie ihn bemerken muß. Findet sie ihn nach ihrem Geschmack, so lächelt sie ihm zu, und ladet ihn ein sich neben sie zu legen; gefällt er ihr nicht, so verhüllt sie sich von neuem das Gesicht und wickelt sich noch dichter ein. Der Liebhaber, der nun weiß woran er ist, entfernt sich augenblicklich, und sucht nicht weiter Liebe zu erregen, welche, da sie bey diesen Völkern die Wirkung eines Naturtriebes ist, immer gleich da ist, wenn man wechselseitiges Verlangen empfindet.

Ist diese Feyerlichkeit vorüber, so wird der neue Schwiegersohn in die Hütte des Schwiegervaters aufgenommen, für den er so lange jagen muß, bis er selbst ein Kind bekommt. Lebt er immerfort mit seiner Gattin, so wird er nach einigen Jahren Herr des Ganzen. Er verfügt nun willkührlich über die Pferde, die Jagdpartheieen, Aufenthalt im Freyen, und den Verkauf des Pelzwerks. Er kann, wenn er will, auch alle Schwestern seiner Frau heyrathen, so wie sie nach und nach das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, oder auch sie jedem, wem er will, zur Ehe geben. Allein es ist äußerst selten einen jungen Wilden lange mit seiner ersten Frau leben zu sehen. Erst wenn sie ein Alter von dreißig bis fünf und dreißig Jahren erreicht haben, nehmen sie irgendwo einen festen Aufenthalt, und alsdann haben sie oft schon acht, zehn zwölf und bisweilen mehrere Weiber gehabt.

Ihre Art Krieg zu führen und Frieden zu schließen, ist dieselbe wie bey andern von den Weissen entfernter lebenden indianischen Völkerschaften.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Saint-Louis, die Hauptstadt des obern Louisiana. Ursachen ihrer Gründung. St. Charles, Florissant. Vereinigung des Missouri und Mississippi. Bidepoche.

Nach dem Aufenthalte von einigen Wochen zu Sainte-Genevieve, reiste ich nach dem siebzig Meilen davon entfernten Saint-Louis. Diese Stadt ist die wichtigste des obern Louisiana und der gewöhnliche Aufenthalt des Gouverneurlieutenants, der unter den unmittelbaren Befehlen des Generalgouverneurs von den beyden Louisianen steht.

Saint-Louis, dessen Bevölkerung und Umfang dem von Sainte-Genevieve ziemlich gleich kommt, ist mehr als eine kleine Stadt, als wie ein großes Dorf zu betrachten. Seine Einwohner, fast alle dem Handel oder Kunstfleiß ergeben, beschäftigen sich nicht sehr mit dem Ackerbaue; indessen halten einige auf ihren Pflanzungen landbauende Neger, welche ihnen von Zeit zu Zeit ihre Lebensbedürfnisse liefern. Unter jeder andern als der spanischen Regierung, welche hier die Schätze nicht über, sondern unter der Erde

sucht, würde der Ort durch den Handel mit Pelzwerk äußerst bedeutend und wohlhabend werden können.

Saint-Louis liegt in einer der schönsten Ebenen und äußerst gesund am Ufer des Mississippi. Die Fruchtbarkeit des Bodens umher, hätte es längst zum Korn- und Fruchtmagazin für das untere Louisiana und alle spanische Colonien machen müssen; allein die Regierung nimmt sich des Landmanns nicht an, und die Bewohner der Städte, blos mit dem Handel mit Pelzwerk beschäftigt, der einzelne Partikuliers bereichert hat, verachten den langsamern aber sicherern Ertrag des Acker- und Landbaues.

Der Handel mit Pelzwerk, der nach den spanischen Grundsätzen durch ausschließende Privilegien getrieben wird, vermindert sich jedes Jahr aus Mangel an Theilnahme von Seiten der Regierung.

Die Rehhaut ist die eigentliche Münze zu St. Louis, wie das Bley zu Sainte-Genevieve. Der König allein bezahlt in Piastern die Kosten für Unterhaltung der Garnison, die nur sechzig Mann beträgt, einer Galeere, die vier und zwanzig Ruderer hält, des Militair-Hospitals und des Gottesdienstes. Alle Privatkäufe werden in Landesmünze geschlossen; das Pfund Rehhaut zu vierzig Sous gerechnet, allein weil man, um es umzusetzen, damit nach Neu-Orleans gehen, und dort oft es niedriger verkaufen muß, so verkauft auch der Kaufmann seine Waaren mit Rücksicht auf diesen möglichen Verlust, daher ist Alles außerordentlich theuer, der gemeinste Arbeiter läßt sich zehn bis zwölf Franken täglich bezahlen.

Saint-Louis war so wie St. Genevieve vor vierzig Jahren nur von einigen Jägern bewohnt, welche in der schönen Jahreszeit dem Wilde nachgingen,

gleich den Wilden, mit denen sie handelten. Dieselben Umstände, welche die Kaskaskias veranlaßten, sich in St. Genevieve niederzulassen, bestimmten auch die Kaokias sich zu Saint-Louis Wohnplätze zu suchen. Das Dorf der Kaokias, welches seinen Nahmen von dem durchströmenden Flüßchen erhalten hat, ist nach und nach von den Franzosen verlassen worden.

Der Ort ist gegen die Angriffe der Wilden noch neuerlich befestigt worden.

Nach St. Louis und St. Genevieve ist der bedeutendste Posten St. Charles. Dieser kleine, am Ufer des Missouri erbaute Ort ist entstanden durch Auswanderung einiger Familien aus St. Louis, deren Anführer, Jäger von Gewerbe, sich hier niederließen, um den Gegenden näher zu kommen, wo es reichlicher Wild gab. Allein die Schönheit der Gegend, die Gesundheit der Luft, der Reichthum des Bodens, ließen sie nicht lange allein hier. Die Amerikaner bauten sich haufenweise da herum an, und schon zählt man über vier hundert Familien in der Nachbarschaft. Die Wiesen um St. Charles sind noch besser, als die um St. Louis und das eben so fruchtbare aber besser angebaute Land, bringt Waitzen, Roggen, Mais, Erdäpfel und alle andere Menschen und Thieren heilsame Nahrungsmittel hervor.

Das Dorf Florissant ist zwölf Meilen davon entfernt, und erst seit ohngefähr acht Jahren durch Leute aus St. Louis angelegt worden. Jetzt ist es die Kornkammer jener kleinen Hauptstadt.

Das Land um den Missouri in diesem Theile von Ober-Louisiana ist schön, reich und gesund, und je höher man diesen Fluß hinaufkommt, desto mehr verschönert es sich. Die Bewohner desselben sind meistens

äußerst gesunde Menschen, selbst die, welche den Boden umreißen, sind nicht den Krankheiten unterworfen, welche nur zu oft die Folge dieser Beschäftigung zu seyn pflegen.

Die Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi ist eine Seltenheit, welche kein Reisender genug bewundern kann. Diese beyden herrlichen Flüsse, wovon der eine immer hell und klar, der andere stets trübe und wildrauschend ist, scheinen sich, ein wenig vor ihrer Vereinigung ordentlich vor einander zu scheuen. Ihr Lauf, der in einer gewissen Entfernung entgegen gesetzt ist, nimmt eine fast parallele Richtung, bis da, wo sie zusammenfließen. Nun stürzt sich der Missouri wie ein wüthender Feind auf seinen Gegner, der ihn mit Ruhe zurück zu drängen, und in Achtung zu erhalten scheint, ohne ihm zu gestattten, daß er sein Gewässer mit dem seinen vermische. Wenn beyde Flüße zugleich anschwellen, welches immer bey Thauwetter geschieht, kann man sich die Wirbel, welche sie erregen, kaum vorstellen. Selbst die am besten gerüsteten Fahrzeuge würden ein Raub der Fluthen werden, wenn sie nicht zeitig auszuweichen suchten; bey niedrigem Wasser fließen sie länger als sechzig Meilen zusammen unvermischt fort, so daß auf einer Seite das Wasser hell und klar, auf der andern aber trüb und unrein ist.

Videpoche ist der letzte Posten dieses Theils des obern Louisiana, allein sehr unbedeutend. Seine Einwohner unterscheiden sich in Nichts von den Wilden, als in ihren Bedeckungen. Sie leben in der tiefsten Unwissenheit und Trägheit und kennen weder Gram noch Vergnügen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Handel mit Pelzwerk. Reise nach dem obern Missouri Ankunft bey den Kancés. Traité. (Handel mit den Wilden,) Ottotatoks; große Panis; Mahas, Poncas. Ankunft in dem weißen Flusse. Chaguyennes, Reise nach Saint-Louis.

Der vornehmste Handel des obern Louisiana ist der mit den Wilden, welche nicht gar weit von dem Missouri wohnen. Die Engländer, bey denen die Handelsleute dieses Landes ihre Waaren für die Wilden hohlen, sind ihnen in dieser Art des Handels so sehr überlegen, daß sie sich entfernen müssen, so bald sich Traiteurs von dieser Nation zeigen. Deßhalb haben sie sich auch ausschließend des Handels auf dem Missisippi, und fast allen in denselben fallenden Flüssen bemächtigt. Diese Flüsse nun bringen ihnen jährlich eine große Menge der trefflichsten Pelzwaaren von Fischoter, Luchsen, Bibern, Bisamratten u. s. w., welche man dann sehr theuer wieder von ihnen kaufen muß.

Die vorzüglichsten Zusammenkunftsorte am Missisippi für die Kanadischen Traiteurs, sind Prairie du Chien, ohngefähr fünf hundert Meilen von Saint-

Louis entfernt, und der Fluß Saint-Pierre, der noch drey hundert Meilen weiter ist. Die Sioux, welche jedes Jahr nach ihrer Jagd hieher kommen, bringen nicht nur ihr Pelzwerk hierher, sondern auch das von den mitternächtlichen Völkern, denen sie Schießpulver und Bley in Kugeln oder ganzen Stücken, auch Flinten, Zinnober und andere Kleinigkeiten, die sie sehr schätzen, dafür geben.

Voll Begierde, selbst die Sitten der nicht civilisirten Nationen, und ihre Art mit den Weissen zu handeln, kennen zu lernen, versah ich eine lange Pirogue mit Allem, was ihnen lieb seyn konnte, und nahm in meine Dienste einen alten Traiteur der Illinois, der weit mehr Kenntnisse besaß, als man sonst bey dieser Menschenklasse zu finden pflegt. Sonst bey der Compagnie des obern Missouri angestellt, war er den Fluß viel weiter aufwärts gekommen als sonst einer; und hatte mehrere Jahre mitten unter diesen Völkern verlebt, deren verschiedene Dialekte er verstand. Ihm danke ich das Meiste von dem, was ich über die Sitten, Gebräuche und Lebensweise jener Nationen bald den Lesern mittheilen werde.

Während des Aufenthaltes dieses Mannes in jenen äußerst entfernten Gegenden, versprach der König von Spanien den Traiteurs, die ihm über die noch unbekannten Nationen die interessantesten Nachrichten mittheilen würden, große Belohnung. Jener Mann verdoppelte nun seine Mühe und Thätigkeit und reichte Nachrichten von der größten Wichtigkeit ein; allein seine Mühe war verloren, denn die Regierung hat nichts gethan, um davon Nutzen zu ziehen. Jene Nachrichten sind in den Archiven geblieben, aus denen ich sie selbst hervorgezogen habe, um sie

hier zu benutzen. Dem Menschen, der gern selbst in dem großen Buche der Natur liest, werden diese Auszüge gewiß interessant seyn.

Den 18. Mey 1802 reisten wir mit zehn Mann Equipage und Allem ab, was im Handel mit mehrern wilden Völkerschaften wohl gebraucht werden konnte. Die vornehmsten Dinge dieser Art sind. Wollene Decken, blaues und scharlachnes Tuch, Flinten, Bley in Masse und in Kugeln, Schießpulver, Scharlachfarbe, kupferne Kochgefäße, Messer, Keulen und allerley Kleinigkeiten zum Putz von Silber oder Zinn. Ich beschreibe meine Reise nicht gerade Tag für Tag.

Die Ufer des Missouri haben sechs Meilen über Saint-Charles weder Dörfer noch Häuser, allein das Land weit umher scheint trefflich zu seyn, und in manchen Orten dehnen sich die Wiesen über den Gesichtskreis, an andern sind die Bäume von einer solchen außerordentlichen Höhe und Dicke, daß sie auf den herrlichsten Boden schließen lassen. Die diesem Werke beygefügte Karte und die genau von einem Raume von eilf hundert Meilen genommen ist, wird die Zahl der in den Missouri fallenden Flüssen genau angeben. Manche sind mehr als sechs hundert Meilen lang schiffbar.

Hundert und siebzehn Meilen von der Mündung des Missouri erblickt man die des Flusses der großen Gebeine, oder der Osagen. Zwey hundert und vierzig Meilen aufwärts fanden wir ihre Dörfer, welche die beyden am meisten bewohnten auf der ganzen südlichen Küste sind. Allein ich besuchte sie nicht, da sie ganz so waren, wie die der bekanntesten Wilden im obern Louisiana. Hundert und dreyßig Meilen weiter aufwärts fanden wir ihre alten Dörfer, die jetzt fast ganz wüste liegen. Die Sioux haben sie daraus ver-

trieben, und genöthigt sich ins Innere des Landes zu begeben. Indessen sind sie tapfer und zahlreich, allein ihre Feinde zählen wenigstens sechs Mahl mehr Krieger, deren äußerst wilder Charakter von allen benachbarten Völkern gefürchtet wird.

Nicht weit von den alten Dörfern der Osagen auf dem entgegen gesetzten Ufer erblickt man den großen Fluß. Er ist an seiner Mündung wohl vierzig Klafter weit und von Piroguen mehr als drey hundert Meilen lang zu beschiffen. Wir blieben vier und zwanzig Stunden hier, um unsere Vorräthe, die bald aufgezehrt waren, wieder zu ergänzen. Unsere rudernden Jäger schossen uns wirklich vier Rehe, welche wir fast ganz in Salz legten. Wir fingen ebenfalls recht schöne Fische, welche wir aber nicht länger als drey Tage aufheben konnten. Zwey oder drey Meilen von dem großen Flusse ist eine Gegend, die die Wilden Wachanto (Ort der Schlangen nennen). Ich ließ mich dahin führen und fand eine solche Menge kriechender Thiere aller Art, daß ich ordentlich davor schauderte.

Wir schifften uns den andern Tag mit Sonnenaufgang wieder ein, und nach einer dreytägigen Reise in der fürchterlichsten Hitze, langten wir im Flusse der Kancès an, der von der Mündung des Missouri drey hundert und zwey Meilen entfernt ist. Dieser für Kanots und Piroguen auf mehr als fünf hundert Meilen zu jeder Jahreszeit schiffbare Fluß hat bey der Mündung hundert Klaftern Breite und wälzt sein helles reines Wasser über Goldsand. Da wir mit der Nation, der er den Nahmen gegeben hat, zuerst handeln wollten, schifften wir zwey hundert und vierzig Meilen den Fluß auf, fast ohne alles Hinderniß und schneller als auf dem Missouri, dessen Lauf viel reissender ist.

Die Kancès sind groß, schön, kraftvoll und tapfer. Fast immer im Kriege mit den Osagen, die drey Mahl zahlreicher sind, treiben sie ihre Angriffe doch oft mit Vortheil zurück. Sie sind thätig und gute Jäger und es handelt sich trefflich mit ihnen, indem sie die Weissen sehr achten und ihnen gern Alles zukommen lassen, was sie bedürfen.

Wenn ein Traiteur in ein Dorf kommt, muß seine erste Sorge seyn, ehe er noch eine Waare auspacken läßt, den Oberhäuptern Geschenke zu machen. Nun erhält er die Erlaubniß sich in einem beliebigen Theile des Dorfs eine Hütte erbauen zu lassen, und seine Wohnung aufzuschlagen. Ist der Preiß der Handelsgegenstände einmahl bestimmt, so darf er ihn nicht ändern, denn wollte er ihn, in der Hoffnung mehr zu verkaufen, herabsetzen, so müßte er denen wieder heraus geben, mit denen er theurer gehandelt hätte. Wollte er ihn erhöhen, so liefe er Gefahr gemißhandelt zu werden.

Hat ein Wilder etwas nöthig, so wirft er beym Eintritt in die Hütte die Zahl der Felle hin, die er verkaufen will, und nimmt dafür was ihm gefällt. Jedes Fell hat seinen bestimmten und allgemein bekannten Preiß. Sie nennen das Aequivalent eines Piasters Plu, zwey Ziegenfelle machen einen Plu. Ein Reh- oder Biberfell macht auch einen Plu, ein Fischotterfell zwey Plus u. s. f. Auf diese Art kann nie ein Streit im Handel entstehen.

Ich hatte Gelegenheit mich selbst zu überzeugen, wie sehr diese Völker die Franzosen achten, welche sie freylich nur durch Erzählungen kennen. Mein Dollmetscher hatte mich gemeldet, als einen von der andern Küste der großen Seen (so nennen sie das Meer) kom-

menden Mann. Sogleich ergriff das Oberhaupt meine Hand, drückte sie fest, führte mich in seine Hütte, wo er mir Verschiedenes vorsetzte.

Alle angesehenen Leute nahmen mich mit derselben Freundschaft auf, und wollten mich wechselsweise festlich bewirthen. Ihrer Sitte gemäß, boten sie mir nun einige ihrer Töchter an, welche aber fast alle häßlich und unreinlich sind. Ich nahm nur die des Oberhauptes an, dem ich durch meine Weigerung nicht gern mißfallen wollte, und machte allen andern kleine Geschenke, die ich in dieser Absicht mitgenommen hatte, und welche sie mehr zu erfreuen schienen, als es alle meine Liebkosungen vermocht haben würden.

Unter den zahllosen Fragen, womit sie mich überhäuften, thaten sie immerfort folgende zwey an mich, und erstaunten über meine Antwort darauf. Erstlich fragten sie: „Warum hast du denn dein schönes Vaterland verlassen, wo alles im Ueberfluß ist, und die Menschen, die allen andern Menschen so sehr überlegen sind, um unter tausend Gefahren in diese fast unbewohnten Gegenden zu kommen?“

Als ich ihnen nun darauf zur Antwort gab, es sey blos geschehen, um sie zu besuchen, ihre Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, ihre bürgerlichen und religiösen Gebräuche zu sehen, und diese meinen Landsleuten zu beschreiben, so sahen sie einander lachend an, und wollten es nicht glauben. Die meisten meinten, ich wolle sie täuschen, weil ihnen das gar nicht möglich zu seyn schien.

Ihre zweyte Frage war: Sind die Völker deines Landes auch Sklaven der Weiber wie die Weissen, welche hier sind, und mit uns Handel treiben?

Diese zweyte Frage setzte mich noch mehr in Verlegenheit als die erste. Ich sahe wohl, daß ich alles Ansehen bey ihnen verlieren würde, wenn ich mich in diesem Punkte den Weissen, die sie kannten, gleich stellen wollte, vorzüglich da ich ihre Sitten in dieser Hinsicht wohl kannte. Ich versetzte daher ohne Bedenken darauf, daß wir zwar unsere Weiber liebten, ohne jedoch ihre Sklaven zu seyn, und daß wir so lange mit ihnen lebten, als es uns gefiele, allein wenn sie die Pflichten gegen ihre Gatten verletzten, trennten wir uns und verließen sie. Die Liebe gegen unsere Kinder, setzte ich hinzu, läßt uns das Betragen der Mutter oft nicht so hoch nehmen, und wir glauben, daß die Schwachheit ein Recht ist, das ihnen das höchste Wesen auf unsern Schutz und unsere Anhänglichkeit verliehen hat. Sie schienen mit meiner Antwort sehr zufrieden zu seyn, und hörten nicht auf, mir die größte Achtung zu beweisen. Mein Betragen erhöhte auch noch ihre gute Meinung von mir. Ich theilte der ganzen Mannschaft Befehle aus und sie befolgte sie pünktlich. Ich stellte mich, als nähme ich nicht selbst an dem Handel Antheil. Ich war sehr mäßig und suchte auch meine Reisegefährten von jeder Art der Ausschweifung abzuhalten. Das war genug, um mir Achtung zu erwerben. Die kleinen Geschenke, welche ich der Tochter des Anführers und den Angesehnsten der Nation machte, erwarben mir den Ruf einer großen Freygebigkeit, den ich vielleicht nirgends in der Welt so wohlfeil erhalten haben würde.

Nachdem ich mich zwölf Tage unter dieser Nation aufgehalten hatte, kündigte ich den folgenden Tag meine Abreise an. Sie wollten mich nicht von sich lassen, ohne mir noch einen Beweis der Freundschaft und

Achtung zu geben. Sie führten den Ochsentanz mit allen den Ceremonien auf, deren ich in der Folge gedenken werde, und machten mir mancherley Geschenke. Ich wollte mich nicht von ihnen an Freygebigkeit übertreffen lassen, und das war nicht schwer, indem die geringste Kleinigkeit von mir, ihnen mehr werth zu seyn schien, als Alles was sie mir geben konnten. Wir erhielten von ihnen für unsere Reise frisches Fleisch im Ueberfluß, ferner Wassermelonen, und einige Aehren von jungen Mais, der kaum erst ausgewachsen war, allein doch eine Abwechselung der Nahrung in einem Lande gewährt, wo man sie so schwer haben kann. Als wir an die Mündung des Flusses der Kancès kamen, machten wir ein breites Loch in die Erde, worein wir unsere Pelzwaaren legten, um uns nicht auf der noch übrigen langen Reise unnütz damit zu belasten.

Fünf und dreyßig Meilen höher hinauf fanden wir eins der alten Dörfer der Kancès und ein zweytes noch zwey und zwanzig Meilen weiter. Drey Meilen vor dem zweyten Dorfe trafen wir eine Eisenmine, aus welcher einige außerordentlich schwere Stücken, auf einen großen Reichthum den Schluß machen ließen.

Die Wiese von St. Michel, welche einige Meilen höher anfängt, erstreckt sich über den Gesichtskreis landeinwärts, und nimmt an dem Ufer eine Ausdehnung von wenigstens vier und zwanzig Meilen ein. Von da bis an den kleinen Fluß, der das weinende Wasser heißt, und der hundert und vierzig Meilen weiter ist, findet man nichts der Aufmerksamkeit werthes. Da ich die Absicht hatte, mich zu dem Ottotatoks, und von da zu den großen Panis, die nicht

mehr als siebzig Meilen davon wohnen, zu begeben, so verließ ich das Fahrzeug mit dem Dollmetscher und einem der Ruderer, und schlug einen Fußsteig ein, der von dem weinenden Wasser an durch den Wald führte. Denselben Abend nahmen wir das Nachtlager an den Ufern eines kleinen Flusses, der die Salzquelle heißt, wegen des salzichten Geschmackes, den das Wasser von einigen Salzbänken angenommen, über welche es fließt. Den andern Tag Abends um 8 Uhr kamen wir in die alten Dörfer der Ottotatoks. Es waren noch einige Ueberreste dieser Nation daselbst, allein nicht zahlreich genug, um unsre Aufmerksamkeit zu erregen. Die Sioux haben sie genöthigt, sich nach dem Norden zu ziehen, wo sie nun seit einigen Jahren wohnen. Die kleine Zahl, die wir noch daselbst fanden, nahm uns freundlich auf, gab uns frische Lebensmittel, und tauschte gegen Pelzwerk, Kleinigkeiten von uns ein.

Wenn man von denen, die wir sahen, auf die Nation überhaupt schließen kann, so sind diese Menschen sehr häßlich und unreinlich. Sie erhalten sich in dieser Gegend nur durch ihre Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit; Eigenschaften aber, die bey wilden Nationen eben so wenig als bey polizirten geachtet sind. Mann kann daher voraussehen, daß sie gar bald ihren Landsleuten werden folgen müssen.

Der Fluß Plate, an dem ihr Dorf liegt, ist fast eben so breit als der Missouri, allein sein Lauf ist so reissend und er hat so wenig Tiefe, daß es fast unmöglich ist ihn zu beschiffen, außer im Frühling oder Anfang des Sommers. Dieser Fluß entspringt auf

den Gebirgen des obern Mexiko, nicht weit von dem Flusse Santa-Fe.

Wir verweilten bey den Ottotatoks nicht länger als sechs und dreyßig Stunden, und kamen bey den großen Panis nach einer dreytägigen sehr beschwerlichen Reise an.

Wir wurden von diesen noch besser aufgenommen, als von den Kancès selbst. Im Kriege mit einer Nation, welche die Republiken heißt, hatten sie nur wenig Feuerwaffen und gar keine Munition mehr. Wir gaben ihnen beydes gegen Biber-, Otter-, Luchse- und Büffelhäute. Kommt man zu Völkerschaften, welche Krieg haben, so lasse man ihnen ja nicht mehr Gewehr sehen, als man ihnen verkaufen will, weil sie es sonst zu ihrer Vertheidigung mit Gewalt nehmen. Die großen Panis kamen mir im Ganzen doch nicht so groß vor als die Kancès. Sie sind sehr regsam und gute Jäger, allein sie würden noch mehr Wild erlegen, wenn mehr Weisse zu ihnen kämen, um mit ihnen zu handeln. Viel Pelzwerk geht bey ihnen zu Grunde, weil sie es nicht absetzen können. Ihre Sitten sind nur wenig von denen der Kancés verschieden. Ich wohnte während meines Aufenthaltes daselbst der Beerdigung eines ihrer Großen bey, und werde diese Feyerlichkeit, die bey allen wilden Völkern dieselbe ist, in der Folge genauer beschreiben.

Wir verweilten nur acht Tage bey den großen Panis, und ließen hinter uns ein Dorf von der Nation der Wölfe, welches zwar nur hundert Meilen entfernt ist, allein wohin man wegen des wenigen Wassers im Fluße schwerlich kommen kann. Bey unserer Rückkehr in den Missouri gingen wir im Angesicht der Mündung des Flusses Plate, bey einem alten Forte

ans Land, das von der Compagnie des obern Missouri 1792 erbaut wurde. Wir ließen etwas von unserm Pelzwerk hier, und setzten unsere Reise weiter fort. Sechs und zwanzig Meilen höher erblickt man den ersten Fluß der Sioux. Er ist nicht weit hinauf schiffbar, und entspringt bey dem der Monis, der in den Mississippi fällt. Oberhalb dieses Flusses fängt die Ceder an häufig zu wachsen, und man sieht ihrer hier von ausnehmender Schönheit.

Neunzig Meilen über dem ersten Flusse der Sioux (735 über der Mündung des Missouri) ist der Fluß und das Dorf der Mahas. Diese Nation hat sehr durch die Kinderblattern im Jahre 1801 gelitten. Ihr Dorf liegt in einer angenehmen Ebene, eine französische Meile (lieue) vom Missouri. Es ist rings von großen Wiesen umgeben, wo sie ihre Pferde weiden lassen, und die hier sicher vor unvermutheten Angriffen ihrer Feinde sind, weil man sie in einer großen Ferne entdecken kann.

Die Mahas haben gar nichts, was sie von andern Nationen unterscheidet. Sie haben nicht viel Feuergewehr, weil sie nur selten mit den Weissen zusammen treffen, weshalb sie ihre Neigung zum Kriege gar sehr bezähmen müssen. Ob ich gleich nicht Ursache habe, mich für meine Person über sie beklagen, so fand ich sie doch weit unfreundlicher als die Kancès und Panis. Sie kauften von uns, was die andern Wilden kauften, und gaben uns Fleisch von Bufalo (Büffelfleisch) das beste was man nur haben kann. Wir salzten ohngefähr drey hundert Pfund davon ein, und gaben ihnen Alles dafür, was sie nur wünschten.

Zwey Tage vor meiner Abreise sahe ich die Zubereitungen einer kriegerischen Unternehmung gegen die Nation Miamis, welche weiter als fünf hundert

Meilen davon wohnt, mit an. Dabey genoß ich zum ersten Mahle in meinem Leben Hundefleisch, womit sie sich bey solcher Gelegenheit traktiren. Auf meine Fragen nach dem Grunde dieser Sitte, erfuhr ich nichts befriedigendes. Sie sagten mir blos, sie hätten sie von ihren Vätern überkommen, und wer sie nicht befolge, könne leichtlich Unglück in seinen Unternehmungen haben. Eine Antwort, welche man an viele Fragen von ihnen erhält.

Zwanzig Meilen von dem Flusse der Mahas, ist der zweyte der Siouxs, der nur wenig Meilen über seine Mündung hinauf schiffbar ist. Sechszig Meilen weiter hinauf findet man die Reste des Dorfs des kleinen Bogens (Petit-Arc). Es wurde durch einen Chef der Mahas, gleiches Nahmens erbaut, der wegen eines Streites mit andern Gliedern seines Stammes, eines eigenen aus seiner Familie und seinen Anhängern bestehenden bildete. Nach seinem Tode wurde er als zu schwach zum Widerstande von den Siouxs verschlungen.

Das Wasser, welches läuft (l'eau qui court) drey Meilen unterhalb des Dorfes der Poncas ist ein bey seiner Mündung wohl siebzig Klaftern breiter Strom. Er ist so reißend und niedrig, daß er kaum mit Kanots beschifft werden kann. Die Wilden, die ihn befahren, bedienen sich aus Büffelhäuten verfertigter Fahrzeuge, welche den Steinen nachgeben. Die Nation Poncas, zu der ich mich von dem laufenden Wasser an zu Fuß begab, zählt noch ohngefähr drey hundert und funfzig Krieger, trotz der Verheerungen der Kinderblattern unter ihnen. Ich wurde hier wie überall freundlich aufgenommen; indessen hätte doch die Unvorsichtigkeit eines meiner Leute schlimme Folgen für uns haben können. Ich mußte alle meine

Achtung, in der ich bey diesen Völkern stand, und alle Zuneigung meiner Begleiter benutzen, um das gute Einverständniß zu unterhalten. Einer meiner Schwimmer *) trug ein paar silberne Ohrgehenke, welche einem jungen Wilden sehr gefielen. Dieser bot ihm so viel köstliches Pelzwerk dafür, daß sie selbst hier wohl zwanzig Mahl damit bezahlt gewesen wären; allein der Schwimmer wollte seine Ohrringe, (mochte es nun Hartnäckigkeit oder Anhänglichkeit an dieses alte Geräthe seyn), durchaus nicht hergeben. Ich sahe die Gefahr voraus, der er sich aussetzte und drang in ihn, den Wunsch des jungen Wilden zu erfüllen, ich versprach ihm sogar außer dem ihm angebotenen Preise, andere Ohrringe von Silber oder auch von Golde. Allein umsonst. Der junge Wilde, eben so auf den Gegenstand erpicht als er, lauerte ihm nun an einen einsamen Orte auf, schoß ihn mit einem Pfeile durch den Hals, und ließ ihn für todt auf der Stelle. Hierauf nahm er ihm die Ohrgehenke ab, hing sich sie an, und brachte mir heiter und fröhlich, was er dafür geboten hatte.

Kaum hatte ich die That erfahren, so eilte ich zu dem Orte hin, wo sie geschehen war, und fand meinen Schwimmer daselbst noch ohne Bewegung und Leben. Der Pfeil stack ihm noch im Halse, und konnte nur mit vieler Mühe herausgezogen werden. Ein Wilder indessen, der sich auf diese Operation trefflich verstand, that es sehr geschickt; und legte ein Kraut, welches er kaute, auf die Wunde, nachdem er vorher den Beystand des großen Maniton (des höchsten Wesens) angerufen hatte.

---

*) Man nimmt deren immer zwey mit sich, welche an gefährlichen Orten das Wasser untersuchen müssen.

Bey meiner Rückkehr fand ich meine Mannschaft unter den Waffen. Sie wollen den Tod dessen rächen, den sie verloren zu haben glaubten. Es gelang mir endlich sie zu besänftigen. Als der Verband am andern Tage abgenommen wurde, befand sich der Verwundete so gut als möglich war, allein er schien nur Rache zu athmen, und das bestimmte mich denn, seine völlige Genesung hier nicht abzuwarten, sondern wir schifften uns ein, sobald er nur fortgeschifft werden konnte, und gingen den Missouri vollends hinauf, bis zur Mündung des weissen Flusses, den ich mir zum Ziel meiner Reise gesetzt hatte.

Hier fanden wir denn einen Theil der Chaguyennischen Nation, bestehend aus ohngefähr hundert und zwanzig Mann. Sie waren auf der wilden Ochsenjagd, und gaben uns mehr als drey hundert Pfund Fleisch, welches wir in Salz legten. Sie verlangten einige Pfund Schießpulver von uns, was sie jedoch nicht gebrauchen können, da sie kein Feuergewehr haben; allein sie zünden es zu ihrer Belustigung an. Wir gaben ihnen noch überdies einige Unzen Zinnober, Spiegel und silberne Nadeln, worein sie sich zugleich mit einer wahrhaft kindischen Freude theilten. Da die meisten von ihnen niemals Weiße gesehen hatten, so betrachten sie uns und unsere Kleidung mit außerordentlicher Verwunderung.

In einer kleinen Entfernung südöstlich von der Mündung des weissen Flusses, bemerkte ich eine Art von Felsenspitze, höher als irgend eine, die ich an den Ufern des Missouri gesehen hatte. Das Wetter war schön, die Luft rein und still, ich wollte gern ein neues Schauspiel sehen, und diesen Felsen ersteigen, wozu ich, wie ich glaubte, höchstens einen halben Tag

brauchen würde. Ich nahm zwey meiner Jäger mit mir, so wie meinen Dollmetscher, den beständigen Gefährten aller meiner Wanderungen, und ging mit Tagesanbruch aus, geleitet von einem jungen Wilden. Auf der halben Höhe des Berges, fing es an kalt zu werden, und wir hatten nichts bey uns, zum Schutz gegen die Kälte; blos der Wilde hatte seine Büffelhaut bey sich, die er mir gern leihen wollte. Meine Gefährten zündeten ein großes Feuer an, und legten sich recht dicht zusammen, um nicht von dem starken Thaue zu leiden, der des Nachts fiel. Mit dem ersten Morgenstrahl stiegen wir höher und kamen kurz vor Sonnenaufgang auf der höchsten Spitze des Felsen an. Der unermeßliche grüne Teppich, der sich hier vor uns ausbreitete, giebt das Bild eines stillen, ruhigen Meeres. Nichts zieht die Aufmerksamkeit hier besonders auf sich. Nirgends in der Welt weiter wird man vielleicht eines so wilden, aber auch so großen und erhabenen Anblicks wie die Natur selbst, genießen. Nirgends, so weit die Blicke reichen, ist hier etwas von eines Menschen Hand gemacht. Alles ist das Werk des Schöpfers selbst. Allein für wen hat er es gebildet? Diese Idee versenkte mich in ein tiefes Nachsinnen, woraus ich plötzlich durch einen Schuß geweckt wurde, auf den ein großes Geräusch folgte. Ein Jäger hatte nähmlich wilde Ochsen gefunden, und einen Jährling davon erlegt. Das war denn für uns ein ganz herrlicher Bissen, da wir zeither nichts als Salzfleisch gegessen hatten. Wir häuteten ihn ab, und nahmen ihn fast ganz mit, um unsere Zurückgelassenen damit zu traktiren, welche unterdessen auch zwey Rehe und einen Biber erlegt hatten.

Es fiel mir ein, unsere wenigen Ruhetage hier

zu Errichtung eines Denkmahls unserer Anwesenheit in diesen Gegenden anzuwenden. Da es an Steinen fehlte, fällten wir eine Ceder von zwanzig Zoll im Durchmesser und nachdem wir den Stamm der Zweige beraubt batten, machten wir ihn oben viereckigt, und stießen ihn unten acht Fuß in die Erde, so daß jede Seite nach einer der vier Himmelsgegenden gekehrt war. Auf der, die gegen Osten ging, ließ ich meinen Nahmen eingraben mit der Innschrift: Sitis cognoscendi. Die zweyte trug den Nahmen aller meiner Reisegefährten, auf der dritten nach Mittag gerichteten stand: Deo et Naturae! und auf der vierten las man den Tag unserer Ankunft.

Den 26. August reisten wir zurück nach St. Louis, das wir vor drey Monaten verlassen hatten. Als wir beym Fort der Compagnie des obern Missouri wieder angekommen waren, wo wir das Pelzwerk gelassen hatten, mußten wir halten, um eine große Pirogue zu bauen, die wir zum Theil beluden, und welche an der Mündung des Flusses der Kancès ihre volle Ladung erst erhalten sollte. Wir fanden Alles hier in dem Zustande wie wir es verlassen hatten; allein kaum hatten wir die Hälfte unserer Waaren eingenommen, als wir einen zahlreichen bewaffneten Haufen von Sioux herbey kommen sahen. Ueberzeugt, daß wir gegen sie nur verlieren konnten, schifften wir uns ohne Zeitverlust wieder ein, und gaben einen Theil der Pelzwaren Preis. Glücklicherweise waren auch die, welche zu unterst im Loche gelegen hatten, die schlechtesten. Kaum hatten wir das Ufer erreicht, an dem wir uns so dicht als möglich hielten, als sie an dem ankamen, das wir verlassen hatten. Anfangs riefen sie uns durch Zeichen der Freundschaft; allein als sie sahen, daß

wir unsere Richtung nicht ändern wollten, verfolgten sie uns mit Flintenschüssen. Zum Glück wurde es bald dunkel, sonst hätten sie vielleicht noch einen und den andern verwundet, oder uns gar festgehalten. Im letztern Fall hätten wir nun gewiß keinen Pardon zu hoffen gehabt, entschieden, uns bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Dieser Zufall war der einzige, der uns bis zu unserer Rückkehr nach St. Louis, welche den 20. September Statt fand, beunruhigte. Der große Vortheil, den ich mir durch das feine Pelzwerk und vorzüglich durch die Biber schaffte, die ich mitbrachte, entschädigte mich reichlich für die Kosten meines Zuges. Ich verkaufte sie, das Pfund zu neun Franken in baarem Gelde, und bezahlte wie gewöhnlich die Leute, die ich gebraucht hatte, in Rehhäuten, wovon ich nicht viel mitgenommen hatte. Für die schönen Otterfelle erhielt ich von kanadischen Handelsleuten fünf und zwanzig Franken fürs Stück, und dreyhundert Franken, welche mir für zwey junge Bärenfelle geboten wurden, die ich von den Chaguyennen erhielt, schlug ich aus, weil ich diese selbst mit nach Frankreich nehmen wollte.

Man wird leicht einsehen, daß ich nach einer viermonatlichen Reise, während welcher nur die Erde mein Bette, Wasser mein Getränk, und nichts als Fleisch meine Nahrung gewesen war, der Erhohlung bedurfte. Ich benutzte daher diese Ruhezeit zu Berichtigung meines Tagebuchs und der Charte, die ich aufgenommen hatte, wozu mir der Lieutenannt = Gouverneur von St. Louis alle nöthige Instrumente hatte reichen lassen, so wie ich auch von ihm nach meiner Rückkehr manche nützliche Auskunft erhielt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Handel der Engländer in Nordamerika. Was die sogenannte traite ist? Handel Louisiana's auf dem Missourie Pelzwerk welches jede Nation liefert.

Wie groß auch die Vorstellung seyn mag, welche man von dem Handelsgeiste der englischen Nation haben mag, so muß man ihn doch nicht allein in Europa und in seiner Heymath betrachten, um ihn kennen zu lernen. Auf dem Eise des Nordens in Amerika und in dessen unermeßlichen Wäldern muß man ihn verfolgen, um sich eine würdige Idee davon zu machen; hier besiegt er durch Genie und Thätigkeit unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten, und gelangt auf langen, gefahrvollen Wegen doch endlich glücklich zu seinem Ziele. Erst wenn man seine traiteurs bey ihren mühevollen Unternehmungen erblickt, kann man mit Grunde ausrufen: o! Durst nach Golde, was machst Du nicht dem Menschen möglich! —

Die nördlichen Gegenden Amerika's, welche dem Wanderer oder Nuturforscher nichts darbieten, als unermeßliche Seen, unbeschiffbare Flüsse, Eisgebirge und weite fast immer mit Schnee bedeckte Ebenen ha-

ßen den Engländern eine Quelle des Reichthums eröffnet, dauerhafter als die Mienen von Mexico und Peru, und die Franzosen, ihre natürlichen Feinde, sind es, welche sie in Besitz derselben gesetzt haben.

Canada, welches als ein unnützes und der Hauptstadt fast schädliches Land, 1763 abgetreten wurde, hat unter der englischen Regierung eine ganz neue Gestalt erhalten. Sein mit Fleiß angebauter Boden kann mit dem besten auf der Erde wetteifern, und die herrlichen Flüsse, die ihn wässern, bringen ihm täglich köstliche und von allen Völkern besuchte Gegenstände. Umringt von Wilden, gegen welche man immer auf der Hut seyn mußte, wagten es die ihrer eigenen Kraft überlassenen Franzosen nicht, aus ihren Verschanzungen herauszugehen. Die Engländer, von der Regierung unterstützt, haben die sie beunruhigenden Nationen nicht nur besiegt, sondern sie sich selbst zu Freunden gemacht. Durch ihr Glück muthig gemacht, sind sie auf allen Wegen in das Innere des Landes eingedrungen. Da ist kein Bach, kein Fluß, kein See, den sie nicht beschifft hätten, wenn gleich unter den letzteren einige sind, die an Umfang und Tiefe wahre Meere genannt werden mögen. Noch jetzt suchen sie immer weiter zu dringen, und jedes Jahr breitet sich ihr Handel immer mehr aus.

Noch nach Abtretung von Canada blieb Frankreich eine Hülfsquelle übrig, um mit England wenigstens den reichen Pelzhandel zu theilen; warum mußte die Regierung damals an Spanien eine Kolonie abtreten, welche dereinst von der größten Bedeutung werden mußte, wenn sie gleich damals der Regierung zur Last war?

Traite nennt man den Tauschhandel, den man mit den wilden Völkern treibt, welche noch immer einen sehr großen Theil von Amerika bewohnen. Die Bedürfnisse, welche sie sich seit ihrer Bekanntschaft mit den Weissen erzeugt haben, zwingen sie zu einem thätigeren und arbeitsvollern Leben; indem sie die Sachen, welche jene befriedigen können, nicht selbst zu verfertigen verstehen.

Die Engländer haben deshalb in den meisten Städten von Kanada Niederlagen angelegt, woraus die Produkte ihrer Manufakturen in alle westliche und nördliche Theile von Nordamerika versendet werden. Hierher kommen die Handelsleute des obern Louisiana mit großen Kosten und versehen sich gegen das herrlichste Pelzwerk mit Allem, was ihnen brauchbar und nützlich scheint. Neu-Orleans erhält nur Rehfelle, welche zu verschiedenen Preißen nach Proportion der europäischen Bedürfnisse verkauft werden.

Die Gegenstände dieses Handels sind wollene Decken, blaue Tücher, aus denen die Männer sich Braguets, (Bedeckungen der Schaamtheile) und die Weiber Röcke machen, oder die sie im Sommer statt der Decken brauchen. Scharlachenes Tuch, womit sie sich aber nur putzen; indianische Hemden, worinnen besonders Dunkelroth vorherrschen muß, und welche recht auffallend aussehen; Zinnober, womit sie sich mahlen, Keulen, welche an die Stelle der Tamahock getreten sind, eine Waffe, womit sie den Feinden, wenn sie sie getödtet haben, die Haut nebst den Haaren vom Hirnschädel lösen, (diese Keulen müssen aber durchstochen seyn, so daß die der Schneide entgegen gesetzte Seite ihnen statt einer Tabakspfeife dienen kann) Flinten oder Karabiner, Bley, Schießpulver, Biberschlin-

gen, kupferne Kessel, Messer, schwarze Federn, Hüte für ihre Anführer, silberne und zinnerne Kleinigkeiten, kleine Spiegel, rothe, schwarze, blaue oder weiße Bänder, deren sich aber fast nur die Weiber allein bedienen.

Michilmakina ist eine dieser Niederlagen der Engländer. Um von Quebeck oder Montrèal dahin zu gelangen, sind sie sechs und dreyßig Mal umgepackt und zum Theil von Ort zu Ort auf dem Rücken gebracht worden. Welche Mühe, welche Langsamkeit und Kosten! — Von Saint-Louis, dem Mittelpunkte des Handels für das obere Louisiana, ist Michilmakina nur ein Transport, allein jedes mit fünf Mann besetzte Kanot, führt nur drey Milliers Waaren, und kann erst nach drey oder vier Monaten zurückkehren. Außer dem Vortheil des Kaufmanns, der achtzig bis neunzig vom Hundert nach dem Londner Preiße ist, werfen drey Milliers Waaren noch so viel ab, als fünf Mann auf vier Monate in Lohn und sonstigem Aufwand zu erhalten kosten.

Man wird sich vielleicht wundern, wenn man hört, daß diese fünf Führer des Kanots, wenn sie die Waaren ausgeladen haben, dasselbe auf ihren Schultern mehrere Meilen weit zu tragen pflegen; allein man muß wissen, daß diese nach der Sitte der Wilden erbauten Kanots nur aus Rinde von Birkenholz bestehen, welche mit einer gummiartigen Substanz verbunden und auf kleine krumme Hölzer geheftet ist. Dieser allein bedient man sich zur Fahrt auf Seen und Flüssen in jener Gegend. Sie können zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß Länge auf fünf in der Breite haben, und wiegen niemals über vier hundert Pfund.

Die Nationen, welche am Missouri wohnen, die einzigen, mit welchen die Traiteurs von Louisiana mit Vortheil Handel treiben können, sind die Osagen, an der Zahl 1200 Krieger, die Kancés 450, die Republiken 300, die Ottotatoks 350, die großen Panis 500, die Loups 200, die Mahas 600, die Poncas 250, die Peducas 300, und die Ricaras 1000. Die Madannen und Chaguyennen, und Maniataris nehmen nicht sehr an dem Handel Antheil. Sie treiben ihn blos durch Mittelpersonen von andern Nationen.

Alle diese Völkerschaften zusammen bilden eine Masse von fünf tausend Jägern, welche im Ganzen ohngefähr 1800 Pakete Rehhäute und 360 feines Pelzwerk liefern. Jedes Paket oder jeder Ballen enthält hundert Pfund, und das Rehfell gilt ohngefähr vierzig Sous. Daraus folgt denn, daß der Handel des obern Louisiana 360,000 Liv. tournois in Rehhäuten ausmacht. Wenn man nun jedes Pfund feines Pelzwerk auf den fünffachen Werth der Rehfelle setzt, so wird man ein fast ähnliches Resultat erhalten, so daß nun der Handel mit den sämmtlichen Völkern am Missouri auf 720,000 Liv. gerechnet werden kann. Wenn man aber bedenkt, daß nicht alle Jahre eine gleiche Summe dieser Waare geliefert wird, daß der kleinste Krieg die Jagd des Winters zerstört; so wird sich der Ertrag des jährlichen Handels im Durchschnitt auf 600,000 Liv. festsetzen lassen.

Sechs und zwanzigstes und Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Regierung des obern Louisiana. Ausschließende Privilegien.

Die Regierung des obern Louisiana ist so wie die der meisten spanischen Kolonien militairisch. Alle Civil-und richterliche Gewalt ist allein in den Händen des Stellvertreters der Regierung. Er kann seine Gewalt nach Gefallen mißbrauchen und darf seine Obern wenig fürchten, die es oft eben so sehr wie er bedürfen, daß man die Augen zu ihrer Verwaltung zudrücke. Die Klagen der Unterthanen finden selten oder nie Gehör.

Weit entfernt die Bevölkerung aufzumuntern, welche in dem obern Louisiana so leicht vermehrt werden könnte, scheint der Regierung schon die kleine Menschenzahl zur Last zu fallen, welche gleichsam in diesen unermeßlichen Gegenden herumirren. Genöthigt von Fremden, die ersten Lebensbedürfnisse zu kaufen, hätte sie nur ihre Aufmerksamkeit auf dieses Land zu richten gebraucht, wo das Korn fast ohne Cultur wächst und jedes Saamenkorn immer hundertfache Früchte trägt. Allein sie wühlt lieber im Innern der Erde, um die unsichern Metallschätze heraus zu hohlen, und betrach-

tet Louisiana nur als eine Vormauer, welche Mexico beschützen soll. Allein warum soll diese Vormauer nicht selbst benützt werden können? In der That ist die spanische Regierung äußerst schwach und über ihre wahren Vortheile verblendet. Sie ist arm bey dem Besitz der Minen, wodurch sich die ganze Welt bereichert, ohne Brod bey dem Besitz des reichsten Bodens, ohne Manufakturen bey viel tausend unnützen Händen, und bey allen Mitteln sich geachtet und gefürchtet zu machen, ganz unbedeutend in dem europäischen Völkerbunde.

Der Handel mit den wilden Völkerschaften wird durch ausschließende Privilegien betrieben, die theils an Einzelne als Belohnung vergeben, theils hoch verkauft werden. Das Recht dieses Verkaufs steht dem Generalgouverneur zu, und der Ertrag davon ist mit zu seiner Besoldung geschlagen. Wie nachtheilig aber Privilegien immer sind, ist längst bekannt, auch fühlt es die spanische Regierung recht gut und sucht daher immer eine Menge Scheingründe zu seiner Rechtfertigung aufzufinden.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ueber einige Naturprodukte Louisiana's.

Das obere Louisiana, unter einem gemäßigten Himmelstriche gelegen, erzeugt alle Gewächse, welche Frankreich hervorbringt, und hat überdieß noch einige, welche ihm besonders eigen sind. Unter diesen scheint der Ahornbaum dasjenige, welches die meiste Aufmerksamkeit verdient, und dessen sorgfältigerer Anbau nicht nur für die Bewohner des flachen Landes, sondern auch für die der Haupstadt von großem Vortheil seyn könnte.

Dieser Baum, welcher am liebsten in niedrigem und fettem Boden wächst, giebt eine große Menge einer süßen Flüssigkeit, aus der ein wohlschmeckender Zucker bereitet wird, welcher freylich aber nicht so gut ist, als der aus dem Zuckerrohr.

Im Monat Februar und März pflegen die Bewohner Louisiana's der westlichen Staaten Amerika's an dieser köstlichen Erndte zu arbeiten. Sobald die Strahlen der Sonne Kraft genug bekommen haben, um den Schoos der Erde mit der leisesten Wärme zu durchdringen, fängt der Saft in diesem Baume

an auszulaufen, und zwar in solchem Ueberflusse, daß er sich selbst einen Ausgang öffnet, wenn man ihm keinen macht. Aus dieser Oeffnung nun fließt eine Feuchtigkeit, welche, Anfangs nur von einigen verschmachtenden Reisenden genossen, diese auf den Gedanken brachten, daß dieser Saft wohl etwas mehr enthalten müsse, als der Saft anderer Gewächse. Die ersten Versuche bestätigten die guten Eigenschaften desselben, und die Güte des daraus bereiteten Zuckers hat die Völkerschaften, bey denen jener Baum wächst, dahin gebracht, daß sie dieses Erzeugniß der wärmern Klimate leicht haben entbehren können.

Folgendes ist die Bereitungsart desselben.

Sobald die große Kälte des Winters der mildern Witterung gewichen ist, versetzen diejenigen Einwohner, welche Zucker bereiten wollen, ihre Wohnungen in Wälder, welche viele Ahornbäume enthalten, und erbauen sich hier Hütten. Das erste, wofür sie sorgen, ist, daß sie sich so viel Gefäße oder Tröge zu verschaffen suchen, als sie Bäume abzuzapfen gedenken. Diese nur aus dem gröbsten gearbeiteten Gefäße erfordern auch nur wenig Tage Arbeit.

Ist dies geschehen, so bohren sie jeden Baum mit einem Bohrer an, der ohngefähr einen halben Zoll im Durchmesser hat, und damit machen sich mehr als ein Loch, je nachdem der Baum groß und stark ist. Manche vertragen ihrer wohl sechse, andere hingegen deren kaum zwey. Wenn die Jahreszeit recht günstig ist, d. h. wenn auf frische Nächte schöne Tage folgen, füllen die Ahornbäume diese Gefäße wohl dreymahl in vier und zwanzig Stunden mit äußerst zuckerreichem Wasser an, allein wenn die Witterung warm und regnericht ist, verliert der Saft an Menge und Güte.

So wie die Flüssigkeit gesammlet ist, wird sie in größere Fässer geschüttet, dann in Kesseln über das Feuer gebracht, wo sie verdünsten muß, bis nichts davon übrig bleibt als der Zucker, den man in Formen von gebrannter Erde schüttet, welche eigends dazu verfertiget werden. Der Ueberrest giebt einen sehr erquickenden und wohlschmeckenden Syrup, der vorzüglich bey Husten und Burstkrankheiten recht gute Dienste leistet. Es ist dies derselbe Syrup, den man ehedem zu Paris unter dem Nahmen Sirop du Canada kannte, und äußerst theuer verkaufte.

Es würde schwer seyn, die Menge für Europa ganz fremder Gewächse und Pflanzen anzuführen, welche in diesem herrlichen Theile der neuen Welt wachsen. Der Erfolg der Untersuchungen der Herren Michaud hat bewiesen, daß nichts für die Fortschritte der Botanik und zugleich für die Medizin und Chemie wichtiger seyn könnte, als wenn sich einige Männer von Kenntniß und Liebe zur Wissenschaft in diese Gegenden begäben, und eine Sammlung der Gewächse derselben veranstalteten, deren heilsame oder wunderbare Eigenschaften sie sogleich an Ort und Stelle erforschen könnten.

Die Indianer, welche keine andere Pharmacie kennen, als welche die Natur selbst für sie erfunden hat, bedienen sich bey ihren Krankheiten blos des Saftes der Gewächse und Pflanzen. Es giebt keine Wunde, die sie nicht durch die Kraft von dieser, keinen Biß eines Insektes, den sie nicht durch Kräfte von jener zu heilen und unschädlich zu machen wüßten.

Es ist allgemein bekannt, daß die Krankheiten, welche den Nahmen von der schönsten Göttin des Alterthums erhielten, und welche uns die Völker jener Ge-

genden gleichsam aus Rache für die ihnen zugefügten Uebel mittheilten, dort recht einheimisch und allgemein sind. Allein dieselben verheerenden Krankheiten, welche eine lange Reihe von Jahren hintereinander fast alle davon ergriffenen Europäer ins Grab brachten, die noch jetzt die Klippe für viele der geschicktesten Aerzte sind und kaum der angestrengtesten Sorgfalt und Mühe weichen, bedürfen unter jenen Nationen nur der allergewöhnlichsten Mittel. Sie lachen über die Verzweiflung, der sich die Europäer überlassen, die oft im beunruhgendsten Zustande zu ihnen kommen und vermittelst einiger Kleinigkeiten heilen sie dieselben in wenig Tagen.

Unter den Pflanzen, denen man vorzüglich diese heilende Kraft zuschreibt, zeichnet man aus die Viperine und diejenige, welche die Bewohner jener Länder unter dem Nahmen der Begnets-Wurzel kennen. Dieser Nahme ist ihr nehmlich von der fast wunderähnlichen Wirkung geblieben, welche sie auf diesen mehr als sechzigjährigen Mann machte. Ergriffen von einer Krankheit, die er seit mehrern Jahren vernachlässigt hatte, schien er nur noch einige Augenblicke leben zu können. Eine alte Wilde, welche Gelegenheit hatte ihn zu sehen, versprach ihm Heilung, wenn er ihrem Rathe unbedingt folgen wollte. In dem Zustande, worin er sich befand, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als sich der Kenntniß und Behandlung dieser Wilden blind zu überlassen. Um der Versuchung zu entgehen, starke Getränke zu sich zu nehmen, welche er sehr liebte, zog er sich ganz in die Wälder zurück, und erbaute sich eine Hütte dicht neben einer Quelle, welche ihm allein sein Getränk lieferte, und kehrte erst nach einer zweymonatlichen Abwesenheit wieder in das Dorf zurück.

wo er vorher gewohnt hatte. Allein wie groß war das Erstaunen seiner Familie, als sie ihn nach einer so kurzen Abwesenheit gesünder und wohler wieder sahen, als er je gewesen war, und doch hatte er statt aller Arzneymittel nur den leichten Aufguß der Wurzel, der er nun seinen Nahmen gelassen hat, getrunken, und die krebsartigen Geschwüre, die er an sich hatte, damit ausgewaschen.

Ich selbst, sagt der Reisende, aus dessen Berichte wir dieses mittheilen, habe einen Wilden gesehen, der, in einem Gefechte von einer Kugel getroffen, den Rückzug mit seinen Kammeraden immer fortsetzte, wenn diese gleich mehr als sechszig Meilen *) in vier und zwanzig Stunden machten. Einer der Anführer legte ihm bey jedem Mahle des Ausruhens ein Pflaster von einer Wurzel auf, die er im Munde kauete; und dieses befestigte er ihm mit einer dünnen Baumrinde auf eine solche Art, daß seine Bewegungen dadurch nicht im geringsten gehemmt wurden. Mit denselben Pflanzen heilen sie auch ihre Pferde, wenn diese sich stechen oder sonst verwunden, welches bey Völkern die den Gebrauch der Hufeisen nicht kennen, sehr oft vorkommen muß.

Unter den Pflanzen, deren Nutzen gerade nicht so bedeutend ist, von denen aber Künste und Gewerbe vielfachen Gebrauch machen können, befinden sich alle diejenigen, welche man zum Färben braucht. Das Roth, welches sie aus der Savoyanne ziehen, ist ausnehmend schön, und so stark und scharf, daß es so-

---

* Dies sind keine deutsche Meilen, sondern französische Lieus, deren fünf auf eine deutsche Meile gehen.

gar auf den Borsten des Stachelschweins haftet, und auf den Mähnenhaaren der Pferde, und zwar dergestalt, daß es durch nichts wieder herunter gebracht werden kann. Sie färben aber auch schwarz, blau, grün und gelb mit demselben Erfolge.

Allein unter diesen Pflanzen verdient doch besonders eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit, das ist nehmlich diejenige, deren sie sich zu Auslöschung oder Minderung der Gewalt des Feuers bedienen. Auf die davon erhaltene Beschreibung bat ich einen Wilden, sie mich kennen zu lehren. Sogleich brachte er mir zwey Wurzeln, an denen sich noch einige Blätter befanden. Neugierig zu sehen, wie er sie gebrauchen würde, und in der Besorgniß, er möchte mich vielleicht täuschen, gab ich ihm ein Stück von jenen Wurzeln hin und bat ihn, mit diesem nun einen Versuch zu machen. Er nahm es in den Mund, kauete es einige Augenblicke, dann rieb er sich sehr stark die Hände damit. Hierauf bat er mich um Kohlen. Ich gab ihm nach und nach drey der glühendsten, welche ich nur bekommen konnte; er löschte sie, eine nach der andern durch ein leises Reiben aus, ohne selbst den mindesten Schmerz zu empfinden, und ohne daß seine Haut die geringste Spur davon verrieth. Ich legte ihm hierauf welche in den Mund, er entflammte sie mit seinem Hauche, und indem er sie zwischen den Zähnen hielt, kaute er sie ordentlich ohne einen Schein des Schmerzes. Er wiederhohlte diesen Versuch drey Mal hinter einander, indem er mir versicherte, daß, wenn er nur mehr von der Wurzel hätte, er mir Dinge zeigen würde, welche mich noch weit mehr in Erstaunen setzen sollten.

Die Osagen sind unter allen Völkerschaften des Missouri diejenigen, welche das meiste mit dieser Pflan-

ze auszurichten verstehen. Bey ihren Festen und vornehmlich wenn sie die Weissen in Verwunderung setzen wollen, verrichten sie Dinge, welche ich nicht glauben würde, wenn ich sie nicht selbst gesehen hätte. Einige trinken nehmlich kochendes Bärenfett, andere rühren das Fleisch in den Kesseln mit den Händen um, wenn es am heftigsten siedet, ohne daß sie dadurch die geringste Unbequemlichkeit leiden, oder nur das kleinste Zeichen des Schmerzes von sich gäben.

Sollten nicht diese als richtig und wahr erwiesenen Versuche dazu dienen, uns begreiflich zu machen, wie es möglich gewesen, daß unsere Vorältern als unschuldig erkannt aus ihren sogenannten Feuerproben hervorgingen.

Man kann unter die Pflanzen von den seltenern Eigenschaften auch gewiß diejenige rechnen, welche das Wasser gerinnen macht, und es in wenig Augenblicken in einen festen Körper verwandelt. Einige Tropfen ihres ausgepreßten Saftes sind hinreichend, diese außerordentliche Wirkung hervorzubringen. Dieses Kraut findet sich aller Orten in den beyden Louisianen. Und so giebt es noch mehrere ähnliche nur hier einheimische Gewächse, welche nicht minder sonderbare Erscheinungen hervorzubringen vermögen.

Die einzigen gefährlichen Gewürme, welche das obere Louisiana erzeugt, sind die Klapperschlange und der Pfeifer, (siffleur) den die Engländer die Kupferschlange nennen, wegen der Farbe des Kopfes, welche kupferroth oder gelb ist, und welche sich sehr erhöht, wenn sie zornig wird. Der Biß beyder Thiere ist tödlich, wenn man nicht im Stande ist, schnell ein passendes Mittel dagegen anzuwenden. Der Biß der Klapperschlange vorzüglich erregt fürchterliche Schmer-

zen, welche den Gebissenen nicht selten fast zur Verzweiflung treiben. Die natürlichen Feinde dieser Thiere sind die Schweine, von denen sie sogleich beym ersten Anblick entfliehen, denen sie aber selten entgehen. Einmahl erhascht, versuchen sie es gar nicht, sich zu vertheidigen, und indem sie vermuthlich wissen, daß es ihnen nichts hilft, lassen sie sich ruhig fressen, wenn der Anfang damit gleich oft am Schwanze geschieht.

Unter der großen Menge vierfüssiger Thiere, welche die Wälder Louisiana's bevölkern, hat keines von der Natur einen solchen Grad von Wildheit erhalten, daß es dem Menschen furchtbar würde. Der schwarze Bär, weit entfernt, gefährlich zu seyn, liefert, wenn er jung ist, ein gesundes und wohlschmeckendes Fleisch, und im Alter viel und sehr gutes Schmalz. Man pflegt ihn vorzüglich im Winter zu jagen. Sobald der erste Schnee fällt, flüchtet er sich nehmlich in die hohlen Baumstämme oder in Höhlen, und verweilt hier ohne alle Nahrung bis zum Monat Aprill oder May. Wenn diese Thiere einmahl nach ihrem guten Eichel- und Buchennußfutter in ihre Höhlen gegangen sind, behalten sie auch dieses Fett, so lange sie sich in denselben befinden. Jetzt erklären ihnen nun eigentlich die Wilden den Krieg, und machen sich viel Vortheil dadurch. Vier bis fünf Männer durchstreichen dann immer gemeinschaftlich die Wälder und Felsen, bis sie endlich jene Schlupfwinkel entdeckt haben. Haben sie sie aufgefunden, so geht der beherzteste mit einer Fackel und einem langen Messer bewaffnet an der Spitze zweyer von seinen Gefährten hinein, welche sich aber mit Keulen und Flinten bewaffnet haben.

Die von der Kälte erstarrten Bären erwachen auch selten eher aus ihrem Schlafe, als bis sie von der Fackel gebrannt oder von dem Führer der Schaar unsanft angestossen werden, denn dieser ist selbst zuweilen so geblendet, daß er keinen Schritt vor sich sehen kann.

Wenn nun er oder seine Kammeraden den Bär bemerken, ehe er erwacht, so wird er ohne alle Gefahr getödtet, allein wacht er auf, dann stürzt er sich gleich gegen den Eingang der Höhle und wirft Alles zu Boden, was er antrifft. Entgeht er nun den Hereingetretenen auch, so fällt er doch meistens unter den Händen derer, welche außerhalb der Höhle warten, und welches immer die geschicktesten Jäger des Haufens sind. Manche dieser Thiere geben wohl zwey hundert Pfund Schmalz, das die Wilden entweder selbst verbrauchen oder sehr vortheilhaft zu verkaufen wissen.

Der Jagar welchen die Bewohner Louisiana's auch das Panther nennen, findet sich sehr häufig in den gemäßigten Himmelsstrichen des mitternächtlichen Amerika's, allein auch er hat gar keinen gefährlichen Charakter. Er ist nur dann zu fürchten, wenn er sehr hungrig ist oder man ihm die Jungen nimmt, dann läßt er die Wälder weit umher von seinem Gebrüll erschallen, und wer seine Beute nicht wieder geben wollte, würde einen Kampf bestehen müssen, der wohl nicht zu seinem Vortheil ausschlagen möchte. Das Fleisch des jungen Jagar ist kurz, zart und sehr wohlschmeckend. Es wird von manchen dem des Rehes vorgezogen, und hat viel Aehnliches mit dem recht jungen zarten Kalbfleische.

Der wilde Ochse, oder Bufalo, war sonst in den jetzt bewohnten Theilen des obern Louisiana so häufig, daß die Jäger ihm blos die Zunge ausschnitten,

und den übrigen Körper den andern Fleisch-fressenden Thieren und den Vögeln überließen. Dieses Thier, das oft über tausend Pfund wiegt, liefert ein herrliches, gesundes Fleisch. Alle Theile sind den Wilden, die es in Nordwesten noch immer in großen Heerden zusammenfinden, äußerst nützlich. Die abgezogene Haut des Büffels gewährt die wärmste Bekleidung, die man nur haben kann; sie dient in allen Gegenden, wo die Weissen noch nicht hingekommen sind, Männern und Weibern zu gleicher Zeit zu Mänteln und Betten. Das Fell des männlichen Büffels ist so groß, daß selbst der längste Mann sich vom Kopf zu den Füßen hinein wickeln kann. Das lange Haar, womit es bedeckt ist, macht es undurchdringlich gegen den Regen. Das kürzere könnte für Hutmacher große Vortheile haben, und das allergröbste, das unserer Schaafwolle gleicht, dürfte leicht zu ähnlichem Gebrauch verwendet werden können.

Ausser diesen verschiedenen Thierarten findet man in diesen Gegenden auch alles europäische Wildpret. Der Hirsch, das Reh, die wilde Katze, die Fischotter, das Kaninchen, der Haase, der Fasan, das Rebhuhn, die wilde Taube u. s. f. leben hier in außerordentlicher Menge. Es finden sich indessen in den Gattungen Unterschiede, welche Naturforscher vielleicht verführen könnten, sie für ganz andere Arten zu halten; der bedeutendste ist ihre Kleinheit.

Des Bibers, dieses durch seine Arbeit und Natur so berühmten Thieres, wollen wir hier nicht weiter gedenken, sondern bemerken nur, daß er in den bewohnten Theilen Louisiana's fast ganz ausgerottet worden ist, oder daß er sich selbst aus der Nähe der Menschen geflüchtet hat.

Der kalekutische, oder Truthahn, der in Ansehung der Größe dem unsrigen fast gleich kommt, lebt hier in solcher Anzahl, daß man sich nicht die Mühe giebt, ihn zu nähren und zu ziehen. Im Herbst und Winter wiegen sie oft fünf und zwanzig bis dreyßig Pfund. Verschiedene Entenarten, Wasserhühner, Störche, Trappen, Schwäne und andere Wasservögel verweilen in großer Menge hier bis zum Frühling. Auch die Flüsse haben einen Ueberfluß an trefflichen Fischen. Die Barbe unter andern, die man im Mississipi und an den Mündungen der in denselben fallenden Flüsse fängt, wiegt zuweilen hundert und funfzig bis hundert und sechzig Pfund. Man salzt sie ein und so hält sie sich sehr lange.

Ein anderes Thier, welches einst häufig in dem gemäßigtern Theil von Nordamerika gelebt zu haben scheint und dessen Geschlecht jetzt gänzlich ausgestorben ist, ist das, welches die Amerikaner Mammoth genannt haben. Die große Menge von Gebeinen von aller Größe und Stärke, die man an verschiedenen Orten findet, beweist hinlänglich, daß dieses Thier hier wohnte und sich fortpflanzte, und nicht blos zum Besuch kam. Ein fast ganz erhaltenes Skelet, welches ich in dem Museum zu Philadelphia sahe, ließ mich den Grad der Aehnlichkeit beurtheilen, der zwischen diesem Thiere und dem asiatischen Elephanten Statt gefunden hat. Wie dieser hat der Mammoth eine Höhe von zehn bis eilf Fuße von der Fußsohle bis zum äußersten Halswirbel, und eine Länge von funfzehn bis achtzen Fuß, bis zum Anfange des Schwanzes. Es hat einen kurzen Hals und runden Kopf. Der gänzliche Mangel an Schneidezähnen, so wie die Gestalt der Backen

zähne beweist, daß es ein Pflanzen- fressendes Thier war, und die Unmöglichkeit, den Kopf auf die Erde zu bringen, läßt nicht zweifeln, daß es, wie der Elephant seine Nahrung durch einen Rüssel aufnahm. Der einzige Unterschied beyder Geschlechter ist die Stellung der Vertheidigungszähne. Beym Elephanten sind sie leicht abgeplattet, mehr vertikal als horizontal und stehen auf jeder Seite der obern Kinnlade am Ende der Backenzähne. Bey dem Mommoth im Gegentheil sind sie rund, beyde nicht weit von einander an dem vordersten Theile der obern Kinnlade angebracht, haben eine Länge von fünf bis sechs Fuß und sehen mehr wie Hörner als wie Zähne aus. Ueberdieß ist die Masse, woraus sie bestehen, sehr von der des Elfenbeines unterschieden. Die Oberfläche ist braun, und das Innere besteht aus übereinander liegenden Schichten, wie Baumrinden, es zersetzt sich an der Luft und verursacht im Wassar ein leichtes Aufkochen, wie der Kalkstein. Unter der großen Menge, welche man ausgegraben hat, ist keiner ganz erhalten worden, wenn sie gleich auf den ersten Anblick nichts durch die Zeit gelitten zu haben schienen. Beym ersten Berühren der äußern Luft, zerfallen sie gleich in Staub. Die Backenzähne aber, so wie der größte Theil der Gebeine, finden und erhalten sich ganz, wenn sie gleich viele Jahrhunderte lang vergraben gewesen seyn mögen, da kein Reisender jemahls das Thier lebend gesehen hat, und selbst die Wilden es gar nicht, nicht einmal durch Tradition kennen.

Die Ueberreste dieses Thieres finden sich nirgends als unter dem fünf und dreißigsten bis fünf und vierzigsten Grade der Breite, woraus man sieht, daß die

sehr wärmen, und die sehr kalten Länder seiner Natur nicht angemessen gewesen sind*).

Was wohl diese Thierart ausgerottet haben mag, ist um so schwerer mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, da man auf diesem Theile des Continents keinen Feind sieht, der es hätte bekämpfen und besiegen können. Indessen muß ich noch bemerken, daß fast überall, wo man solche Gebeine entdeckt, sie sich in außerordentlicher Menge finden, gleich als hätten die Thiere sich vorgenommen gehabt, immer Truppweise auf einem Orte umzukommen, oder als hätten sie sich immer Schlachten geliefert. Sollte vielleicht Eifersucht sie dazu veranlaßt haben?

---

* Ich hatte von einigen Reisenden gehört, daß ich unweit der Mündung des Flusses der Osagen, eine Stelle finden würde, wo eine große Menge Gebeine von diesem Thiere lägen. Beym Nachgraben daselbst fand ich es wirklich so. Nun wollte ich aber gern einen Vertheidigungszahn ganz erhalten. Ich ließ daher auf den Ort, wo einer lag, noch ehe er von der Erde entblößt wurde, eine große Menge Bärenfett gießen. Dadurch wurde der Zahn wieder fest. Als er nun von der Erde entblößt wurde, ließ ich immer auf die frey gewordene Stelle recht viel gießen, und dadurch gelang es mir, ihn zu erhalten. Er wurde mir aber so wie alle meine andern Sammlungen, von den Engländern mit abgenommen, die ihn nun gewiß im Museum in London aufbewahren werden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wilde Völkerschaften am obern Missouri.

Die Ricaras, ehedem eine der zahlreichsten Nationen des mitternächtlichen Amerika, haben wohl zwey und dreyßig Dörfer besessen, welche aber größtentheils von den Sioux zerstört, oder durch die Kinderblattern verwüstet worden sind. Die kleine Zahl, welche dieser Krankheit, die unter diesen Völkern weit gefährlichere Folgen hat, als unter uns, entgangen ist, hat sich seit einigen Jahren in eine einzige Völkerschaft vereinigt, welche tausend bis zwölf hundert Krieger zählt. Gleich denen, welche weiter nach Norden oder Nordwesten wohnen, haben sie bis jetzt nur wenig Verbindung mit den Weissen gehabt, und daher die Sitten, Gebräuche, Waffen und Kleidung ihrer Voreltern ganz beybehalten.

Zwey Lieues von dem Dorfe der Ricaras ergießt sich der Fluß Chaguyenne, der ziemlich breit aber nicht sehr tief ist. Er entspringt, wie die Wilden sagen, in einer sehr großen Entfernung von seiner Mündung auf felsigen Gebirgen auf der Abendseite. Die Chaguyennes, welche unaufhörlich an seinen Ufern herum-

irren

irren, die wilden Ochsen zu jagen, theilen sich in drey Horden, von denen die zahlreichste den Nahmen Chaguyenne beybehalten hat. Die zweyte heißt Ouisy und die dritte Chousa. Nicht zufrieden mit der Jagd am Ufer dieses Flusses, dehnen sie sich auf unermeßliche Wiesen aus, nicht weit entfernt von dem Flusse Plate. Ueber diese Wiesen hinaus findet man Seen und große Sümpfe, die eine solche Menge Biber nähren, daß diese abergläubischen Völker sich einbilden, es sey dies der Aufenthalt des Vaters aller Biber.

Die Geschichte, welche sie in dieser Hinsicht erzählen, kann eine Vorstellung geben von ihrer Einfältigkeit und ihrer außerordentlichen Leichtgläubigkeit.

„Mitten unter diesen Seen," sagen sie, „befindet sich einer, der viel größer ist als andere, und dem kein Thier nahe zu kommen wagt. Die wilden Ochsen weiden nicht an seinen Ufern und baden nicht in seinem Wasser, und die hier jagenden Völker halten sich stets in einer gemessenen Entfernung davon. Mitten in diesem See erblickt man eine große Hütte, umgeben von viel kleinern ähnlichen. Jede Nacht um dieselbe Stunde wird das Wasser auf eine fürchterliche Art bewegt, und man vernimmt selbst bey dem allerstillsten Wetter daselbst immer ein Geräusch, wie das eines reißendes Stromes. Hier wohnt der König der Biber. Neugierig, selbst dieses außerordentliche Thier zu sehen, versteckten sich eines Tages zwey junge Wilde hinter dichtes Gesträuch, unweit des Sees, allein ziemlich hoch über dessen Oberfläche. Während der drey Tage, welche sie hintereinander hier verweilten, erblickten sie nichts, sondern hörten immer fort das Geräusch des Wassers, welches bis zu einer außerordentlichen Höhe am Ufer stieg, und bey Sonnenuntergang wieder

zurück sank. Verdrüßlich darüber, daß sie so lange geharrt und nichts gesehen hatten, waren sie eben im Begriffe, sich wieder zu entfernen, als sie mit einem Mahle auf dem Gipfel des größten Gebäudes einen Biber von ungeheurer Größe sitzen sahen, der weiß war wie ein Schwan. Mehrere minder große saßen zu seiner Seite. Nachdem er sich mit einer Art von Verlegenheit und Unruhe umgeschaut hatte, stieß er einen Schrey aus, der sogleich das Gewässer des Sees bewegte. In wenig Augenblicken erhob sich dann dieses auch zu einer so fürchterlichen Höhe, daß die jungen Leute voll Furcht die Flucht ergriffen, und nun die Geschichte ihren Gefährten erzählten." Sie ist seitdem als gewiß von Allen angenommen worden, und Jedermann scheint ihr Glauben beyzumessen.

Die Chaguyennes, obgleich den größten Theil des Jahres umherirrend, säen bey ihrem Dorfe Mais und Tabak, welches sie mit Anfang des Herbstes ärndten. Sie sind größtentheils gute Jäger, und erlegen viele Biber, welche sie an die Sioux verhandeln. Mehrere herumirrende Völker, welche aber Verbündete der Chaguyennen sind, jagen in demselben Lande. Diese Völker sind die Cayouwas, die Tocaninambiches, die Tokiouakos und die Pitapahatos. Man erfuhr von ihnen, daß, als sie vor einigen Jahren einen großen Kriegs- und Jagdzug zusammen machten, sie gegen Abend über steile Gebirge setzten, an deren Fuß ein schöner Fluß in derselben Richtung fließt. Nachdem sie mehrere Tage an demselben hinabgezogen waren, trafen sie auf sieben Familien, welche sie angriffen, und ohne Schwierigkeit besiegten. In ihren Hütten fanden sie nichts, was auf eine Gemeinschaft mit den Weissen hätte schließen lassen. Ihre Hausgeräthe hat-

ten eine ganz besondere Gestalt. Ihre Kleidung, ihre Schuhe, das Geschirr ihrer Pferde waren von Biberfell, von Ottern, Füchsen, Wölfen, Hasen und und andern Thierhäuten, an denen diese Gegend so reich ist. Ihre Zelte waren von Schilfmatten, weil sie keine Ochsenhäute zu haben schienen. Ein kleiner Sack mit Mais, den sie unter dem Gepäcke fanden, veranlaßte sie einige Weiber zu fragen, ob ihre Nation diese Getreideart baue? sie verneinten dies, und versicherten dagegen, daß ganz unten an diesem Flusse ein großes Dorf liege, wo man dessen eine große Menge ärndte.

Da sie an dem Halse und in den Ohren dieser Weiber verschiedene Muscheln bemerkten, welche sie durchstochen und an kleine lederne Riemen gehangen hatten, waren sie neugierig zu wissen, woher sie diese erhalten hätten. Darauf antworteten nun jene: es gäbe an der Mündung des Flusses eine große, große Menge Wasser, welches sich so weit erstrecke, daß man das jenseitige Ufer noch nicht habe entdecken können. Dieses Wasser steige und sinke wechselweise zu bestimmten Stunden des Tages und der Nacht, die anwohnenden Völker bänden an das Ende langer Seile Stücken Fleisch, welches sie während des hohen Wassers hineinwürfen, und bey niedrigem wieder herauszögen, und diese Muscheln, womit sie sich geputzt hätten, fänden sich dann in großer Menge an dem Fleische hangend, wovon sie sie dann losmachten.

Die große Nation der Padaws, welche um den Fluß Plate herumstreichen, ist von der der Ricaras nur ohngefähr zehn Tagreisen für Jäger entfernt, wovon man jede auf fünf und zwanzig Meilen schätzen kann. Die Halisanen, oder Kahlköpfe irren überall umher,

jagen auf dem andern Ufer des Flusses Plate bis an die Ufer des Arkansas, und dehnen sich aus bis an den Fuß der Gebirge von Neu-Mexico, in einem an allen Arten von Thieren reichen Landstriche.

Von dem weißen Flusse, der sich in den Missouri stürzt, zwey hundert und vierzig Meilen unterhalb des der Chaguyennen, bis zu einem andern, dessen Name noch unbekannt ist, hundert und achtzig Meilen oberhalb, ist das ganze Ufer besetzt von den Sioux oder Thons, welche in vier wandernde Völkerschaften getheilt sind. Oft kommen sie auf das westliche Ufer, um Ottern und Biber zu jagen, welche hier häufiger sind als bey ihnen. Diese wilden, diebischen Völker besuchen oft die Ricaras, die Chaguyennen, und zuweilen die Mandanen, den erstern nehmen sie Kleider und Pferde und den letztern Mais und Tabak. Nachdem sie sie so in Contribution gesetzt haben, versichern sie diesen friedlichen, arglosen Nationen immer, daß sie mit ihnen in Frieden leben wollen; allein gewöhnlich thun sie ihnen, wenn sie sich entfernen, Alles nur ersinnliche Uebel an, und diese Nationen, welche noch keine Feuergewehre haben, oder doch sehr wenig, müssen sich das gefallen lassen.

Die Mandanen waren ehedem sehr zahlreich, allein sie sind von den nördlichen Völkerschaften des Missouri so gemißhandelt worden, und die Blattern haben so große Verwüstungen unter ihnen angerichtet, daß sie jetzt kaum drey hundert Krieger zählen. Sie theilen sich in drey Dörfer, von denen das beträchtlichste auf dem westlichen Ufer liegt, indeß die beyden andern auf dem östlichen Ufer erbaut sind.

Die Dickbäuche, welche von den Dörfern der Mandanen nur einige Meilen entfernt sind, können

wohl acht hundert Krieger auf die Beine stellen. Sie haben zwey Dörfer, welche sie nur Truppweise verlassen, um entweder in Krieg oder auf die wilde Ochsen-Jagd sich zu begeben.

Die Asseniboinen, eine im Norden des Missouri herumirrende Nation, besuchen die Mandanen und Dickbäuche, denen sie Flinten und Schießpulver, Bley und andere unbedeutende Waaren zuführen. Dafür erhalten sie Pferde, Mais und Tabak.

Hundert und funfzig Meilen westlich von Missouri, oberhalb der Nation der Dickbäuche, findet man die Mündung eines großen Flusses, der Roche jaune heißt. An seinen Ufern weiden wilde Ochsen, und vielerley Arten Rothwildpret. Diese Gegend wird von der Nation der Corbeau bewohnt, einer zahlreichen aber wenig bekannten Völkerschaft.

Die Wilden, welche am westlichen Ufer des Missouri wohnen, sind menschlich und sanft gegen die Weissen, gegen die sie eine große Verehrung hegen, und welche sie im Allgemeinen unter dem Namen der Geister begreifen. Man handelt mit ihnen sehr sicher und friedlich. Man kann es als allgemeine Regel annehmen, daß, je weniger die Indianer Gemeinschaft mit den polizirten Nationen haben, sie nur desto besser, edelmüthiger und wohlthätiger gegen diese sind. Wahrscheinlich ist es die Wahl schlechter Menschen, welche man zum Handel mit ihnen aussendet, die ihnen die große Meinung von den Weissen benimmt, und die man doch auf alle Art unter ihnen sollte zu erhalten suchen, weil sie sie eigentlich als eine von dem höchsten Wesen besonders begünstigte Klasse betrachten.

Dreyßigstes Kapitel.

Glaube der Wilden. Ihr Gottesdienst, ihre heiligen Gebräuche, ihre Ceremonien beym Tode eines Anverwandten, wie sie beerdiget werden.

So viele Mühe man sich auch gegeben hat, um Etwas über ihren Ursprung, so wie über ihren Glauben in Ansehung der Schöpfung der Welt und des Menschen zu erfahren, so ist es doch unmöglich gewesen, Etwas anders als abgeschmackte Fabeln, oder elende Erzählungen, welche man kaum nachsprechen kann, zu erfahren. Alle erkennen an, daß es einen ersten Menschen gegeben hat; allein sie stimmen nicht in Ansehung seiner Schöpfung überein. Einige behaupten, er sey aus dem Wasser, andere aus der Erde entsprungen, und die Strahlen der Sonne hätten ihm Daseyn und Bewegung gegeben. Noch andere aber haben die Meinung, er sey von einem Vogel aus einem Kürbiß ausgebrütet worden; allein keines dieser Völker hat einen Begriff von einer Schöpfung aus dem Nichts. Alle verehren nach ihrer Weise ein höheres Wesen, als der Mensch ist, welches sie den großen Geist nennen.

Folgendes ist die Darstellung, welche einige Nationen des obern Missouri von der Art machen, wie sie ihn kennen gelernt haben:

Die ersten Wilden, sagen sie, kannten und fürchteten den großen Geist nicht. Sie feyerten ihm keine

Feste und stellten ihm keine Opfer an. Sie waren so böse geworden, daß er beschloß, sie auszurotten, und das that er denn auch durch seinen Donner und dadurch, daß er ihre Dörfer anzündete, wovon man noch gegen Westen einige Ruinen entdeckt. Derer aber, welche übrig geblieben waren, erbarmte er sich und beschloß sie aufzuklären und gut zu machen. Um dies zu bewirken, befahl er zwey jungen Mädchen, welche noch keinen Mann erkannt hatten, sich von ihrem Dorfe zu entfernen. Kaum hatten sie das gethan, so versenkte er sie in einen tiefen Schlaf, während dessen die eine davon in den blauen Himmel entrückt wurde. Nach einigen Stunden erwachte die andere, und voll Erstaunen ihre Gefährtin nicht zu finden, eilte sie in ihre Hütte; allein sie erfuhr hier, daß man sie nicht gesehen habe. Sogleich machte sich die ganze Nation auf, sie zu suchen; allein vergebens. Männer, Weiber, Kinder, Greise, Alte, Alles klagte über ihr Schicksal, und bedauerte ihren Verlust, da erschien auf einmal in einiger Entfernung vom Dorfe eine Wolke von ganz besonderer Gestalt, und erfüllte alle Zuschauer mit Entsetzen. Aus dieser Wolke nun sahe man einen Adler von ungeheurer Größe hervorkommen, welcher das junge Mädchen auf seinen Flügeln trug, und es auf den Gipfel eines benachbarten Hügels niedersetzte. Alles eilte nun hinzu und befragte sie:

Folgendes ist der Inhalt ihrer Erzählung:

Nachdem ich, während meines Schlafs, über die Wolken und den blauen Himmel hinauf getragen worden war, erwachte ich zu den Füßen eines Mannes von blendender Schönheit und riesenhafter Größe. Er war von einer unzähligen Menge weisser und schöner

Männer umgeben, welche aber nicht so groß waren als er: „Junges Mädchen, sagte er, richte deine Augen fest auf mich! Ich bin der große Geist, der Herr der Menschen und der Thiere. Mit einem Worte gebe ich ihnen das Leben, mit einem Worte den Tod. Ich allein habe immer gelebt und werde niemals sterben. Ich bin es, der alle Macht besitzt und dem die Menschen Feste und Opfer anstellen. Mir sind sie das Beste von ihren Mahlen schuldig. Allein sie verkennen mich, mich, der ich sie doch mit meinem Donner vernichten könnte. Kehre zurück zu den Deinen und verkündige ihnen, daß ich Mitleid mit ihnen habe, sage ihnen, daß ich bin, wie Du mich gesehen hast, und was ich von ihnen fordere. Die Völker, welche mich anrufen, und mich loben, sollen im Ueberflusse leben. Ich werde sie ihre Bedürfnisse befriedigen lehren; allein die, welche sich meinem Willen widersetzen, sollen durch meinen Donner ausgerottet werden."

Von der Zeit an, sagen die Wilden, verehren wir den großen Geist und bringen ihm die Erstlinge unserer Feste dar; auch hat er pünktlich sein Wort erfüllt. Die Menschen, welche bisher von Gewürmen und Schlangen gelebt hatten, die sie durch Steine oder Stecken tödteten, erhielten von ihm Pfeile und Bogen, wodurch sie nun vierfüßige Thiere und Vögel erlegen konnten. Ein Schwarm weisser Kraniche brachte ihnen von Morgen Maiskörner, Kürbisse und Tabak, die sie der große Geist pflanzen und ziehen lehrte. Endlich lehrte er sie noch die Kunst, die zur Verrichtung jener Geschäfte nothwendigen Werkzeuge verfertigen.

Eine besondere Verehrung erweisen die Wilden der Sonne, als dem schönsten und wohlthätigsten Geschenke der Natur. Sie singen ihr Hymnen und brin-

gen ihr Opfer dar. Sie beten den Morgenstern an, und bitten ihn um Unterstützung beym Angriff ihrer Feinde, den sie jederzeit beym Sonnenaufgang beginnen. Sie rufen den Donner durch Gebete an, weil sie ihn fürchten. Die Erde, weil sie ihnen einen Theil ihrer Nahrung liefert, ferner den wilden Ochsen und den weissen Bär *), den sie seiner Unerschrockenheit halber für den Herrn der Thiere ansehen. Auf gleiche Art verehren sie auch die Ceder, als den einzigen Baum in diesen Gegenden, der den Winter durch sein Laub behält. Sie glauben, daß er die Kraft besitzt, sie vor Krankheiten zu schützen. Die Ricaras haben gegen diesen Baum eine ganz besondere Verehrung. Sie pflanzen jedes Jahr an einem bestimmten Tage unter großen Achtungsbezeugungen einen an die Thüre der Hütte der Alten. Nachdem sie seinen Fuß roth gefärbt und seinen Gipfel mit Federn von allen Farben geschmückt haben, bringen sie ihm Opfer und Gaben dar. Hierauf legen sie am Fuß noch einen Kieselstein von ungeheurer Größe, den sie gleichfalls roth färben, und für den sie eine ähnliche Verehrung hegen, weil, wie sie sagen, schon viele große Männer des Alterthums in Kieselsteine verwandelt worden sind. Die Münzen und Flaggen, welche ihnen von den Weissen geschenkt werden, sind ebenfalls in sehr großem Ansehen.

In allen Dörfern des obern Missouri befindet sich eine große Hütte, welche die der Alten genannt wird und den Festen, den Tänzen und religiösen Feyerlichkeiten gewidmet ist. Hier giebt man den Frem-

*) Dieser findet sich nur im Norden, wo er doch auch nicht häufig ist.

den Audienz und berathet sich über das Interesse der Nation. Man nennt sie auch die Hütte der Gnade, weil ihr ärgster Feind, wenn er dahinein kommen könnte, nicht nur das Leben nicht verlieren, sondern auch gegen jeden Angriff und jede Beleidigung geschützt seyn würde. Die Alten, welche die große Hütte bewohnen, erhalten von den Männern Fleisch und Tabak so viel sie bedürfen, und von den Frauen alle Arten der Erdprodukte und das nöthige Brennholz. Sie machen die Geschenke der edelmüthigsten Jäger bekannt, so wie die der Mutter dargebrachten Gaben. So nennen sie nehmlich die Gebeine eines großen, von Fleische entblößten und mit rother Erde bemahlten Kuh-Kopfes, für den sie die allergrößte Verehrung hegen. Dieser Kopf steht im Hintergrunde der Hütte auf einer Anhöhe von ungefähr drey Fuß, in Form eines Altars. Sie glauben, daß er die Kraft besitzt, die wilden Ochsen zu halten, und sie selbst aus einer großen Entfernung anzuziehen.

Wenn die Zeit des Säens kommt, so laden die Alten die Weiber ein, ihre Körner zu der Hütte der Alten zu bringen. An einem bestimmten Tage erscheinen dann alle, das Grabscheit in der Hand. Die Alten entfalten dann gewisse Matten, und bringen daraus kleine hölzerne, sehr grob gearbeitete Statüen hervor, so wie einige Häute von rothen Vögeln, und bey dem wilden Klange der Chichakois singen sie täglich feyerliche Hymnen, um von dem höchsten Wesen eine reichliche Aerndte sich zu erflehen. Die Weiber ermangeln nie, der Mutter ihre Verehrung dadurch zu beweisen, daß sie ihr die Erstlinge von Allem, was sie einärndten, darbringen.

Wenn die Erndte durch Trockenheit vorzüglich zu leiden scheint, flehen sie das höchste Wesen an, und bitten es durch feyerliche Gesänge um Regen. Die versammleten Alten lassen sich ein mit Wasser gefülltes Gefäß in die große Hütte bringen, und werfen einige Pflanzen von Wermuth darein, so daß die Blätter oberwärts gekehrt sind; wenn das geschehen ist, so stimmt der Aelteste Gesänge an. Bey jeder Pause, die er macht, steigt einer auf die Hütte. Hier wendet er sich gegen Mittag, öffnet mit Gewalt das Gewand und schlägt es wieder zusammen, und diese Feyerlichkeit wird sodann wiederhohlt bis Abend. Wenn sie von einem glücklichen Erfolge gekrönt wird, so erhalten die Alten dadurch im Dorfe einen neuen Grad von Achtung und Vertrauen. Im Gegentheile aber wirft man die Schuld auf die Bosheit und den Mangel an Folgsamkeit bey der Jugend, deren Verderbniß, wie sie dann sagen, mit jedem Tage größer wird. Obgleich alle Völker des obern Missouri eigentlich denselben Glauben haben, so unterscheiden sie sich doch durch den äußern Dienst, den sie dem Herrn des Lebens erweisen.

Die Mandanen und die Dickbäuche haben eine große Verehrung gegen die Häute der weissen Kühe, wofür sie deswegen nicht selten zehn bis zwölf Pferde geben. Sie glauben, daß sie, so lange sie sie erhalten können, nie einen Mangel an Ochsen und Kühen in den von ihnen bewohnten Gegenden erleiden werden. Dieselben Völkerschaften halten auch zu gewissen Zeiten des Jahres allgemeine Nationalversammlungen, außerhalb den Grenzen des Dorfes, und bringen mehrere Tage und Nächte unter Zelten von Ochsenhäuten,

mit Singen, Tanzen und Essen zur Ehre des höchsten Wesens zu.

An dem zur Bitte um eine recht große Zahl wilder Ochsen bestimmten Tage, erscheinen die jüngsten Weiber von ihren Männern begleitet, in der Versammlung, den heiligen Calümet *) in den Händen tragend, mit Tabak gefüllt, und reichen diesen den Kriegern, welche ihnen gefallen. Nachdem der begünstigte Krieger einen Augenblick geraucht hat, faßt er die Hand der jungen Frau und führt sie in seine Hütte, wo er sich mit ihr der zügellosesten Sinnenlust überläßt. Wollte der Krieger den Calümet nicht annehmen, so würde dies für den Mann und seine Frau eine wahre Beleidigung seyn, woüber sich die ganze Versammlung beschweren würde.

Hat der Zufall Weisse in das Dorf geführt, so werden diese von den Weibern zuerst zum Rauchen ausgewählt.

Wenn die jungen Leute von dem höchsten Wesen ein muthiges Herz erflehen wollen, oder um die Gnade bitten, einen Feind im Kriege erlegen zu können, so martern sie sich selbst, und üben eine Enthaltsamkeit aus, welche der der eifrigsten unter unsern Büßenden gleich kommt. Auf eine Anhöhe unfern des Dorfes zurückgezogen, ohne Lebensmittel und ohne Waffen, außer einem Pfeile, bringen sie vier, fünf bis sechs Tage unter dem fürchterlichsten Geschrey zu. Den Tag, wo diese entsetzliche Religionsübung sich endigt, schneiden sie sich ein Gelenk von einem Finger ab, und oft

*) Ein Pfeiffenrohr mit Schweinsborsten und Vogelfedern, zwey bis drey Fuß lang.

reissen sie sich am Ende noch gar die Zähne aus. Ist das geschehen, so kehren sie ins Dorf zurück, und lassen das Glied des Fingers auf dem Hügel zurück.

Noch andere durchstechen sich die Arme und Schultern; schlagen in die Löcher hölzerne Nägel von einem Zoll im Durchmesser, und acht bis neun Zoll in der Länge, daran binden sie dann lange Stricke, woran sie ihre Waffen und mehrere wilde Ochsenköpfe hängen. In diesem Aufzuge machen sie drey Mahl singend und fürchterlich schreyend die Runde ums Dorf, und wenn sie diese Ceremonie fünf Tage nach einander vollbracht haben, gehen sie den sechsten zum Kampfe in die Schlacht.

Alle Wilde glauben ein anderes Leben. Sie sagen: sie würden nach dem Tode in große, große Dörfer kommen, wo sie alle ihre Bedürfnisse und Neigungen mühelos befriedigen könnten. Die Tapfersten, so wie diejenigen, welche im Treffen geblieben sind, werden die meiste Ehre genießen, und in einer weit größern Achtung stehen, als diejenigen, welche wie die Weiber auf ihren Matten vor Alter oder Krankheit sterben. Sie sind mehr oder weniger traurig über den Verlust ihrer Verwandten, und drücken ihren Kummer darüber auf eine sehr verschiedene Art aus. Die Ricaras, Mandanen und Dickbäuche beweinen ihre Todten nicht sehr. Die Weiber verschneiden sich blos die Spitzen der Haare, die Männer färben sich aber mehrere Tage lang das Gesicht mit weisser Erde, denn weiß ist bey allen diesen Nationen die Trauerfarbe.

Die Sioux, die Tocaninambiches und die Chaguyennen sind im Gegentheil untröstlich über den Tod ihrer Verwandten. Morgens und Abends gehen sie weinend um ihre Hütten, und das oft ein ganzes

Jahr, oder sie begeben sich auch wohl auf die benachbarten Berge, welche sie von ihrem Wehklagen erschallen lassen. Die Weiber bedecken sich mit Lappen, schneiden sich das Haar gänzlich ab, und theilen alles was sie besitzen, an diejenigen aus, welche mit ihnen klagen und weinen. Männer und Weiber machen sich Wunden in die Arme, Beine und Schenkel, und bleiben so in der strensten Witterung, blos mit einer ganz schlechten Bedeckung bekleidet, in ihrem Blute liegen. Väter und Mütter äußern vornehmlich bey dem Tode ihrer Kinder die fürchterlichste Verzweiflung. Ein Alter unter den Sioux, der einen Sohn gegen die Osagen verlohren hatte, schnitt sich jeden Monat ein Stück von dem Ohre ab, so daß er nach einem Jahre, (der gewöhnlichen Trauerzeit) nichts mehr als die Ohröffnung noch übrig hatte.

Alle Nationen des obern Missouri reiben einem verstorbenen Krieger den Körper mit rother Erde und hüllen ihn in eine sorgfältig geglättete Hirsch= oder Kuhhaut ein. Hierauf machen sie ein Loch von vier Fuß im Quadrat, worein sie ihn sitzend legen. Zur Seite legen sie ihm aber seine Waffen und einige Kleider. Dann fügen sie noch hinzu hölzerne Schüsseln mit Fleisch angefüllt, nicht weil sie glauben, der Todte würde das genießen können, sondern weil es eine Sitte ihrer Väter ist, und sie es für eine Beleidigung ihres Andenkens halten würden, wenn sie sich davon entfernen wollten.

Die Weiber werden mit weniger Gepränge bestattet, indessen giebt man ihnen doch diejenigen Dinge mit, wofür sie im Leben eine besondere Vorliebe geäußert haben.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Sitten der Wilden am obern Missouri. Beyspiel von Gerechtigkeit, ausgeübt von den Sioux gegen einen ihrer größten Anführer.

Allen wilden Völkern ist Rang und Unterwürfigkeit fremd. Sie haben weder ein bürgerliches noch militairisches Oberhaupt, und leben, wenn gleich in Gesellschaft, doch in der vollkommensten Gleichheit, ohne Gesetze, Richter und Priester. Von Natur großmüthig, theilen sie nicht nur ihren Ueberfluß mit, sondern selbst ihre dringendsten Bedürfnisse. Sie machen sich Geschenke mit Waffen und Pferden, ohne an den andern Tag zu denken. Wenig besorgt um die Zukunft, genießen sie der Gegenwart, und achten Jemanden nicht deswegen, weil er in seiner Hütte Alles hat, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens erfordert wird, sondern weil er edelmüthig, tapfer und weise ist. Die geringe Neigung für alles, was Reichthum heißen könnte, macht, daß der Diebstahl unter ihnen ganz unbekannt ist. Fügt es sich ja, daß etwas weggenommen wird, so wird derjenige, der es genommen hat, dadurch nicht beschimpft, denn man glaubt, er habe es nothwendig bedurft. So sind auch ihre Hüt-

ten zu jeder Stunde offen, und man kann frey hinein gehen, so oft man will. Sie belügen und verläumden sich unter einander nicht, und derjenige, bey dem man einen solchen Fehler entdeckte, würde als ein Mensch ohne Verstand und als ein schlechtes Herz *) betrachtet werden. Entsteht unter ihnen einige Zwistigkeit, so sind alle zugleich Richter und Vermittler. Wenn sich derjenige, der Unrecht hat, widersetzt, so zwingt man ihn durch Gründe oder Vorwürfe, dem Urtheile Aller sich zu unterwerfen.

In ihren Dörfern vereinigt, leben die Wilden ohne alle Sorgen. Sie trinken, essen, schlafen, tanzen und spielen in einem fort. Gebratenes oder gekochtes Fleisch ist ihre einzige Nahrung, Fleischbrühen ihr einziges Getränk. Die zu den Mahlzeiten bestimmten Stunden sind auch die des Appetits. Sie können eben so gut den ganzen Tag mit Essen zubringen, als sie eine außerordentlich lange Zeit ohne Nahrung zubringen können. Das Essen ausschlagen, ist eine eben so große Grobheit bey ihnen, als nichts anbieten. Sich bey einem Feste, zu dem man geladen wurde, nicht einstellen, ist eine unedle Handlung, wofür es gar keine Verzeihung giebt. Indessen kann man von dem Essen dadurch loskommen, daß man seine Portion mitnimmt; denn es ist unschicklich, irgend etwas zurück zu lassen. So wie sie aber gern gemeinschaftlich ihr bestes Fleisch verzehren, so rauchen sie auch gern in Gesellschaft. Derjenige, welcher in einer Versammlung zu rauchen giebt, füllt die Pfeife und überreicht

sie

*) Das sind ihre wörtlichen Ausdrücke, deren sie sich gegen jeden bedienen, der mit ihnen streitet.

sie dem Vornehmsten. Ein junger Mensch hohlt Feuer, und der Vornehme, nachdem er drey Mahl den Rauch eingezogen hat, reicht die Pfeife alsdann seinem Nachbar zur rechten dar. Dieser macht es eben so, bis endlich die Pfeife leer wieder an denjenigen gekommen ist, der sie angezündet hat. Er nimmt dann die Asche heraus und überreicht sie demjenigen, dem sie zugehört. Das Calümet muß aber immer rechts herumgehen, um den Lauf der Sonne nachzuahmen. Wer das nicht thäte, würde gegen die Etikette verstoßen.

Die Wilden haben eigentlich viel Geist und gesunden Verstand. Sie sprechen im Ganzen sehr gescheut über die Vortheile ihrer Nation und über die besten Mittel, ihre Plane glücklich auszuführen. In ihrer Unterhaltung mit Fremden sind sie feyerlich ernst, und affektiren immer einsylbig zu sprechen. Gut! schlecht! bewundernswürdig, ungerecht, vernünftig! das sind die unter ihnen gewöhnlichsten Redensarten. Ihre herrschendende Leidenschaft ist der Haß ihrer Feinde und der Durst nach Rache; ihr einziger Ehrgeiz für tapfer zu gelten. Sie besitzen ein Gedächtniß, dem nichts entgeht, und erkennen einen Stein oder Baum nach zehn Jahren wieder, wenn sie einmal Gelegenheit gehabt haben, ihn auszuzeichnen. Dieses Gedächtniß verläßt sie selbst im höchsten Alter nicht.

Die Alten stehen in allgemeiner Achtung, wenn sie sich nur in ihrer Jugend den Ruhm der Tapferkeit erworben haben. Ihre vornehmste Beschäftigung ist, jungen Leuten gute Lehren zu geben.

„Seyd unerschrocken," rufen sie von den Gipfeln ihrer Hütten, „gegen eure Feinde, gut und edelmüthig gegen eure Freunde. Der Herr des Lebens liebt den gerechten, edelmüthigen, tapfern Mann, und

verabscheut den Schurken, den Geizhals, den Zänkischen und Feigen. Ahmt eure Vorfahren nach, sie waren groß durch ihren Muth! Eßt nicht allein, raucht nicht allein in euren Hütten, sondern theilt eure Lebensmittel mit denen, die keine haben, so werdet ihr groß und geehrt seyn."

Auch den Weibern empfehlen sie Zucht und gute Aufführung, und indem sie die jungen Männer zur Ehe aufmuntern, wiederhohlen sie ihnen immerfort, daß nichts das höchste Wesen mehr aufbringe und erzürne, als wenn sie Weiber entehrten, welche ihnen nicht zugehörten. Allein diese Moral scheint gar nicht nach ihrem und der Weiber Geschmack zu seyn, welche sich nur ihrer natürlichen Neigung zum Vergnügen überlassen, ohne sich eben sehr um die Ehe zu bekümmern.

Ohne alle geographische Kenntniß zeichnen die Wilden doch auf Felle die Charten der Länder, welche sie durchstrichen haben, die Flüsse und Wege, denen sie gefolgt sind, mit einer fast unbegreiflichen Klarheit und Bestimmtheit. Den Norden bezeichnen sie durch den Polarstern, und berechnen die Entfernungen nach den Tagen, die sie gebraucht haben, um sie zu durchwandern. Gleich den civilisirten Völkern theilen sie das Jahr in vier Jahreszeiten, den Tag in vier Theile, so daß sie in Ansehung der Stunden nur um sehr weniges irren, die Sonne mag nun sichtbar seyn oder nicht. Sie zählen ihre Monate nach dem Monde, allein ich habe nie heraus bringen können, wie sie es machen, daß das Mondjahr mit dem Sonnenjahre übereinstimmt, alle meine Fragen über diesen Punkt überstiegen ihre Fassung.

Haben sie ein unbekanntes Stück Land zu durchstreichen, so orientiren sie sich, und verlieren ihre Richtung niemals aus den Augen. Welches Erstaunen ergreift nicht einen Europäer, wenn er mit einem Indianer reist, und sieht, wie dieser auf den ungeheuren Ebenen, wo nichts ihn leiten kann, während der dunkelsten Nacht mit festem Schritte einhergeht, und gerade zu auf sein Ziel losschreitet, gleich als wandelte er auf einer geebneten Straße. Welch Erstaunen ergreift ihn nicht, wenn ihm sein Führer aus dem Anblick eines kaum erkennbaren Fußtapfens sagt, daß zehn, zwölf oder funfzehn Mann hier gewesen sind, und wenn er ihn dieser Spur in die dichtesten Waldungen und auf die ödesten Felsen sieht, ohne daß er sich täuscht. Ein verschobenes Blatt, ein kleines umgekehrtes Steinchen ist hinreichend, ihren Verdacht zu erwecken; so hat Uebung die Sinne dieser Menschen geschärft, welche nur für sie und durch sie leben.

Obgleich, wie ich weiter oben bemerkt habe, die Wilden weder Gesetze noch Unterwürfigkeit kennen, so haben sie doch gewisse Regeln des Betragens, von denen sie sich nicht entfernen können, sobald sie sie einmal angenommen haben. In einigen Fällen machen die Alten, nachdem sie über das allgemeine Beste berathschlagt haben, das Resultat ihrer Deliberationen bekannt; wenn sich das ganze Dorf dabey beruhigt, muß der Beschluß ausgeführt werden. Wenn sich z. B. eine ganze Nation auf die Ochsenjagd begiebt, so ernennen die Vornehmsten einige der tapfersten zu militairischen Beschützern, bestimmen die Entfernungen der Lager, das Terrain, wo gejagt werden soll, und die Grenzen, welche durchaus nicht überschritten werden dürfen. Ist das einmal festgesetzt, und verändert

doch irgend einer seinen Weg, oder geht er über die bestimmten Grenzen hinaus, so wird er von den Soldaten, die ihn treffen, mit Ruthen oder Stöcken derb gezüchtigt, seine Kleider werden ihm zerrissen, seine Waffen zerbrochen, seine Pferde und Hunde getödtet, und das, wenn er der tapferste Anführer der Nation selbst wäre. Diese Einrichtungen sind wesentlich nothwendig, um den Ungestüm einiger Jäger aufzuhalten, welche muthiger oder besser beritten als die Uebrigen, die Heerden verfolgen, ihre Umstellung verhindern, und so die ganze Völkerschaft einer Nahrung berauben würden, von welcher sie alsdann selbst keinen Vortheil ziehen würden.

Jedes Dorf hat einen Hauptanführer, und eben so viel Vornehme, als er tapfere oder vorzüglich kluge Männer zählt. Wenn gleich beyde keine unmittelbare und reelle Gewalt besitzen, so wendet man sich doch in Allem an sie, was auf das allgemeine Interesse Bezug hat. Oft steht ein Krieger, wenn gleich nicht von der Familie des Anführers entsprossen, in einer weit größern Achtung als der Führer selbst. Derjenige z. B., der sich bey verschiedenen Gelegenheiten tapfer und edelmüthig bewiesen, der zu allen Zeiten die erhaltenen Geschenke oder die gemachte Beute recht freygebig vertheilt, und sich durch sein Benehmen die Achtung und Bewunderung seiner Nation immerfort erworben und erhalten hat, — dieser wird gewiß mehr Einfluß haben als der Chef selbst. Durch diese Gewalt allein wird er leicht den Angriff einer befreundeten Nation verhindern. Wenn einige junge Leute vielleicht ihren Nachbarn Pferde geraubt haben, und diese nun das Geraubte friedlich wieder fordern, so geht dieser geachtete Mann auf den Anführer der Frem-

den los, und läßt ihn rauchen, dann wird die Sache gütlich ausgeglichen und niemand widerspricht. Wären die Räuber trotzig und hartnäckig, so nimmt er selbst die Pferde, und führt sie den Beraubten wieder zu. Es giebt wenig Nationen, die nicht dergleichen Männer unter sich zählten.

Ein Beyspiel von Gerechtigkeit, welches an einem Hauptanführer von einem Theile der Nation der Sioux Chaony genannt, statuirt wurde, beweist, wie viel Gewalt ein Mensch sich über diese leicht- und abergläubischen Völker erwerben kann, zugleich aber auch, wie schrecklich und furchtbar sie in ihrer Rache sind, wenn sie einmal durch Ungerechtigkeit zur Empörung gereizt werden. Durch seinen Muth im Kriege, seinen Edelmuth, seine Verschlagenheit und eine lebhafte Phantasie hatte sich dieser Wilde unter seiner Völkerschaft im höchsten Grade geachtet gemacht. Eine Reise zu englischen Traiteurs am rothen Flusse verschaffte ihm Kenntnisse in verschiedenen Charlatanerien, durch deren Hülfe er sich bey seiner Rückkehr für einen Zauberer auszugeben wußte. Er verwandelte nach Gefallen Erde in Schießpulver, heilte einen Todtkranken auf einmal oder ließ ihn plötzlich sterben. Die Bewunderung der einen und den Schrecken der andern benutzend, nahm er ihre besten Pferde, ihre Weiber, ließ er sich das beste Fleisch geben, und tödtete sogar oft diejenigen, die er nicht leiden konnte, ohne daß es Jemand wagte, sich darüber zu beschweren, oder Rache zu nehmen. Durch seine Straflosigkeit kühn gemacht, bemächtigte er sich eines Tages zweyer Weiber, welche seine Leidenschaft durchaus nicht befriedigen wollten. Nachdem er um sie zu verführen alle in seiner Macht stehende Mittel vergebens versucht hatte,

warf er sich wie ein Tieger auf sie, schnitt ihnen die Nase, die Ohren, die Lippen ab, zerfleischte ihnen den Busen, und nachdem er sie erdolcht hatte, zerstreute er ihre von Blut triefenden Glieder auf dem Felde. Empört über diese abscheuliche That, riefen die Bewohner des Dorfes einmüthig, man müsse ihn tödten.

Ohne weitere Berathschlagung umringten sie seine Hütte und tödteten ihn. Hierauf zerstückelten sie seinen Leichnam und warfen ihn den wilden Thieren und den Hunden zur Speise vor. Seine Hütte und alles was er besessen hatte, wurde in Asche verwandelt. Seine Verwandten wollten seine Glieder sammeln, um sie in den Fluß zu werfen, allein man ließ es nicht geschehen, weil er bey seinem Leben oft verkündiget hatte: daß, wenn man seinen Körper dereinst nach dem Tode ins Wasser würfe, er ein neues Leben erhalten würde.

Die Wilden erzählen mehrere ähnliche Beyspiele von gerechter Bestrafung. Allein dieses ist hinreichend zu zeigen, daß unter wilden Nationen eben so wie unter civilisirten der Tyrann doch endlich immer die Strafe für seine Schandthaten findet.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Innere Lebensweise der Wilden. Beschäftigungen der Weiber.

Alle wilde Völkerschaften ohne Unterschied haben keine Sitte, welche sie den civilisirten Nationen auch nur näherte. Der Name Civilisation ist unter ihnen gänzlich unbekannt und wird es wahrscheinlich auch immer bleiben. Sie kommen zu einander, setzen sich zusammen, rauchen, schlafen und essen, gleich als wären sie in ihren eigenen Hütten. Wenn sie gleich die Alten ehren und ihren Rathschlägen bey öffentlichen Geschäften pünktlich folgen, so zeigen sie doch in ihrem täglichen Leben nichts davon gegen sie. Selbst diejenigen, welche an festlichen Tagen die Geschäfte der Priester versehen, und zu deren Geschicklichkeit sie oft, wenn sie krank sind, ihre Zuflucht nehmen, erhalten nie einen Vorrang oder Distinktionszeichen.

Führt sie Neugier oder Zufall zu den Weissen, so binden sie sich an keine ihrer Sitten. Sie nehmen den Platz ein, der ihnen gerade beliebt, und bekümmern sich nicht im Geringsten um die Frauenzimmer, gegen welche wir, wie sie sagen, diejenige Achtung bewie-

sen, die diese uns schuldig wären. Ihre Familiengespräche sind frey bis zur Obscönität, und ihr Geschlechtsumgang kommt, wenn er gleich verborgen ist, doch nicht im Geringsten der Scham bey, welche unter den am wenigsten polizirten Völkern Statt findet.

Die Weiber schlafen nackend bey ihren Männern, und verrichten ihre Nothdurft, unbekümmert darum, ob sie von Jemanden gesehen werden. Im Ganzen höchst unreinlich sind sie meistentheils mit kleinen Gewürmen bedeckt, die sie, gleich den Affen, mit den Zähnen zerdrücken. Sie waschen niemals ihre Kleider, schneiden sich nie die Nägel ab, und essen ohne alles Bedenken mit den Hunden aus derselben Schüssel. Endlich reiben sie sich das Fett des Fleisches, welches sie genießen, in die Haut ein, wodurch sie vorzüglich den Ekel der sie besuchenden Weissen erregen.

Die Wilden essen das Fleisch roh und ohne alle Würze. Selten nur bedienen sie sich des Salzes, und niemals eines jener starken Kräuter, deren Geschmack den Spezereyen am nächsten kommt, ob sie gleich äußerst häufig in allen von ihnen bewohnten Ländern wachsen. Der Faulheit im höchsten Grade ergeben, essen sie gewöhnlich liegend. Die Kinder weit entfernt ihre Eltern zu achten, verspotten sie nicht selten, ja sie mißhandeln sie ohne Etwas deshalb befürchten zu müssen. Ein Kind schlagen, heißt ihm den Muth benehmen, der doch jeden Krieger bezeichnen muß.

Unter allen Nationen des obern Missouri, werden die Weiber nur als untergeordnete Wesen angesehen, einzig geschaffen für die Bedürfnisse und Vergnügungen der Männer. Außer den ihnen allein obliegenden Hausgeschäften, bebauen sie noch das Land, tragen Wasser in die Wohnungen, fällen das nöthige Holz,

Auf der Jagd tragen sie die getödteten Thiere, häuten sie aus, schaben die Haare ab, und machen Schuhe und anderes Geräthe für sich und ihre Männer daraus; indessen pflegen sie doch bey größern Wanderungen auf Pferden zu reiten, auf denen sie wie die Männer sitzen, indeß diese zu Fuß gehen.

Im Funfzehnten Jahre gehen die jungen Leute gewöhnlich zuerst auf die Jagd und in Krieg; bis dahin entfernen sie sich selten weit von dem Dorfe, um welches herum sie Vögel mit Pfeilen schießen, deren sie sich überhaupt mit großer Geschicklichkeit zu bedienen wissen. Manche verfehlen sogar den Vogel im Fluge oder Thiere im Laufe selten.

Die Weiber säugen ihre Kinder meistens so lange, als diese trinken wollen, oder bis ihnen eine neue Schwangerschaft die Milch benimmt. Sogleich nach ihrer Geburt werden die Kleinen in ein weiches Thierfell gewickelt, welches an vier Strängen in der Hütte aufgehangen wird. Die Mütter bewegen dieses dann fast wie die unsern ihre Wiegen. Wenn das Kind anfängt sich aufrecht zu erhalten, was gemeiniglich vor einem Monate geschieht, tragen sie es in dem ihm zur Bedeckung dienenden Felle auf dem Rücken. Mit dieser Last beschwert, verrichten sie oft die mühsamsten Arbeiten, ohne daß dem Kinde wehe geschieht und dabey säugen sie es so oft als es will.

Die Wilden sind groß, schlank, gerade und gute Fußgänger, sehr selten erblickt man eine Mißgestalt. Die Männer haben einen länglichten Kopf, lebhafte Augen, eine Habichtsnase und im Ganzen eine recht angenehme Gestalt; allein die Weiber sind fast alle häßlich und altern sehr frühzeitig. Das rührt denn ohnstreitig von

den vielen Beschwerden her, denen sie unaufhörlich ausgesetzt sind. Die große körperliche Gewandtheit der Männer rührt denn gleichfalls davon her, daß sie von Jugend an alle ihre Kräfte anstrengen müssen, um sich Unterhalt zu verschaffen, oder gegen Feinde zu vertheidigen.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Krieg der Wilden. Art ihn zu führen. Rückkehr einer siegenden Parthey. Tanz der Chevelüres. Ihre ausschweifende Traurigkeit nach einer Niederlage. Züge von Muth und Kaltblütigkeit.

Die vornehmsten und oft einzigen Bewegungsgründe der Wilden zum Kriege sind Durst nach Ruhm, Liebe zu Lob, Achtung und Ansehen, so wie nach Ehrenbezeugungen, welche die ganze Nation dem Manne zuerkennt, der eine recht glänzende That gethan hat. So ist auch unter ihnen wie bey den polizirten Völkern derjenige, der seines Gleichen zu vernichten weiß, angesehener, als der, welcher ihn beschützt. Der Krieger steht über dem Gesetzgeber, der Eroberer wird höher geachtet als der Philosoph, der sich im Stillen mit dem Elend der Menschheit beschäftigt und das Leben seiner Brüder mit Blumen bestreut.

Ein anderer, vielleicht noch wirksamerer Bewegungsgrund zum Kriege ist der Durst nach Rache. Diese Leidenschaft ist unter ihnen so heftig, daß man bestimmt voraus sagen kann, eine Nation, welche einmal einer andern feind geworden, werde nie mit die-

ser in freundschaftliche Verhältnisse treten. Schon bey Kindern wird der Durst nach Rache, wegen der den Eltern zugefügten Beleidigung erregt, und dieser wächst dann mit den Jahren, bis er seine Befriedigung erhält, woraus denn immer neue Erbitterungen erfolgen, und eine immer neue Sehnsucht nach Rache entsteht.

Bey allen Wilden des mitternächtlichen Amerika ohne Ausnahme, kann jeder einen Kriegszug bilden und sich an die Spitze desselben stellen. Der Anführer einer solchen Unternehmung bekommt den Namen: Partheyführer. Wenn nun ein solcher keinen großen kriegerischen Ruf besitzt, so folgt ihm selten Jemand anders als seine Verwandten, und einige junge Leute, welche ihre Waffen zum erstenmale versuchen wollen. Diese kleinen Züge, welche Maraudeurs genannt werden, gehen des Nachts aus, und kehren des Nachts zurück, sobald sie nichts Interessantes ausgeführt, sondern dem Feinde vielleicht nur einige Pferde abgenommen haben. Von dieser Art von Kämpfen sey aber hier nicht die Rede, sondern nur von denen, wo ein Krieger anführt, der sich durch Tapferkeit, Thaten und Erfahrung empfohlen hat. Einem solchen Führer folgen immer die Tapfersten seiner Nation, und er führt den Krieg mit derjenigen Taktik, welche diesen Völkern ausschließend eigen ist, und welche allein einen richtigen Begriff von ihren militairischen Unternehmungen zu geben vermag.

Die Anführer vom ersten Range entschließen sich nur Krieg zu führen, entweder um eine ihrer Nation wiederfahrne Beleidigung zu rächen oder auf Bitten einiger Alten, welche die ihnen getödteten, geliebten Kinder rächen wollen, oder auf Verlangen junger Leu-

te, die nach Ruhm dürsten und ihn zum Partheyführer begehren.

In einen der beyden letzten Fälle, erscheinet derjenige, welcher um diese Gunst bittet, nachdem er mehrere Male heulend um die Hütte des gewünschten Führers herumgegangen ist, eines Abends bey ihm, mit einer langen gestopften Tabakspfeife, an der sich ein sehr langes Rohr befindet. Ohne nur ein Wort zu sagen, kauert er sich am Feuer nieder, legt die Pfeife zu den Füßen des Kriegers und erwartet seine Antwort, denn dieser weiß bereits recht wohl, was jener begehrt. Hat er nun die Absicht, den Wunsch des Bittenden zu erfüllen, so ergreift er nach einem scheinbaren langen Nachdenken die Pfeife, (das Calumet) raucht und läßt auch den rauchen, der sie gebracht hat, und dieß Alles schweigend und ohne seinen Platz zu verlassen. Findet er nicht für gut, das Verlangen des Andern zu erfüllen, so weißt er das Calumet zurück und giebt nun die Gründe seiner Weigerung an.

Der Führer, der das Calumet angenommen hat, oder der aus eigener Bewegung einen Kriegszug zu unternehmen gedenkt, wählt nun einen Tag zu einem Feste aus, (gewöhnlich wird Hundefleisch hier gegeben) und ladet die Tapfersten und Angesehensten der Nation dazu ein. Er legt ihnen alsdann seine Bewegungsgründe vor, und findet selten Widerspruch. Mehrere folgende Tage werden von den Kriegern, die ihn begleiten wollen, zu ähnlichen Festen bestimmt. Während der Zeit bereiten die Weiber Schuhe und etwas weniges Mundvorrath, denn wenn die Wilden in Krieg gehen, rechnen sie auf die Jagd; und schlägt ja auch dieses Unterhaltsmittel fehl, so leben sie von Wurzeln und Baumfrüch-

ten*), oder wissen im Nothfall auch mehrere Tage ganz ohne Speise sich fortzuhelfen.

Den Tag vor dem Auszuge, wird in der Hütte des ersten Anführers das letzte große Fest bereitet, bey dem sich alle Krieger einfinden, welche jenen zu folgen gemeint sind. Hier wird die Matte des Kriegs ausgebreitet, und man läßt sie rauchen, indem man ihr zugleich die Erstlinge der Mahlzeit anbietet. Man setzt diese Feyerlichkeit auch während der ganzen Reise fort, das Calumet des Anführers wird neben die Matte gelegt. Diese Matten werden bey den Völkern des obern Missouri von der Haut verschiedener Raubvögel gemacht, roth gefärbt und dann wird eine Aehre von weissem Mais daran geheftet. Der Anführer trägt sie während des ganzen Marsches am Halse bebefestigt.

Die Pfeife, die er in den Händen trägt, dient dazu, den großen Geist, die Matte, die Sonne, die Erde, den Morgenstern, die Todten und Vornehmen rauchen zu lassen. Wenn die Stunde des Aufbruchs gekommen ist, welches immer mit Sonnenaufgang geschieht, so verläßt der Führer heulend seine Hütte, und bleibt in einiger Entfernung vor dem Dorfe stehen, um den Zug zu erwarten; sobald man beysammen ist, hört das Klagen auf. Er nimmt nun einen kriegerischen Ton an, und redet zu seinem kleinen Heere. Die folgenden

*. Die Eicheln, von einer eigenen Art Eichen, sind ihre sicherste Nahrung. Diese sind rund, von der Größe gewöhnlicher Nüsse, schmecken etwas herbe und werden in allen Waldungen jener Gegenden häufig gefunden.

Tage geht es eben so, und er setzt sich unter der Zeit nicht eher, als des Abends, wenn sich Alles lagert. Er geht immer hinterdrein, und wählt zu den ersten an der Spitze der Colonne zwey der ältesten und tapfersten Krieger; denn die Wilden gehen auf einem Kriegszuge immer einzeln hinter einander, um ihre Spur nicht zu vervielfachen, und ihre Anzahl so viel als möglich zu verbergen.

Der Führer trägt seine Waffen niemals eher als im Augenblicke des Gefechts. Während des Marsches vertraut er sie einem jungen Menschen, der es sich zur Ehre rechnet, ihn zu bedienen. Wenn er gleich keine wirkliche Gewalt besitzt, so giebt ihm doch seine Kenntniß und das Vertrauen, das man auf ihn setzt, ein solches Gewicht, daß man ihm eben so gehorcht, wie einem Anführer unter polizirten Völkern. Die jungen Krieger zünden das Feuer zur Stunde des Lagers an, bringen Holz herbey, errichten Hütten von Schilf oder Baumrinden, hohlen Wasser, braten das Fleisch und sorgen dafür, daß der Führer und die Vornehmsten immer die besten Stücken davon erhalten. Der Führer erhält sein eigenes Zelt und sein besonderes Feuer, um welches herum dann das Lager steht. Es ist wirklich merkwürdig zu sehen, mit welcher Genauigkeit die Befehle derjenigen befolgt werden, welche man sich einmal zu Oberhäuptern gewählt, wenn man gleich weder Belohnung noch Strafe zu erwarten hat. Das Lob und die Achtung jener Männer sind ihre einzigen Bewegungsgründe dazu.

Der Krieg der Wilden ist ein Ueberraschungskrieg, auch besteht darinnen eigenlich das größte Talent des Kriegers. Wer seinen Feind entdecken kann, ohne von ihm bemerkt zu werden, ist fast immer des Sie-

ges gewiß. Um ihren Zug zu verbergen, nehmen sie daher die trefflichsten Maaßregeln; sie senden auf alle Seiten sogenannte Entdecker aus und halten sich immer, so viel wie möglich in den tiefern Gegenden. Sind sie sehr zahlreich, so machen sie kleine Tagreisen, jagen und lassen das Fleisch der getödteten Thiere dörren, um in Feindeslande keinen Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Kleine Züge wandern nur bey Nachtzeit, vorzüglich wenn sie nicht weit mehr von den Dörfern entfernt sind, welche sie anzugreifen gedenken. Den Tag über bleiben sie in Schluchten und dem Dickicht der Wälder verborgen. Die Späher oder Entdecker sind gewöhnlich in Wolfsfelle oder andere Häute von fleischfressenden Thieren gekleidet, deren Stimme sie auch vollkommen nachahmen. Bemerken sie nun fremde oder frische Spuren, so geben sie ein mit dem Anführer bereits verabredetes Zeichen, und dieser läßt dann sogleich seinen Haufen halten, um sich näher zu erkundigen. Sind es Menschenfußtapfen, so detaschirt er sogleich die erfahrensten unter den Seinigen, mit dem Befehl, jene zu verfolgen, bis sie die Hütten oder das Dorf entdeckt haben. Diese vollziehen nunmehr ihren Auftrag mit einer Geduld, welche nur den Wilden eigen ist. Sie durchstreifen in der Dunkelheit der Nacht die Gegend um das Dorf, und suchen die bequemste Seite zum Angriff darauf. Dann kehren sie zu ihren Anführer zurück und erstatten Bericht, worauf dann die Alten und Angesehenen zur Berathung zusammen gerufen werden. Wird der Angriff beschlossen, so machen sie einige Stunden vor dem Feinde Halt und erwarten die Nacht, um sich ihm zu nähern. Sind sie in die zum Angriff erforderliche Nähe endlich vorgerückt, so bleiben sie auf dem Bauche, bis

zum

zum Anbruch der ersten Morgenstrahlen liegen. Dann giebt der Führer das Zeichen, entweder durch einen Flintenschuß, oder durch das Abschießen eines Pfeiles. Alle Krieger erfüllen, seinem Beyspiele folgend, sodann das Dorf mit ihrem Geschrey und dem Getöse ihrer Waffen. Die noch schlafenden Feinde wagen auf die Art aufgeweckt, selten einen Gegenkampf, sondern suchen ihr Heil in der Flucht. In der Hitze des Gefechtes wird Alles ohne Unterschied niedergemacht. Erst nach einer langen Metzeley machen sie Gefangene, welche sie als Sklaven behandeln; ehedem verkauften sie sie an die Weissen, allein dieser Handel ist von der spanischen, und englischen Regierung verboten worden. Wer über funfzehn Jahr ist, wird ohne Nachsicht getödtet, daher vertheidigen sich alle mit dem größten Muthe, sobald sie nicht im Stande sind, sich durch die Flucht zu retten.

Ist das Gefecht vorbey, so ziehen die Sieger den Todten die Haut vom Kopfe, (das nennen sie scalpiren) rauben das Eigenthum des Besiegten, zerhauen und verbrennen Alles, was sie nicht fortbringen können, bemächtigen sich aller vorhandenen Pferde und marschiren Tag und Nacht in Einem fort, bis sie wieder auf ihren eigenen Grund und Boden kommen. Sind sie hier nun außer aller Gefahr, so theilen sie die Beute der Feinde. Unter allen Nationen des obern Missouri, so wie unter denen des Norden ist es Sitte, dem Anführer alle Beute ohne Ausnahme zuzustellen. Er wählt dann die Sklaven und Pferde aus, welche ihm gefallen, und vertheilt das Uebrige unter die Krieger, indem er dabey die Aeltesten und Tapfersten immer am besten bedenkt.

Wenn die siegende Parthey bis auf eine Tagereise vom Dorfe gekommen ist, dann zündet sie auf hohen Stellen große Feuer an, welche ihr Glück verkündigen. Sobald man sie deutlich erkennen kann, macht sie Zeichen, welche die Zahl der getödteten oder gefangenen Feinde andeuten. Allein diese Völker haben nicht das Todesgeschrey, welches man bey den Völkern am Missisippi findet. Nach dem verabredeten Zeichen treten einige Alte hervor, um den ankommenden Haufen zu begrüßen. Der Führer erstattet diesen nun einen kurzen Bericht von der Expedition, meldet ihnen, auf welche Nation er geschlagen hat*), und bittet sie nun, dem ganzen Dorfe so fort seinen Sieg bekannt zu machen.

Bey der Erzählung ihrer Thaten eilen die Weiber mit lautem Freudengeschrey herbey und lassen die Luft von ihren Gesängen ertönen. Sie nehmen den Männern ihre Waffen ab, und beladen sich mit dem diesen zugefallenen Theile der Beute. Die Aeltesten bemächtigen sich der Schöpfe mit den Haaren, welche sie an kleinen roth bemahlten Stecken tragen. In diesem Gefolge ziehen die Krieger einer hinter dem andern, den Führer an der Spitze ins Dorf, und nun erblickt man überall Zeichen der ausschweifendsten Freude. Die alten Weiber mit den Schöpfen, in den Händen, singen und tanzen, bis sie vor Ermattung zu Boden sinken, und verhöhnen die Feigheit ihrer Feinde; die alten Männer aber erzählen die großen Thaten des Anführers und erheben diese bis in Himmel. Sie danken ihm

*) Diese Ausdrücke sind buchstäblich übersetzt.

dafür, daß er die Nation gerächt und der Jugend ein glänzendes Beyspiel gegeben habe. Die jungen Krieger endlich besteigen die den Feinden abgenommenen Pferde, und reiten überall im Dorfe umher mit Flinten und Bogen schießend, indem sie zugleich die im Gefecht gemachten Bewegungen nachzuahmen suchen. Genug! Alles von dem ältesten Greise bis zum Kinde herab, scheint mehr Betrunkenen als Fröhlichen ähnlich.

Nach diesen ersten Freudensbezeugungen werden die Schöpfe meistens in die Hütte der Alten gebracht, und die Beute trägt ein Jeder in seine Wohnung, wo er sie meistens unter seine Verwandten vertheilt. Die in Gefangenschaft gerathenen Weiber und Kinder, erfahren nie eine schlechte Behandlung; ganz anders als bey den Wilden in Canada und am Missisippi, welche die Gefangenen verbrannten, ihr Blut tranken und mit wüthender Gierde ihr Fleisch verschlangen.

Den andern Tag stellt man denn zu Ehren der Krieger ein großes Fest an und die Alten rufen aus, daß man den Tanz der Feindesschädel aufführen wird. Alles schmückt sich bey dieser Nachricht auf das festlichste. Die jungen Krieger tragen die Schöpfe in Prozession umher und führen die gefangenen Weiber und Kinder mit sich. Drey mit dieser Feyerlichkeit vorzüglich bekannte Alte begleiten den Zug mit einer Trommel und einem Chichakois.

Unweit der großen Hütte stoßen die Weiber zu dem Zuge, das Gesicht roth und schwarz gemahlt, den Kopf mit Federn oder Mützen mit Hörnern geziert. Ist man auf den zur Feyerlichkeit bestimmten Platz gekommen, so bilden die Männer einen großen Kreis und lassen die Weiber vor sich sitzen. In der Mitte wird ein Feuer angezündet, neben welches das größte Stück Fleisch gelegt wird, das man nur erhalten kann,

ferner eine Ochsenzunge, dann ein Schopf an das Ende eines langen rothen Stabes gebunden und ein getrocknetes Menschenherz; denn wenn die Wilden nach dem Siege nichts mehr von ihren Feinden zu befürchten haben, reissen sie den Todten das Herz aus und lassen es gerade so trocknen, wie das Fleisch der auf der Jagd getödteten Thiere. Nachdem ein allgemeines Stillschweigen geboten worden, fängt der älteste der Greise die Gesänge an. Am Ende jeder Periode läßt einer der Krieger den Todtengesang erschallen, welches die andern wiederhohlen, indem sie mit dem rechten Fuße die Erde schlagen. Wenn die Gesänge beendigt sind, treten die drey Alten mitten in den Kreis, der eine nimmt das Stück Fleisch, hebt es gen Himmel, bietet es dem großen Geiste, der Sonne, der Erde, dem Morgensterne, den Todten zum Opfer an, und nachdem er dreymal um das Feuer gegangen ist, wirft er es mitten in die Flamme, damit es davon verzehrt werde. Ein Anderer macht dieselbe Feyerlichkeit mit der Ochsenzunge, ein Dritter mit dem Haarschopf und dem Menschenherzen, indem er nur wenig Haare und ein kleines Stück vom Herzen abschneidet, um die Krieger, denen beydes gehört, nicht des ehrenden Preises ihres Sieges zu berauben.

Nach geendigten Feyerlichkeiten beginnt der Tanz. Die gefangenen Weiber und Mädchen müssen mitten in dem Kreise tanzen, indem sie die Schöpfe der Besiegten tragen. Weigern sie sich dessen, so bemächtigen sich die alten Weiber derselben, mit ausschweifenden Freudensbezeugungen. So dauern denn diese Tänze mehrere Tage fort, oft hören sie auch nicht eher auf, als bis es die Alten befehlen, und die Feindesschöpfe den Kriegern zustellen, denen sie gehören. Die,

welche dem Anführer zukommen, werden sorgfältig in die Kriegsmatten gewickelt, und kommen nur bey wichtigen Gelegenheiten zum Vorschein.

Wenn die Wilden auf ihren Kriegszügen nichts erreichen können, so kehren sie des Nachts zurück, und ganz still. Oft machen sie wohl acht bis neun hundert Meilen, um nur einen Schopf zu erbeuten und kehren doch wohl leer zurück.

Bisweilen versuchen mehrere Nationen zusammen die Dörfer ihrer Feinde zu erstürmen; allein diese Unternehmungen schlagen meistens fehl. Ohne Beharrlichkeit und ohne Mittel nur die geringste Befestigung zu zerstören, werden die Stürmenden meistentheils gezwungen, sich mit Schande zurück zu ziehen.

Vor einigen Jahren beschlossen die drey Stämme der Sioux, in Gemeinschaft mit den Chaguyennen und den Ricaras, die Dickbäuche auszurotten und ihr Dorf zu verbrennen. Es kamen zu diesem Zuge von ihnen wohl zweytausend Krieger zusammen, welche ihre Weiber und Kinder mitbrachten, und diese schlugen ihr Lager in einer kleinen Entfernung von ihren Feinden auf. Allein diese, von dem Unternehmen im Voraus unterrichtet, hatten einen breiten mit starken und hohen Pfählen besetzten Graben um sich gezogen und erwarteten nun jene mit Entschlossenheit. Neun Tage hinter einander lebhaft angegriffen, vertheidigten sie sich doch mit vielem Muth und tödteten den Angreifenden so viel Menschen, daß diese schimpflich weichen mußten.

So wie nun die Wilden ihre Siege durch ausschweifende Freudensbezeugungen feyern, so beweinen sie auch ihre Niederlagen. Manche Völker hören nicht eher auf laut zu heulen, bis die von ihnen, welche

fielen, gerächt worden sind. Andere hingegen bleiben nur einige Tage traurig, dann lassen sie sich durch die Alten trösten, welche ihnen unaufhörlich vorstellen, daß es ein sehr großes Glück für einen Krieger ist, im Kampfe zu fallen; indem er dann bey dem höchsten Wesen ganz besonderer Auszeichnungen genieße. Diese Grundsätze sind den Gemüthern so tief eingegraben, daß oft die Weiber sich über den Tod ihrer getödteten Kinder freuen; ja die Weiber rechnen es sich zur Ehre, Kinder geboren zu haben, welche tapfer genug waren, im Kampfe für ihre Nation den Tod nicht zu scheuen. So findet man unter diesen uncultivirten Völkern dieselbe edle Denkungsart, deren sich einst die gebildetesten Nationen des Alterthums rühmten.

Bey den Sioux und Chaguyennen, wo die Trauergebräuche noch strenger sind, findet man folgende das Ende derselben bezeichnende Feyerlichkeiten. Zu einer bestimmten Zeit verkündigen die Alten, daß es nun Zeit sey, die Thränen über die Krieger, welche den und den Tag gestorben sind, zu trocknen; sie laden daher die Freygebigen ein, ihren Eltern und Verwandten alles zu bringen, was ihnen nothwendig seyn könnte. — Denn meistentheils haben diese nichts mehr, um Fleisch anzuschaffen, und ihnen ein festliches Mahl zu bereiten. Jeder bringt alsdann was er nur vermag, Waffen, Kleider, Hacken, Beile, Pferde, kurz alles, was ihnen nur irgend brauchbar seyn kann. Wenn nun die Alten eine hinlängliche Anzahl von Geschenken erhalten haben, so rufen sie die nächsten Verwandten der Todten in ihre Wohnung, waschen ihnen den Kopf und den Körper, den sie bisher immer mit weisser Erde bedeckt hatten, und legen ihnen anstatt der alten Lumpen, die für sie herbeygebrachten neuen

Kleider an; reiben ihnen Zinnober ein, und richten ihnen ein ansehnliches Fest aus, allein statt daß diese Ceremonie das Andenken ihres Verlustes bey ihnen verlöschen sollte, reitzt es sie vielmehr zur Rache; denn diese mit den Wilden geborne Empfindung stirbt auch nur mit ihnen.

So viel Beweise des Wohlwollens und der Liebe der siegende Anführer erhält, so viel Erniedrigungen hat er auch zu erdulden, wenn er nach dem Verluste mehrerer Krieger dem Tode durch die Flucht entrann. Aller seiner Besitzthümer beraubt, Gesicht und Körper mit Erde bedeckt, lebt er allein, verachtet von seiner ganzen Nation, der er ein Abscheu ist. Die Verachtung ist denn auch so wirksam, daß man selten einen unter solchen Umständen zurückkehren sieht. Gemeiniglich kämpfen sie bis zum Tode.

Ich kann diesen Artikel nicht endigen, ohne einige Züge des Muthes anzuführen, welche beweisen, wie wenig die Wilden den Tod fürchten, und wie hoch sie die Ehre schätzen, welche sie von Jugend an als ihr höchstes Gut zu betrachten gewohnt sind.

Die Ottotatocks wurden während ihrer Sommerjagd von einer Parthie Halitanen, zahlreicher als sie selbst, angegriffen. Diese, mit Feuergewehr bewaffnet, erwarteten sie festen Fußes. Schon waren sie zum Handgemenge gekommen und kämpften mit Unerschrockenheit, als ein junger Anführer der Ottotatocks, mit Nahmen Blauauge *) auf einem muthigen Pferde sitzend, mitten unter die Kämpfenden sprengte,

*) Fast alle Wilde haben Nähmen von ihrer Gestalt oder von den Thieren, welche sie besonders lieben.

verlangte, daß man den Kampf unterbräche, und den tapfersten der Halitanen zum Zweykampf aufforderte. Ein junger, tapferer und unerschrockener Führer dieser Nation stellte sich sogleich dem Aufforderer. Sie kamen überein, ihre Lanzen und Schilde abzulegen, und nichts als ihre Dolche zu behalten. Nachdem sie einander einige Zeit fest ins Auge gefaßt hatten, gleichsam um die Stelle auszuspähen, wo sie sich am wirksamsten treffen könnten, giengen sie auf einander los, umfaßten sich und brachten sich, ohne einander los zu lassen, mehrere Stöße bey, bis die Halitanen, als sie sahen, daß ihr Führer den Stößen des Ottotatocks unterliegen werde, auf diesen zustürzten, ihn niederwarfen, und seinen schon halb todten Gegner ihm aus den Händen rissen. Die Ottotatocks kamen gleichfalls herbey, aber nur zu spät, um ihren tapfern Führer zu retten. Beyde verschieden wenige Augenblicke darauf. Die Halitanen, welche nicht so gut mit Feuergewehr versehen waren, als ihre Gegner, wurden besiegt und genöthigt, mit großem Verluste die Flucht zu ergreifen.

Wenn dieser Zug die Unerschrockenheit dieser Völker beweist, so wird der folgende deutlich zeigen, daß sie fähig sind, in den gefährlichsten Momenten, jene Kaltblütigkeit und Festigkeit zu behaupten, welche vorzüglich den großen Krieger unter civilisirten Nationen auszeichnen.

Ein Trupp von achtzig Chaguyennen war im Kriege gegen die Halitanen gewesen, und stieß auf acht bis zehn Hütten*) derselben, welche bald von ihnen besiegt

*) Jede Hütte faßt in der Regel nur eine einzige Familie.

wurden. Indessen entkamen einige Bewohner und machten Lärm im großen Dorfe, welches nur in geringer Entfernung davon stand. Sogleich stiegen alle Krieger zu Pferde, und kamen noch zeitig genug, um den Feind zu umringen und zu schlagen, indem er eben noch mit Zusammenraffung der Beute beschäftigt war. Als der Führer der Chaguyennen seine Parthey geschlagen sahe, stürzte er in Verzweiflung mitten unter die Feinde, wo er sogleich das Leben verlor. Kaum waren von diesem kleinen Heere noch zwanzig Mann übrig, als ein Krieger, dem seine Erfahrung viel Ansehen verlieh, es unternahm, sie und sich selbst zu retten. Er hatte nehmlich einen tiefen Graben bemerkt, wohin die Halitanen mit ihren Pferden nicht kommen konnten, in diesen warf er sich mit seinem Haufen, und befahl denjenigen von seinen Leuten, welche mit Flinten bewaffnet waren, sie neben ihn hinzulegen. Er wollte, nehmlich, da er sich nicht recht auf den Muth und die Geschicklichkeit der Seinen verlassen zu können glaubte, selbst die Gewehre abfeuern. Dieses Manöuver führte er denn auch mit so viel Kaltblütigkeit und Genauigkeit aus, daß er alle Feinde tödtete, welche sich nur zeigten. Seine Leute ladeten die Flinten immer wieder, so wie er sie abgeschossen hatte. Entrüstet darüber, daß eine so kleine Anzahl von Menschen ihnen widerstand, stiegen die Halitanen ab, hieben Gesträuche ab, machten Bündel daraus, stellten sich dahinter und drangen so auf den Graben los; allein als der Führer der Chaguyennen bemerkte, daß jene ihren Angriffsplan änderten, versuchte er auch einen andern Vertheidigungsplan. Er ließ nun seine Leute die Waffen wieder ergreifen, befahl ihnen, sie mit drey bis vier Kugeln zu laden, und zu warten bis ihnen der Feind recht

nahe kommen werde. Er befahl ihnen ferner, nur zur Hälfte zu schießen, damit die, welche geschossen hätten, indeß die andern feuerten, wieder laden könnten; auch dieses zweyte Manöuver wurde mit so viel Genauigkeit ausgeführt, daß die Träger der Reißbündel, größtentheils verwundet, sich schimpflich zurückziehen mußten. Der erste Anführer der Halitanen, über einen solchen Widerstand und den Verlust seiner besten Krieger erbittert, beschloß entweder zu sterben oder den feindlichen Anführer mit eigener Hand zu erlegen. Mit Schild und Lanze bewaffnet, stürzte er nun auf ihn los, allein mit derselben Geistesgegenwart, welche er während des ganzen Gefechts bewiesen hatte, erwartete er ihn festen Fußes, und schoß sein Gewehr nicht eher auf ihn los, bis er so nahe war, daß er ihn nicht fehlen zu können glaubte. In der That wurde dieser auch gerade durchs Herz geschossen, und blieb auf der Stelle; ein junger Chaguyenne sprang hierauf aus dem Graben hervor, hieb ihm im Angesicht der Seinigen den Kopf ab, und warf ihn diesen mit dem Siegsgeschrey zu.

Die Halitanen, verzweiflungsvoll über den Tod ihres Führers, und beschimpft, daß sie nicht ein Handvoll Feinde hatten besiegen können, zogen sich heulend zurück, indem sie den Chaguyennen den Weg offen ließen, um nach Hause zurückzukehren. So entriß ein einziger Mensch blos durch seinen hohen Muth und seine Geistesgegenwart zwanzig seiner Gefährten einem gewissen Tode.

Diese beyden Vorfälle werden hinreichend seyn, eine Idee von dem hohen Muthe und der Unerschrockenheit dieser Völkerschaften zu geben, und zugleich müs-

sen sie den Stolz der civilisirten Nationen demüthigen, welche glauben, daß sie in dieser Eigenschaft unübertroffen seyen. Ein civilisirtes Volk sollte sich lieber durch Rechtlichkeit, Mäßigung, Treue in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten geachtet machen wollen; denn die Tugenden des Muthes und der Unerschrockenheit sind selbst den Thieren eigen.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Friede der Wilden. Feyerlichkeiten dabey.

Selten entschließen sich zwey wilde Nationen eher zu einem Frieden, als bis sie einander Alles nur mögliche Uebel zugefügt haben. Sind sie endlich des gegenseitigen Mordens und Raubens müde, dann suchen sie sich zu nähern. Diejenige, welche der andern bedarf, entweder um auf dem Gebiete derselben zu jagen, oder um Lebensmittel und Pferde einzutauschen, die sie sich sonst nicht verschaffen kann, macht gewöhnlich den Anfang der Annäherung. Die von den civilisirten Nationen am entferntesten wohnenden kommen wegen Mangel an Waffen und Munition am ersten in diese Nothwendigkeit.

In jedem wilden Dorfe giebt es einige, welche, entweder um sich zu verheyrathen, oder aus Laune, ihre Nationen verlassen, und sich unter der fremden niedergelassen haben. Einmal von den neuen Gefährten, welche sie sich gewählt haben, aufgenommen, werden sie ganz, selbst zur Zeit des Kriegs, wie im Lande gebohren, betrachtet. Diese Menschen nun sind es, deren man sich gewöhnlich zu Ueberbringung von

Friedensanträgen bedient. Findet sich unter der Nation, mit der man sich vertragen will, kein solcher, so fordert man einige Vornehme einer andern mit jenen beyden in Freundschaft lebenden Nation auf; denn für die Krieger beyder Partheyen würde es nicht wohlgethan seyn, wenn sie selbst Friedensboten seyn wollten; sie würden in Gefahr kommen, ermordet zu werden, wenn die Bedingungen des Friedens nicht angenommen würden.

Nachdem man die zu hoffenden Vortheile des Friedens reiflich erwogen hat, stellt man einem jener Menschen einen ledernen Sack zu, mit Taback angefüllt und an einem Stricke befestigt, woran man eben so viel Knoten knüpft, als die Nation, mit der man unterhandeln will, Dörfer zählt. Wenn der Abgesandte nun beym ersten angekommen ist, geht er des Nachts hinein, und begiebt sich so heimlich als möglich in die Hütte des großen Anführers oder sonst eines Vornehmen, dem er sogleich den Zweck seiner Sendung offenbart, und den Sack zustellt, den er erhalten hat. Den andern Morgen ruft dieser dann die Vornehmen und die Kriegsanführer zusammen und theilt ihnen den erhaltenen Antrag mit, indem er ihnen zugleich seine Meinung eröffnet und das Friedenszeichen überliefert. Findet die Versammlung den Vorschlag annehmlich, so wird der Sack demjenigen Krieger zugestellt, von dem man weiß, daß er den stärksten Haß gegen die Nation nährt, welche die Anträge gethan hat; er öffnet ihn dann, nimmt den Tabak und stopft einige Pfeifen damit, raucht und läßt auch die andern Anwesenden rauchen. Ist die ganze übrige Nation noch in dem nehmlichen Dorfe versammelt, so theilt er das Uebrige unter die Verdienstvollsten; im

gegenseitigen Falle aber macht er den Sack wieder zu, indem er sorgfältig einen Knoten weniger knüpft, um den Anführern der andern Dörfer zu zeigen, daß sie die Vorschläge angenommen haben. Ist diese erste Feyerlichkeit vorüber, so meldet der Führer den Abgeordneten, daß die Nation, welche ihn gesendet hat, zum Calümet kommen kann, daß man sie freundschaftlich aufnehmen werde, und daß, wenn sie nicht kommen sollte, er selbst zu einer gewissen Zeit einige von seinen Leuten dorthin absenden wolle. Findet man es nach gepflogener Berathschlagung nicht für vortheilhaft, den Frieden anzunehmen, so wird der Sack zurück geschickt, ohne daß man ihn eröffnet, und der Führer trägt dem Abgesandten auf, denen, die ihn sandten, zu melden, daß man nichts mit ihnen zu schaffen haben wolle. Diese abschlägliche Antwort ist dann gemeiniglich das Zeichen zu neuen Kriegen, bis endlich annehmlichere Anträge erfolgen.

Wenn die beyden Nationen über die Nützlichkeit des Friedens einig sind, so schickt die eine sogleich einen Führer ab, der sich von einer gewissen Anzahl von Kriegern begleiten läßt, die jedoch selten über fünf und zwanzig steigt. Vor ihrem Abzuge versammlen sich alle Führer und Vornehme in der Hütte der Alten; der Friedens-Calümet wird mit Pomp aus der Matte genommen, worein er gewickelt war, und die Fahne, (wenn sie eine von den Weissen erhalten haben,) durch einen der Tapfersten mit Zeichen außerordentlicher Ehrfurcht herbeygebracht. In Gegenwart dieser verehrten Gegenstände beräth man sich über die Gesandtschaft, und unterrichtet die Abgeordneten in in dem, was sie sagen und thun sollen. Während dieser Berathung wird ein großer Kessel mit Fleisch

aufs Feuer gesetzt, der Friedenstabak wird hervorgelangt, und das Calümet mit diesem angefüllt, der aber nicht eher geraucht werden darf, als bis die Deputation jener Nation erscheint, mit der man Freundschaft stiften will. Die Pfeife ist meistentheils von einem rothen Steine, von ausnehmend feinem Korne, und so schön polirt, als wäre sie aus den Händen unserer besten Arbeiter in dieser Art hervorgegangen. Das Rohr selbst ist von einem markichten Holze und blau gefärbt, wie der Himmel. Jede andere Farbe würde hier von böser Vorbedeutung seyn. Roth erinnerte sie an vergossens Blut, Grün an die Sterblichkeit, Weiß und Gelb an einen stürmischen und düsteren Himmel.

Ist das Fleisch zum Feste endlich gahr gekocht, so theilt es ein Diener*) in eben so viel Stücke, als sich Personen in der Versammlung befinden. Die erste Portion wird vor das Calümet und die Fahne gelegt. Ehe noch Jemand anfängt zu essen, steht der Vornehmste auf, schneidet drey Stücke Fleisch ab, faßt sie mit den Fingerspitzen an, und bietet sie dem Herrn des Himmels, der Sonne, der Erde, dem Calümet und der Fahne zum Opfer dar, und nachdem er diese angerufen hat, daß sie ihr Unternehmen segnen möchten, wirft er sie ins Feuer. Hierauf nimmt er einen Löffel voll Fleischbrühe, und schüttet ihn nach gleichen Feyerlichkeiten an drey verschiedenen Orten gleichfalls ins

*) So nennen sie Männer in Weibskleidern, wovon an einem andern Orte mehr vorkommen wird. Bisweilen nehmen sie Gefangene dazu, die sie von Kindheit an zu dieser entehrenden Arbeit bestimmen.

Feuer. Nunmehro nimmt er seinen Platz wieder ein. Der Diener setzt nun die Schüssel vor ihn, woraus die Opfergaben genommen wurden, von denen er zuerst ißt. Die ganze Versammlung folgt sodann seinem Beyspiele, indem sie sich der Hoffnung und Freude überläßt. Nach der Mahlzeit rauchen Alle, und rüsten sich nun mit dem Friedens-Calümet und der Fahne zur Abreise zu derjenigen Nation, die sich ihnen befreundet. Diejenigen, welche jene köstlichen Gegenstände tragen sollen, stehen auf, um sie aus den Händen des Vornehmsten zu empfangen. Hierauf setzt sich Alles in Bewegung.

Beym Anblick des Dorfes, in welches sie en Calumet gehen wollen, machen die Abgesandten durch Zeichen den Zweck ihrer Ankunft deutlich, und nähern sich nicht eher, als bis sie ein Krieger dazu einladet. Nun kommen sie bis auf eines Schusses Weite heran. Der Träger des Calümet muß immer das eine Ende davon gegen das Dorf kehren, und so wie der Fahnenträger die ganze Zeit stehen, wo der Führer und die Vornehmen über die Art des Empfanges und die Geschenke rathschlagen, welche dargebracht werden sollen. Meistens bestehen diese in Pferden und Waffen. —

Ist dieses in Ordnung gebracht, so verläßt Jedermann das Dorf, die Geschenke tragend oder führend, welche er geben will. Man nähert sich den Deputirten, und nachdem man sie hat rauchen lassen, bieten die Kinder die Geschenke dar. Hierauf ladet sie der große Führer ein, einzutreten, und er selbst zieht an ihrer Spitze bis zur großen Hütte. Hier werden die Träger des Calümet und der Fahne genöthigt, sich an den ersten Platz auf eine sehr schöne Haut zu setzen;

die Krieger beyder Nationen vermischen sich und geben einander Zeichen der Freundschaft. Von allen Seiten bringt man Fleisch herbey, auch zur Zeit der Erndte allerley Baumfrüchte. Nach dem Mahle machen die Deputirten ihre Anträge, welche meistens darinnen bestehen, sich den Durchzug durch ihre Gebiete zu gestatten, um auf die Jagd zu gehen, oder sich an einem bestimmten Orte zum Tanz, Rauchen oder gemeinschaftlichen Essen zu versammeln; sich Geschenke zu machen, oder Pferde, Zelte, Ochsenhäute, Mais gegen Flinten, Pulver, Kessel, und andere Waaren zu vertauschen, deren die einen bedürfen, und woran die andern einen Ueberfluß haben.

Nachdem man sich feyerlichst das Wort gegeben hat, mit einander fernerhin in Frieden und gutem Einverständnisse zu leben, wird von Allen aus dem Friedens-Calümet geraucht, und man denkt nur darauf, die Deputirten gehörig zu bewirthen. Diese kehren hierauf in ihr Dorf zurück, und überbringen demselben die Nachricht von dem, was sie ausgerichtet haben.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Tanz des Calümet.

Die Wilden haben verschiedene Arten von Tänzen, welche sich durch die vorhergehenden oder nachfolgenden Feyerlichkeiten, durch die Handlungen, welche sie darstellen; und durch die Gegenstände, denen sie gewidmet sind, unterscheiden. Die vornehmsten sind: Der Tanz der Haarschöpfe, dessen in dem Kapitel vom Kriege gedacht worden ist, der des Calümet, der der Sonne und der des Ochsen. Ihr äußerst ernsthaftes Wesen bey ihren verschiedenen Vergnügungen bildet gegen ihre hastigen Bewegungen und höchst komischen Gesten einen so sonderbaren Contrast, daß der fremde Zuschauer oft gar nicht errathen kann, welche Empfindung sie eigentlich bewegt.

Der Tanz des Calümet findet eigentlich nur dann Statt, wenn mehrere freundschaftliche Nationen beysammen sind, oder doch nicht gar weit von einander im Lager stehen. Diejenige, welche den Calümet tanzen will, thut der andern den Vorschlag dazu auf folgente Weise:

Im Gefolge von fünf bis sechs ausgezeichneten Kriegern stellt sich einer der Führer demjenigen dar, für den man den Calümet tanzen will, indem er einen solchen mit dem besten Toback, den er bekommen kann, angefüllt in der Hand hält. Diesen legt er zu seinen Füßen nieder, bittet ihn, zu rauchen, und theilt ihm das Verlangen der Seinigen mit, sich mit seinen Leuten zu vergnügen und ihm und seinen Kindern zur Ehre und Ergötzung den Calümet zu tanzen. Nimmt dies der Führer an, so ergreift er den Calümet, zündet ihn selbst an und raucht, dann bezeigen ihm die Krieger ihre Freude auf die ausschweifenste Art. Sie lassen seine Kinder herbey kommen, liebkosen sie eines nach dem andern, indem sie ihnen mehrere Male mit den Händen über den ganzen Körper streichen. Nimmt er es aber nicht an, so weißt er den Calümet zurück, sagt den Abgeordneten, daß er und die Seinen des Mitleids werth ist *), und daß sie nicht die zur Feyer eines solchen Festes nothwendigen Gegenstände besitzen. Er bittet sie dann, diese Lustparthie bis auf eine gelegenere Zeit zu verschieben.

Der Führer aber, der die Ehre des Tanzes angenommen hat, ruft seine nächsten Verwandten in seine Hütte zusammen, und bittet sie, Mitleid mit ihm und seinen Kindern zu haben, und ihm zu helfen, daß er dem Calümet, den man für ihn tanzen will, Ehre mache. Alle beeifern sich sodann, ihm so viel sie nur haben, darzubringen; und das sind denn meistens Pferde oder Waffen.

*) Dieser Ausdruck ist wörtlich übersetzt und findet sich bey allen Wilden in Nordamerika.

Wenn die Verwandten die Quantität und Qualität der Geschenke, die sie machen wollen, angekündigt haben, so läßt der Führer seine Nation durch einen Alten anreden, der die Tapfern, die jungen Männer und selbst die Weiber auffordert, an Freygebigkeit zu wetteifern, und ihren Anführer zu unterstützen, daß er das Fest deines erworbenen Rufes würdig ausführen könne. Ist er geliebt, dann fließen von allen Seiten her Geschenke zusammen, ist er es aber nicht, dann erfolgt nicht Viel, oft auch gar Nichts.

Den andern Tag gehen die Tänzer, einen Calümet in der linken und ein Chichakois in der rechten Hand haltend, unter Vortritt der Führer und Vornehmen, welche gleichfalls Chichakois tragen, aus ihren Hütten hervor. Die Töchter und Weiber der Krieger, welche den Tanz aufführen, folgen beladen mit Geschenken, die den Calimet begleiten müssen. Man bildet einen großen Kreis, in dessen Mitte sich die Tänzer halten, und die Weiber und Mädchen legen ihre Geschenke zu den Füßen ihrer Männer oder Väter nieder.

Unter dem Vortritte von Sängern und Tänzern holen die Alten und Vornehmen den Führer, dem sie den Tanz geben, in seiner Hüte ab und führen ihn mitten unter sich fort, indem sie seine Kinder auf den Armen tragen. Er setzt sich nun auf einen ihm bestimmten Platz, und empfängt die ihm bestimmten Geschenke. Seine Kinder aber sitzen auf vier Bündeln von wohlriechenden Kräutern, welche die Form eines Adlernestes haben, Ein Vornehmer läßt sich dann ein Gefäß mit Wasser bringen, nimmt eine Hand voll Kräuter, besprengt ihnen damit Kopf, Gesicht, und Körper, und trocknet sie sodann wieder ab; diese Feyer=

lichkeit ist die der Adoption, welche den Vater und die Kinder nunmehro auf seine Lebenszeit an die Nation kuüpfen soll.

Unterdessen erzählen sich die Tapfersten mit lauter Stimme ihre Kriegsthaten und wünschen einander zu den erfochtenen Siegen Glück. Nach der Adoption werden die noch immer auf den Kräuterbündeln sitzenden Kinder von den Vornehmen umringt, welche sie vor den Augen des Püblikums verbergen. Die Weiber kommen nun herbey, kämmen sie, legen ihnen neue Kleider an, binden ihnen die Haare auf, reiben ihnen Zinnober und andere Farben ein, hierauf nimmt jedes seinen Platz ein, und der Tanz beginnt.

Die beyden Tänzer durchlaufen Anfangs den Kreis ziemlich ruhig. Allein bald werden sie munterer, und überlassen sich endlich solchen Verrenkungen, und Drehungen, welche sich nicht beschreiben lassen, indem sie, wie sie sagen, den Flug des Adlers nachahmen, bald wie er auf seine Beute losstürzt, bald wie er in den Lüften umherschweift, bald endlich, wie er einen schwachen, seiner fast gänzlich unwürdigen Feind bekämpft; je übertriebener ihre Gesten sind, desto mehr freut sich die Versammlung darüber. Die Wuth wächst mit der Heftigkeit der Bewegungen, bis die Tänzer sich gänzlich vergessend den Zuschauern ihre Trunkenheit dergestalt mittheilen, daß jeder außer sich zu seyn scheint. Nunmehr erst kennt die Freygebigkeit keine Grenzen mehr. Sie machen einander gegenseitig solche Geschenke, daß sie oft nichts für den folgenden Tag behalten. Nicht selten muß der Anführer selbst dieser Freygebigkeit Grenzen setzen, und das thut er durch ein Zeichen mit den Chichakois und Calümet, worauf sogleich der Tanz und die Geschenke eingestellt werden.

Jetzt führt man die für die Tänzer bestimmten Pferde hervor, welche diese aus den Händen des Führers erhalten. Beym Schall ihrer Instrumente wird er nebst seinen Kindern wieder nach seiner Hütte begleitet, und der Rest des Tages geht hin unter Schmausen und Mittheilung des genossenen Vergnügens und unter Erzählung der gemachten mehr als der erhaltenen Geschenke.

Ein einem Franzosen bey den Ricaras begegneter Vorfall beweist, wie weit die Wilden in jenen Augenblicken der Trunkenheit und der wilden Freude ihre Freygebigkeit zu treiben gewohnt sind. Er wurde zum Tanz des Calümet eingeladen und nahm dies ohne Weigerung an; allein da er nichts besaß, was er hätte selbst verschenken können, so wollte er auch kein Geschenk empfangen, und hielt sich immer allein auf der Seite. Ein junger Führer der Chaguyennen bemerkte es, drang durch den Haufen, faßte ihn bey der Hand und stellte ihn mitten unter die Vornehmen, dann verschwand er mit Blitzesschnelle. Einige Minuten nachher kehrte er zurück, machte ein Zeichen, daß jener aufstehen sollte, entkleidete ihn und führte ihn mitten in den Kreis zu einer jungen Frau, die seine eigene zu seyn schien. Sie hatte unter den Armen ein gesticktes Gewand, einen Hut mit Federn, ein Paar herrliche Mitassen *), ein Hemde und Schuhe oder Mocksines von Ziegenleder, weich wie Leinwand, und mit Schweinsborsten besetzt. Auf ein Zeichen ihres Mannes legte sie das Alles zu den Füssen des

*) Mitassen sind eine Art von Pantalons, die bis über die Hüften gehen, deren sich die Wilden nur im Winter oder an Festagen bedienen.

Franzosen nieder. Dann fing sie an verschiedene Mahle ihn vom Kopf bis zu den Füssen zu reiben. Voller Neugier und Erstaunen erwartete der Franzose schweigend das Ende dieser Feyerlichkeit, als der junge Führer, nachdem er ihn mit diesem Anzuge bekleidet, welchen sein Weib mitgebracht, und dazu noch eine treffliche Ochsenhaut mit Schweinsborsten besetzt, gefügt hatte, ihn wieder unter dem lauten Freudengeschrey aller Zuschauer auf seinen Platz führte. Um das Geschenk des jungen Führers gehörig zu würdigen, muß man wissen, daß er das Gewand und den Hut von Weissen bey der ersten Anwesenheit derselben unter seiner Nation erhalten hatte, und daß er wahrscheinlich nie wieder ein anders ähnliches Geschenk erhalten würde. Nachdem der Franzose wieder auf seinen Ort geführt worden war, erhielt er noch zwey Flinten und zwey Pulverhörner und mehrere seltene Kleinigkeiten. Er selbst vertheilte dafür seine eigene Kleidung, silberne Bijouterien und einiges Geld, welches diese Nationen am Halse als Zierrath zu tragen pflegen. Noch bemerkenswerth ist es, daß sie auf das Gold keinen Werth legen, und auch den Stahl und das Zinn diesem köstlichen Metalle vorziehen.

Am meisten fiel dem Franzosen das auf, daß das Weib jedesmal, wenn sie ihn gerieben hatte, mit den Händen auf ein Zeichen ihres Mannes über ihren eigenen Körper fuhr. Er hörte nachher, der Mann habe geglaubt, die Kinder, welche dieses Weib künftig gebähren würde, würden dadurch recht stark und kraftvoll werden.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Sonnentanz.

Dieser Tanz ist nicht unter allen Wilden, nicht einmal unter denen gewöhnlich, welche den obern Missouri bewohnen. Er scheint ausschließend nur den Siouxs der Wiesen, den Chaguyennen, den Tocantinambichen und andern benachbarten Völkerschaften eigen zu seyn, welche eine ganz besondere Verehrung gegen dieses Gestirn zeigen.

An dem zur Feyer des Sonnenfestes bestimmten Tage, errichtet man mitten auf einer Wiese eine große Hütte, bedeckt und umgeben mit Ochsenhäuten, ähnlich denjenigen, welche zur Errichtung ihrer Gezelte dienen. Die Führer und die in den religiösen Gebräuchen am meisten bewanderten Alten sitzen daselbst auf einem ausgezeichneten Platze, und tragen Zimbeln, Trommeln und Chiakois in den Händen. Die Jugend, die Weiber und Mädchen, das Ge-

sicht mit Farben bemahlt, welche Fröhlichkeit andeuten, erfüllen den übrigen Raum der Hütte, indem sie sich so nahe als möglich an den Oeffnungen halten, welche der Hütte zum Eingang dienen. Hier müssen wir noch bemerken, daß eine bestimmte Quantität des Putzes nur für Krieger gehört, welche sich sehr ausgezeichnet haben; diejenigen, welche ihn tragen wollten, ohne es verdient zu haben, würden so lange auf alle Art beleidigt werden, bis sie ihn abgelegt hätten. So erkennt man zum Beyspiel die Zahl der Thaten eines Kriegers an der Zahl der Rabenfedern, welche er um seine Lenden trägt; so bezeichnen andere Vogelfedern wieder besondere Waffenthaten. Nur derjenige, welcher einen weissen Bär getödtet hat, darf ein Halsband von seinen Klauen tragen. Dieser Schmuck ist auch deßhalb eine ganz vorzügliche Auszeichnung, weil der weisse Bär unter allen Thieren Nordamerika's dasjenige ist, welches allein den Menschen anfällt, auch wenn es nicht verwundet oder gereizt ist. Er ist so wild, daß er sogar ganze Truppen von Wilden angefallen hat, und nicht entflohen ist, bis er getödtet wurde. Zuweilen überfällt er sie selbst des Nachts in ihren Hütten, und tödtet mehrere Menschen, ehe die andern jenen zu Hülfe kommen können.

Wenn nun Alles versammelt ist, so stellt man in einiger Entfernung von der Hütte mehrere große, mit dem besten Fleisch angefüllte Kessel um ein Feuer. Ein Anführer verkündigt, daß es nun Zeit sey, die der Sonne bestimmten Geschenke darzubringen. Nun sieht man auf allen Seiten Waffen, Kleider und was man nur Schönes besitzt, herbeyströmen. Alle diese

Zubereitungen müssen indessen noch vor Aufgang der Sonne vollendet seyn.

Sobald sich die ersten Strahlen derselben am Horizont zeigen, stimmen die Alten Gesänge an, und schlagen dazu den Takt mit ihren Instrumenten. Junge Leute beyderley Geschlechts beginnen nun im Innern der Hütte einen Tanz, wobey sie heilige Pfeifenröhre in den Händen tragen, indeß zwölf junge Männer ganz nackend außerhalb tanzen, die Hände stets gegen die Sonne aufgehoben, deren Laufe sie immerfort sich zuwenden. Der eine von ihnen trägt gleichfalls ein Calümet in der Hand, mit den seltensten und glänzendsten Federn geschmückt, dessen eines Ende immer nach der Sonne gewandt ist. Die Tänzer in der Hütte unterbrechen von Zeit zu Zeit ihren Tanz, um zu essen und zu trinken, allein die zwölf jungen Männer außerhalb der Hütte, bleiben in ihrer Stellung, ohne einige Nahrung zu sich zu nehmen, so lange sich die Sonne über dem Horizonte zeigt. Man wiederholt diese Uebung bisweilen wohl zehn Tage hinter einander, wenn das Wetter so lange hell und heiter bleibt.

Wenn diese Tänze nun zu Ende sind, werden die Opfergaben unter diejenigen Krieger vertheilt, von denen man weiß, daß sie derselben am meisten bedürfen. Die alten Wilden in Canada hatten aber den Gebrauch, die der Sonne geweihten Geschenke durch Feuer verzehren zu lassen. Ich habe von den Wilden keine nähre Auskunft über die Gründung dieses Festes erhalten können. Die Aeltesten selbst sagen bloß, daß sie es von ihren Vätern überkommen haben. Sie glauben, daß von dieses Gestirnes Einfluß die Kraft und der Muth ihrer Krieger, die Gesundheit ihrer

Kinder und die Vermehrung der Volksmenge abhange; daß es allein die Kraft habe, vor ansteckenden Krankheiten zu schützen, oder ihre Gebrechlichkeiten zu heilen. Auch sey es die Sonne, welche ihnen die große Anzahl wilder Ochsen verschaffe, die sie zu ihrer Nahrung und Bekleidung so nöthig brauchen. Dankbarkeit scheint die Veranlassung dieses Festes gewesen zu seyn.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Ochsentanz.

Wenn zwey befreundete Nationen nicht weit von einander im Lager stehen, oder wenn dieselbe Nation in mehrere nicht weit von einander entfernte Dörfer getheilt ist, machen sich diese bisweilen das Vergnügen dieses Tanzes, für den es keine besondere Jahreszeit giebt.

Will ein Dorf mit seinen Nachbarn den Ochsen tanzen, so versammeln sich funfzehn bis zwanzig geachtete Krieger in einer Hütte, bekleidet mit ihren Kriegsgewanden und mit allen Arten von Waffen versehen. Sie setzen dabey eine aus der Haut eines Ochsenkopfes gemachte Mütze auf, welche noch die Hörner zeigt.

In diesem Anzuge gehen die Krieger bis an den zum Tanze bestimmten Ort, begleitet von Sängern, welche Chichakois und Trommeln tragen. Sie bemühen sich nun ganz das Thier nachzumachen, von dem der Tanz den Nahmen hat. Bald brüllen sie, bald werfen sie den Staub mit den Füßen in die Höhe,

bald verfolgen sie einander, wie es diese Thiere zur Zeit der Brunst thun. Bald bilden sie die Kämpfe derselben mit Füßen und Hörnern nach. Sie setzen dieses Spiel nicht selten in Gegenwart derer, denen sie damit Vergnügen machen wollen, einen halben Tag und länger fort, ohne das geringste Zeichen der Ermüdung spüren zu lassen. Während des Tanzes reden die Alten zu der Versammlung; und ermahnen sie, den Tänzern Geschenke zu machen, und diese sind dann meistens auch so ansehnlich, daß sie allen ihren Familien und Freunden davon mittheilen können.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Kleidung, Wohnung, Temperament und Körperbeschaffenheit der Wilden am obern Missouri. Ihre Waffen.

Alle junge und alte Männer unter den Völkern am obern Missouri gehen während des Sommers nackend. Eine Bedeckung von einer Hirschhaut, welche sie nachlässig auf den Schultern tragen, (fast wie die Spanier ihre Mäntel) dient ihnen mehr zum Schmucke als zur Kleidung. Die der jungen Leute sind meistens mit Stachelschweinsborsten besetzt, oder mit verschiedenen Farben gemahlt. Sie achten weder die große Hitze im Sommer, noch die Kälte des hier oft sehr strengen Winters. Wenn es indessen gar zu kalt wird, bedecken sie sich doch mit einem Hemde von Ziegenfelle und tragen lange Mitassen von Rehleder, auch legen sie dann ihre Mocksines oder Schuhe nicht ab, und vertauschen ihre rehlederne Bekleidung mit einer von Ochsenhaut, die ihnen dann des Nachts auch zum Bette dient.

Ihre Haare tragen sie meistens frey herum hängend. Nur an festlichen Tagen pflegen vorzüglich junge Leute sie mit Sorgfalt aufzubinden. Einige stecken zuweilen auch Federn hinein, andere färben sie mit Pflanzensäften.

Fast alle Wilde haben von ihrer ersten Jugend an durchstochene Ohrläppchen, ihre Eltern stecken dann entweder runde Hölzerchen oder Ringe von Messingdraht hinein, deren Größe sich mit dem Wachsthum und Alter des Kindes vermehrt. Die Mandanen, die Dickbäuche, die Halitanen und die Corbeaux sind die einzigen wilden Völker, welche sich die Ohren nicht verstümmeln. Diese tragen ihre Zierathen lieber am Halse. Es ist fast unglaublich, wie weit sich die Ohrläppchen herabziehen lassen. Ich habe selbst einen Wilden, Miami, gesehen, dessen Ohrgehänge bis unter die Brustwärzchen herabfielen, ob sie gleich nicht größer als 3 Zoll waren. Ein großer Theil trägt eben solchen Zierrathen auch in der Nase, nur der Größe nach verschieden.

Die Weiber bedecken sich meistens mit einer Art von Hemden, das auf den Schultern befestigt bis zum Knöchel herabreicht. Diese Hemden sind von jungen Ziegenfellen, und sehr weich bereitet. Sie besetzen sie mit Franzen von Stachelschweinsborsten oder Rassade (kleinen Glasknöpfchen). Junge Mädchen hängen immer Muscheln und dergleichen Dinge in großer Menge daran. Außer diesen Hemden tragen sie gewöhnlich immer eine leichte Bedeckung im Sommer, und eine schwerere im Winter. Sie tragen so wie die Männer die Ohren durchstochen, und mit allerley Dingen geziert, allein sie bemühen sich nicht so wie jene, das Ohrläppchen zu verlängern.

Die blaue Rassade ist unter allen diejenige, welche sie am meisten schätzen und lieben, und sehr theuer bezahlen. Mädchen und junge Weiber flechten ihre Haare auf beyden Seiten des Kopfes auf, und winden sie um einen ledernen Knaul, den sie sich hinter den Ohren befestigen. Diese Knäule bedecken sie dann mit einer Binde von Ziegenleder, besetzt mit Stachelschweinsborsten oder mit Rassade. Gleich den Männern bemahlen sie sich mit verschiedenen Farben, unter denen sie dem Zinnober den Vorzug geben.

Die Sioux der Wiesen, die Chaguyennen und die Tocaninambichen sind unter allen wilden Völkern die reinlichsten. Ihre Kleidung ist sorgfältiger gearbeitet, ihre Haare sind besser gehalten, ihre Zelte sind regelmäßiger. Die Ricaras im Gegentheil sind so unreinlich, daß man nichts bey ihnen, ohne den größten Widerwillen, anzurühren vermag.

Die Wilden des obern Missouri haben entweder feste Wohnsitze oder irren blos herum.

Die, welche feste Wohnplätze haben, sind diejenigen, welche in Dörfern wohnend, sich blos, um zu jagen davon entfernen; indeß die eigentlich herumirrenden den Thieren folgen, von denen sie allein ihre Nahrung ziehen; sie führen Alles mit sich, was sie besitzen, ohne sich um den Anbau des Bodens zu bekümmern. Sie leben blos von Fleisch und Früchten, und treten zuweilen mit solchen Völkern, welche den Boden anbauen, in eine Art von Tauschhandel.

Die fixirten Völker erbauen sich Hütten an dem Orte ihrer Wohnung, und tragen Zelte mit sich, wenn sie auf die Jagd gehen. Ihre Hütten sind rund und in Kegelform oben ausgehend. Der Raum richtet sich nach der Zahl der Personen, welche sie fassen sollen.

Es

Es ist eben nichts seltenes, welche zu sehen, die über funfzig Fuß im Durchmesser haben.

Will sich eine wilde Familie eine Wohnung erbauen, so bezeichnet sie die Umrisse derselben mit spitzigen, oben gabelförmigen Pfählen, von sechs bis sieben Zoll im Durchmesser und sieben Fuß Höhe. Diese Pfähle stehen ohngefähr zehn Fuß aus einander. Man legt dann auf die Gabeln Querstangen von vier bis fünf Zoll im Durchmesser, und füllt die Zwischenräume aus mit kleinen dicht an einander anschließenden Hölzer. Diese Hölzer werden von außen und innen mit einer bis an die Querbalken heraufgehenden Erde bedeckt. Jene Balken selbst können als die erste Etage der Wohnung betrachtet werden.

Ist diese erste Operation vorbey, so gräbt man in der Mitte der Hütte einen viereckigen Platz von ohngefähr zehn Fuß auf jeder Seite, in deren Winkeln man einen starken Pfahl von achtzehn bis zwanzig Fuß Länge errichtet, und welche so fest als möglich in die Erde geschlagen werden. An den obern Theil dieser Pfähle macht man feste Balken an, welche die Decke tragen sollen; diese besteht aus langen, armdicken Stangen, deren eines Ende auf den ersten Querbalken ruht, und das andere auf den eben jetzt beschriebenen, über welche sie noch vier bis fünf Fuß hinausragen, so daß nur noch eine kleine Oeffnung zum Durchzuge des Rauches bleibt. Diese Stangen werden mit Schilf oder Weidenzweigen bedeckt, worauf Erde gelegt wird, die sie vorher auf eine Art stampfen und bereiten, daß sie fest zusammen hält.

Was die Zelte der herumirrenden Völker betrifft, so sind diese nach Verschiedenheit der Familien auch an

Größe und Umfang verschieden, und aus Ochsenhäuten gemacht, welche dicht zusammengenäht werden. Sie gehen oben ebenfalls wie die Hütten, in Form eines abgestumpften Kegels aus. Sie werden meistens auf sehr grobgearbeiteten, von wohl dressirten Hunden gezogenen Wagen fortgeschaft. Ist der Ort zum Lager erst ausgewählt, so ist eine halbe Stunde mehr als hinreichend, um das größte Dorf aufzubauen. Auch die Völker von festen Wohnplätzen bedienen sich, wenn sie auf der Jagd sind, solcher Zelte; ganz verschieden von den Nationen des untern Missouri oder des Missisippi, welche sich bey jedem Lager Zelte oder Hütten von Baumrinde bauen, die sie dann auf der Wetterseite blos durch Bärenhäute zu verwahren suchen.

Die Völkerschaften des obern Missouri haben von den Weissen noch keine Waffen, keine Kleidung, keine Kessel, keine Kulturinstrumente, noch sonst irgend ein anderes Werkzeug erhalten. Sie kochen ihr Fleisch in irdenen Töpfen, welche sie auch selbst verfertigen. Spitzige Steine an hölzerne im Feuer gehärtete Stiele befestigt, dienen ihnen statt der Aexte und Beule. In kochendem Wasser gerade gebogene und erhärtete Kuhhörner, sind ihre Keule zum Holzspalten. Ihre Keulen sind ungeheure Kieselsteine, welche in einen ohngefähr dritthalb Fuß langen, sehr dicken Stock gleichsam incrustirt sind. Um Feuer anzuzünden, bedienen sie sich zweyer Stücken Holz, eines harten, und eines weichen, und reiben diese zwischen den Händen an einander. Von dem weichen lösen sich dann entzündete Stückchen ab, welche mit einem Lerchenbaum- oder Fichtenschwamm aufgefangen werden. Selbst in der feuchtesten Witterung wissen sie sich auf diese Weise

Feuer zu schaffen. Ihre Schüsseln sind von Holz und die Körbe, deren sich die Weiber bedienen, um den Mais zu tragen, von Weidenruthen oder Baumrinden recht artig gearbeitet. Die Hacken und Beile der wilden Weiber sind aus den Schulterknochen eines Ochsen gemacht, der an ein krummes Holz befestiget ist. Ihre Eimer und Wassergefäße bestehen aus den Magen dieser Thiere, welche nicht ohne Kunst an zwey Ringe geheftet werden; der Blasen bedienen sie sich zu Aufbewahrung des Fettes, aus den Hörnern verfertigen sie Löffel. Das Haar gebrauchen sie als Stricke zum Anbinden und Anspannen der Pferde. Mit den Nerven nähen sie, und die Häute werden außer Zelten und Betten auch noch zu Canots gebraucht, womit sie auf den Flüssen und Seen geschickt herumfahren. Das Schienbein einer jungen Kuh endlich an einem Steine geschärft, dient den Weibern als Scheere, und als ein Instrument, um die Häute frisch getödteter Thiere abzukratzen. So hat die Noth diese Völker gelehrt, aus einem Thiere Alles zu ziehen, was sie zur Nothdurft des täglichen Lebens nur immer brauchen.

Die Waffen aller Völkerschaften am obern Missouri, bestehen aus dem Bogen, der Lanze und der Keule. Ihre Pfeile schießen sie mit solcher Gewalt, daß sie damit in nicht geringer Entfernung einen wilden Ochsen durchbohren, und wenn er auch ein mit noch so dichten Haaren bewachsenes Fell hätte. Die Spitze der Pfeile wird aus einem kleinen, wie ein Messer scharfem Steine gemacht. Der Köcher besteht aus einem Ziegenfelle, und die Bogensenne aus einem mit großer Sorgfalt zubereiteten Ochsennerven. Eine andere Waffe, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit

zu bedienen wissen, ist diejenige, welche sie Wakaton nennen. Das ist nehmlich eine Art von Schleuder, oder vielmehr ein in ein Leder genähter Stein, der an einem Riemen mit aller Kraft auf den Feind geschwungen und dann wieder zurückgezogen wird. Man hält diese Waffe für die mörderischeste; allein diese und alle andere stehen doch dem Feuergewehre außerordentlich nach, gegen welches sie auch so viel Respekt haben, daß sie bey dem ersten Musquetenschusse des Feindes gewöhnlich sogleich die Flucht ergreifen.

Die Wilden sind im Allgemeinen groß und wohlgebaut. Die Sioux der Wiesen sind die schönsten, tapfersten und gewandtesten, allein auch die listigsten und vorschmitztesten. Die Chaguyennen stehen ihnen nicht sehr nach, und sind dabey offen und redlich in allen ihren Verhandlungen. Die Panis und die Ricaras sind die kleinsten und häßlichsten unter allen Nationen des obern Missouri; auch sind sie nach den Sioux die unruhigsten unter allen in diesen Gegenden. Die Mandannen und Dickbäuche sind groß, allein ihre große Liebe zum Frieden und stilles Leben lassen sie von den Andern als feige betrachtet werden; indessen haben sie sich doch bey verschiedenen Vertheidigungen äußerst brav bewiesen. Ihre Weiber sind die weissesten unter allen Wilden in Nordamerika. Manche derselben haben sogar blaue Augen, und ihre Haare nähern sich sehr dem Blonden.

Beyde Geschlechter unter den Wilden haben eine röthliche oder olivenfarbige Haut, langes schwarzes Haar, weisse uud sehr gute Zähne, und wenn sie gleich nichts essen als Fleisch, ist ihr Athem doch so rein wie die Luft, die sie einathmen. Einige Schriftsteller haben behauptet, die Natur habe ihnen jenes äussere

Zeichen der Männlichkeit verweigert, welches sonst das Geschlecht unter allen Völkern bezeichnet; allein das ist ein sehr grober Irrthum. Ich behaupte zwar nicht, daß die Wilden einen so starken Bart haben als die europäischen Völker, weil sie sich ihn ausraufen, sobald er sich nur zu zeigen anfängt; allein ich habe doch auch verschiedene gesehen, welche, weil sie dies nicht gethan hatten, einen langen und dicken Bart hatten. Auch dem übrigen Körper nehmen sie überall das Haar, um, wie sie sagen, nicht den Thieren ihrer Wälder ähnlich zu seyn. Aeußerst selten findet man unter ihnen Lahme, Bucklichte oder sonst eines ihrer Sinne nicht mächtige Menschen. Sie können zwar keine sehr großen Lasten tragen, allein dafür sind sie fast unermüdlich im Gehen und Laufen. Wenn sie vieler, ja fast aller Vortheile civilisirter Nationen entbehren, so werden sie dafür dadurch entschädigt, daß sie eine Menge Uebel derselben gar nicht kennen, worunter vorzüglich die meisten europäischen Krankheiten gehören. Blos das Alter ist ihre Krankheit, welche zuweilen bewirkt, daß sie sich selbst ermorden, um nur den Zustand der Kraftlosigkeit nicht länger zu ertragen.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Liebe und Heirath der Wilden.

Es würde äusserst weitläuftig und ermüdend seyn, wenn man alle besondere darauf sich beziehende Sitten und Gebräuche jeder einzelnen Nation beschreiben wollte! daher findet der Leser hier nur Etwas Allgemeines darüber. Die Gebräuche der Anführer und Vornehmen, welche ihren Vorfahren am treuesten folgen, sollen allein hier einen Platz finden.

Wenn ein junger Mensch die Tochter eines Anführers zu heirathen wünscht, wendet er sich an ihren Vater oder einen ihrer Verwandten von anerkannter Tapferkeit, der nun in der Nacht den Vater des Mädchens besucht. Er meldet ihm sogleich die Veranlassung seines Besuchs, lobt den jungen Mann auf alle mögliche Weise, und sucht ihn zu bewegen, daß er ihn zum Schwiegersohn aufnehmen möge. Er erhält darauf nie sogleich eine entscheidende Antwort, denn die Sitte erfodert, daß die ganze Familie von dem Antrage benachrichtigt werde. Den Tag darauf ruft der Vater die Brüder und die Onkel der Tochter in seine Hüt-

te, trägt ihnen die Angelegenheit vor und verlangt ihre Meinung darüber zu hören.

Diese untersuchen nun zusammen, ob der Liebhaber recht viele Tapfere in seiner Familie zählt, und ob er selbst ein guter Jäger und Krieger ist. Hat er keine von diesen Eigenschaften, so wird dem, der den Antrag gemacht, unter einem scheinbaren Vorwande eine abschlägige Antwort ertheilt. Im Gegentheile wird ihm der einstimmige Beyfall der Familie sogleich zu erkennen gegeben. Nunmehr ruft der Bräutigam seine Verwandten zusammen, trägt ihnen seine Angelegenheit nebst dem Erfolge vor, und bittet sie um Herbeyschaffung der bey dieser Gelegenheit unvermeidlichen Ausgaben und Kosten. Alle bringen ihm nun Geschenke, welche der erste Freywerber zur Hütte der Braut trägt. Die Pferde werden an der Thür angebunden, und die andern Geschenke dem Vater zu Füßen gelegt, der zum zweyten Male seine Verwandten versammelt, und das, was er erhalten hat, nach der Achtung und dem Ansehen, dessen sie genießen, unter sie vertheilt.

Bis jetzt hat der junge Mann noch keinen Fuß in die Hütte des Mädchen gesetzt: allein den andern Tag bringt man ihm auch Geschenke und führt ihn im Triumph zu seiner Gattin. Nachdem man ihn zum Essen und Rauchen genöthigt hat, kündigt man ihm an, daß er nun mit seiner Frau zusammen leben kann, wenn er will. Einige Tage nach vollzogener Vermählung treten die Brüder der jungen Frau früh Morgens in die Hütte, wo die Neuvermählten die Nacht zugebracht haben, und ziehen den Mann von seinem Lager, und tragen ihn auf einer Matte gerade in die Mitte der Hütte. Ein Alter tritt dann mit ernster Miene hinzu, mit einem Gefäß voll Wasser, wäscht ihn vom Kopfe

bis zu den Füßen, reibt ihn mit rother Erde oder Zinnober, und legt ihm neue Schuhe, Mitassen und ein weiches feines Hemde an, dann bedeckt er ihn mit einer nach Landesart bemahlten oder gefärbten Kuhhaut. Seine Schwäger schenken ihm Waffen aller Art, und nehmen ihn in ihre Familie auf, in der er dann auch so lange bleiben muß, bis er selbst ein Kind bekommt; dann aber, jedoch auch dann allein, darf er sich eine eigene Hütte bauen, und leben und wohnen wie und wo es ihm gefällt. Unter allen Wilden herrscht die Vielweiberey, und bringt auch hier nicht die geringste Unordnung oder Unbequemlichkeit hervor, denn die Weiber eines Mannes leben in gutem Vernehmen mit einander, indem sie die Männer überhaupt als höhere Wesen zu betrachten gewohnt sind, zu deren Vergnügen sie Alles beyzutragen sich für verpflichtet halten.

Der Mann kann seine Frau verlassen, und wenn er will sogleich zu einer neuen Ehe schreiten, allein diese erwirbt dieses Recht nicht eher, als wenn sie von einem ersten Mann verlassen worden ist. Dann wird sie, um mich eines eigentlichen indianischen Ausdrucks zu bedienen, frey an ihrem Körper, und kann ganz nach ihrem eigenen Gefallen leben. Sie bedienen sich dieser Freyheit auch bis zur Ausschweifung, und ketten sich immer erst in höhern Jahren fest an einen Mann, wenn sie mehrere Kinder von ihm haben. Derjenige, der sich von seinem Weibe trennt, nachdem er Kinder von ihr gehabt hat, nimmt nichts mit sich als seine Kleider und seine Waffen. Pferde, Zelte, Beute, Geräthschaften der Wohnung, Alles bleibt der Frau, welche ganz nach Gefallen darüber verfügen kann. Diejenige, welche ihren ersten Mann verliehrt, gehört rechtlich dem jüngsten Bruder des Verstorbenen,

der sie sogleich heirathet, wenn er den Sitten seiner Vorfahren nicht untreu werden will.

Das unbegreiflichste in unsern Sitten für die Wilden ist das unauflösliche Band, welches unsere Weiber mit uns verbindet. Sie behaupten, das sey unanständig; denn der Mann verliehre auf diese Art seine ganze Freyhheit, und das dürfe er niemahls leiden.

Die Sioux, die Chaguyennen und die Tokaninambichen sind außerordentlich eifersüchtig, und tödten sie und ihre Liebhaber bisweilen, wenn sie beyde zusammen überraschen. Die Mandannen, die Dickbäuche, die Ricaras und andere nördliche Völker machen sich im Gegentheile gar nichts aus der ehelichen Treue, ja sie traktiren *) sogar ihre Freunde mit ihren jüngsten und schönsten Weibern. Kommen Weisse zu ihnen, so streiten sich die Väter, Brüder und Ehemänner um den Vorzug, ihnen ihre Töchter, Schwestern oder Gattinnen zuzuführen, unter denen sie dann die Auswahl haben. Daher sind denn auch die Weiber und Mädchen so zügellos, daß sie keinem Menschen anzugehören, sondern vielmehr ein Gemeingut zu seyn scheinen, dessen sich ein Jeder nach Gefallen bedienen darf.

Die Weiber der eifersüchtigen Nationen sind, wenn gleich vorsichtiger in ihrem äußern Benehmen, doch nicht weniger ausschweifend. Viele tragen die Spuren des Zorns ihrer Ehemänner deutlich an sich, denn diese schneiden ihnen oft Nase und Ohren ab. Auch flüchten sie sich oft, wenn sie das fürchten, zu den benachbarten Nationen, wo sie dann meistens Schutz und Aufnahme finden.

---

*) Das ist die wörtliche Uebersetzung dieses Ausdrucks.

Unter allen wilden Nationen giebt es aber auch Männer in Weiberkleidung, welche eben den Arbeiten unterworfen sind, die die Weiber eigentlich verrichten. Sie gehen nicht in Krieg und auf die Jagd, sondern dienen, den Umständen nach, zu Befriedigung der Leidenschaft oft beyder Geschlechter. Diese Männer, welche Liebe zur Trägheit und eine verabscheuungswerthe Sittenlosigkeit zu dieser Lebensart verleitet hat, werden von den Kriegern verachtet, welche sie auch zu den niedrigsten Arbeiten gebrauchen.

Die Weiber der Wilden, sind wie alle andere, periodischen Unpäßlichkeiten unterworfen, allein so lange diese dauern, bleiben sie außerhalb der Hütte, in der man nicht einmahl die Speisen für sie bereiten läßt. Werden sie ja davon in derselben befallen, so setzt man die Kriegsmatten und die Arzneysäcke der freyen Luft so lange aus, bis sie vollkommen wieder hergestellt sind.

Sobald sich ein Weib für schwanger erklärt, hört ihr Mann auf ihr beyzuwohnen; sie selbst beobachtet eine strenge Enthaltsamkeit bis zum dreyßigsten Tage nach ihrer Niederkunft. Ist diese Zeit vorüber, so pflegt sie sich freylich für die verlohrne zu entschädigen. Diejenigen, welche auch während der Schwangerschaft immerfort ihren Männern beywohnen, werden für Wahnsinnige gehalten, welche sich und ihre Kinder der Todesgefahr aussetzen. Wenn sie auf dem Punkte sind, niederzukommen, ziehen sie sich in eine dazu eigens bestimmte Hütte zurück, wohin sie einige alte Weiber, die ihnen helfen, so gut sie können, mitnehmen; allein äußerst selten bedürfen sie fremder Hülfe. Ein Europäer kann sichs kaum vorstellen, mit welcher Schnelligkeit sie entbunden werden. Ist die Nation eine

von festen Wohnplätzen, so sind zwey Tage zu völliger Herstellung der Wöchnerin hinreichend; auf der Jagd aber hält die Niederkunft niemals die Parthie länger als einen halben Tag auf. Diese Zeit benutzt man zum Baden des Kindes, zu Verfertigung seiner Wiege, und nun wickelt man es auf die zum Forttragen desselben bequemste Art ein.

Die Weiber werden größtentheils in einem Zustande der Sklaverey erhalten, und haben ungleich mehr zu erdulden als die Männer, denen sie sich blind unterwerfen. Sie kommen niemals in die festlichen Säle, und derjenige, welche traktirt, jagt sie und die Kinder heraus, welche beyde erst dann wieder erscheinen dürfen, wenn das Fest geendigt ist.

Vierzigstes und ein und vierzigstes Kapitel.

Abreise aus dem obern Louisiana. Cap Girardot. Neu-Madrid, Forts, Ecores genannt. — Fluß und Dorf der Arkansas; Natchez, Roche á Davion oder Wilkinsonville; Fluß und Niederlassung von Washita; Monopole der spanischen Commandanten.

Nachdem die in dem obern Louisiana gewöhnlich in den Monathen August und September außerordentlich heftige Hitze durch einen ziemlich starken Nordwind gemäßigt worden war, entschloß ich mich, in den ersten Tagen des Oktobers wieder abzureisen, überzeugt, daß nun Neu-Orleans von den ansteckenden Krankheiten frey seyn müsse, denen meistens die Fremden dort unterworfen sind. Das Cap Girardot ist der erste Posten von einiger Bedeutung, den man beym Herabschiffen auf dem Mississippi findet. Er ist von Sainte-Genevieve ohngefähr achtzig Meilen entfernt. Mehr als hundert und funfzig amerikanische Familien sind daselbst zerstreut auf einer großen Fläche Landes, und bauen Weitzen, Roggen, Mais, Erdäpfel, Baumwolle, welche, wenn

die Kälte nicht gar zu früh eintritt, äußerst gut daselbst gedeiht.

Neu-Madrid, hundert Meilen unterhalb des Cap Girardot, ist in Ansehung seiner Lage von Wichtigkeit. Alle Fahrzeuge, welche den schönen Fluß heruntergehen, müssen hier, so wie die aus dem obern Louisiana, anhalten, ihre Ladung und Bestimmung angeben, und ihre Pässe visiren lassen. Man zählt im Umfange dieses Gouvernements, das, so wie das Cap Girardot, unmittelbar unter dem Lieutenant-Gouverneur von Oberlouisiana steht, ohngefähr zwölf hundert Einwohner, meistens Amerikaner, verbreitet auf einer Fläche von mehr als dreyßig Meilen in der Länge und fünfzehn in der Breite. Ein großer Theil lebt von der Jagd und von dem Handel mit den Wilden, indeß der andere die Baumwolle, den Mais, Pataten, (eine Art von Erdäpfeln) und Gedraide erbaut.

Der Commandant dieses Postens ist Eigenthümer von verschiedenen Salzquellen, unweit Sainte-Geneviève, welche eine große Hülfsquelle, des Landes sind. Sie versorgen mit Salz nicht nur die Bewohner von Louisiana, sondern auch die Völker von Tenessé, von Cumberland und einen Theil von Kentuky, welche ihnen zum Tausch dagegen Eisen, gegossene Kessel, allerley Töpferwaaren, Seile und Stricke und Kleidungsstoffe bringen. Der große Absatz des Salzes, wegen Mangel an Concurrenz, hindert die Arbeiter, es recht vorsichtig zuzubereiten.

Von Neu-Madrid bis zu den Forts Ecores, welche zwey hundert Meilen davon entfernt sind, findet man kaum hier und da einige elende Wohnungen. Diese beyden Forts, wovon eines spanisch, das

andere amerikanisch ist, sind nur gegen die Wilden, als die einzigen Feinde des Landes, angelegt, und mit einer geringen Besatzung versehen. Man nennt sie Ecores, weil sie auf sehr hohen Hügeln des Missisippi-Ufers erbaut und in einer weiten Strecke allein gegen Ueberschwemmungen gesichert sind.

Zwey hundert und funfzig Meilen von den Ecores findet man die Mündung des Flusses Arkansas, welcher für den reichsten von Louisiana gehalten wird, wegen des fruchtbaren Bodens an seinen Ufern, der der Schönheit seiner Wiesen, seiner Salzquellen, der großen Menge Wild und der Erzgruben in der Gegend. Nachdem ich ohngefähr vierzig Meilen darauf hinaufgeschifft war, fand ich das Dorf der Arkansas vortheilhaft gelegen auf dem linken Ufer. Die Bewohner, fast sämmtlich ursprünglich ausgewanderte Franzosen aus Canada, sind Jäger von Profession, und bauen den Mais nur zur Ernährung ihrer Pferde und einer geringen Zahl von Arbeitsvieh. Länger als die Hälfte des Jahres findet man in diesem Dorfe nichts als Weiber, Kinder und Greise. Die Männer jagen Rehe, deren Häute jedoch hier nicht so gut sind, als die aus dem Norden; ferner den wilden Ochsen, dessen Fleisch sie zu ihrem Gebrauch einsalzen, und Biber, deren man noch einige in der Gegend findet. Kehren sie endlich nach Hause zurück, so bringen sie ihre Zeit mit Spielen, Tanzen, Trinken oder Nichtsthun hin, ähnlich darinnen, wie in vielen andern Dingen den wilden Nationen, mit denen sie größtentheils zusammen leben, und deren Sitten und Gewohnheiten sie annehmen.

Die indischen Nationen, welche an dem Fusse der Arkansas jagen, sind die Osagen, schöne, tapfere, aber

listige und grausame Menschen; die Panis, geschworne Feinde der Weissen, welche sie ohne Barmherzigkeit verbrennen, wenn sie ihnen in die Hände fallen; die Chawetas und die Chicawchaws, die zahlreichsten unter allen in Nordamerika, allein häßlich, feig, faul und unreinlich über alle Beschreibung. Jedes Jahr gehen aus diesem Flusse vierzig bis fünf und vierzig tausend Rehhäute, eine grosse Menge Biber und einige Fischottern von nicht grosser Güte.

Die spanische Regierung unterhält bey den Arkansas eine Garnison von funfzig bis sechzig Mann mit einem Hauptmann, welche aber den Wilden gar nicht furchtbar ist, indem sie fast alle Jahr einige Jäger oder traiteurs tödten.

Nach einem sehr kurzen Verweilen daselbst, setzte ich meine Reise auf dem Mississippi fort. Von hier bis Natchez bietet die Fahrt gar nichts Angenehmes oder Interessantes dar. Ueberall unermeßliche Wälder an den Ufern des Flusses, welche wenigstens einmal des Jahres wegen ihrer Flachheit überschwemmt werden. Daher findet man auch nur wenige zerstreute Wohnungen, welche den Reisenden keine Zuflucht gewähren.

Natchez ist der einzige bedeutende Platz, den die Vereinigten Staaten am Mississippi unterhalb der Mündung des Ohio besitzen. Zweymal von den Wilden zerstört, hatten ihn die Franzosen, mehrere Jahre vor der Abtretung von Louisiana, bereits verlassen und ganz aufgegeben. Um diese Zeit ließen sich einige Catalonische Familien daselbst nieder, allein er hat doch nicht eher eine wahre Wichtigkeit erhalten, als bis die Amerikaner davon Besitz nahmen, welches noch nicht funfzehn Jahre ist. Man zählt heut zu Tage sowohl in der

Stadt als auf dem umliegenden platten Lande zwölf bis funfzehn tausend Einwohner, Sklaven und Freye zusammengerechnet. Der größte Theil der Einwohner hat sich bereichert durch den Anbau der Baumwolle, wofür das Land sich recht sehr eignet. Der Ort ist die Niederlage für alle zu den Bedürfnissen der mittägigen Colonien nöthigen Produkte, welche dann auf dem schönen Flusse herunter gehen.

Die Luft in diesen Gegenden ist sehr gesund, das Clima recht angenehm, und man darf hoffen, daß auch die Bevölkerung derselben immer mehr zunehmen wird.

Der letzte Posten der Vereinigten Staaten am Mississippi ist Roche à Davion, wo die Amerikaner ein Fort gebaut haben, das sie Wilkinson nach einem ihrer Generale genannt haben. Hier ist das Hauptquartier ihrer kleinen Armee. Sie halten auch deselbst einige bewaffnete Fahrzeuge zum Dienste des Platzes. Alle Kähne, welche den Fluß heruntergehen, müssen, wie die heraufkommenden, hier anhalten und ihre Ladung angeben.

Einige Meilen unterhalb la Roche à Davion sieht man die Grenzen, weiche zwischen Spanien und den vereinigten Staaten im Jahre 1798 gezogen worden sind.

Nicht weit von diesen Grenzen auf dem entgegengesetzten Ufer erblickt man den rothen Fluß, der seinen Nahmen von der rothen Erde erhalten hat, welche, er mit sich führt. Seine Mündung verkündigt den größten Fluß, den der Mississippi nach dem Missouri aufnimmt. Indessen geht sein Lauf lange nicht so weit, wie der des Flusses der Arkansas. Wenn man dreißig Meilen an demselben hin-

hinaufgekommen ist, findet man die Mündung des Waschita, der in einem Laufe von wenigstens fünf hundert Meilen ein reiches, etwas hohes, gesundes und mit Mineralien reichlich gesegnetes Land durchströmt. Die Schiffahrt darauf ist nicht selten sehr beschwerlich, wegen der Fälle, welche man bey seichtem Wasser fast gar nicht passiren kann. Die Rapides, funfzig Meilen von seiner Mündung, ist ein kleiner Platz von seiner Lage an der Stelle des Flusses benannt, wo ungeheuere Felsen seinen Lauf äußerst beschleunigen. Hundert Meilen weiter hinauf findet man die Niederlassung von Waschita. Dieses ganze Land eines der schönsten im ganzen niedern Louisiana. Es bringt alle Gewächse des mittägigen Theils, den Zucker ausgenommen, hervor, und ist gesünder als die am Ufer des Mississippi gelegenen. Diese Vorzüge werden dann auch gewiß in der Folge seiner Bevölkerung sehr günstig seyn. Man zählt jetzt ohngefähr sechzig Familienhäupter daselbst, welche in ziemlichem Wohlstande leben. Spanien unterhält hier eine Garnison von dreyßig Mann unter einem Kapitain.

Ich muß hier noch einer Art von spanischer Tyranney erwähnen, welche von den Beamten ausgeübt wird. Man wird kaum glauben, daß Offiziers sich so herabsetzen könnten, selbst die Bedienten ihrer Soldaten zu werden, denen sie die größte Verachtung einflößen müssen. In allen spanischen Colonien dürfen keine Wirthshäuser angelegt werden. Die Commandeurs haben allein das Recht, die Brantweine zu verkaufen, die man hier consumirt. Die meisten ziehen daraus ihre bedeutendsten Einkünfte, und nicht selten bestraft der Offizier die Folgen einer Trunkenheit, die er selbst erst aus Habsucht veranlaßt hatte. Außer

diesem Privilegium maßen sie sich auch noch an, den Einwohnern ausschließend, die zu ihren Bedürfnissen nothwendigen Dinge zu liefern. Herren des Preißes, verkaufen sie Alles außerordentlich theuer, und plagen alle, welche mit ihnen concurriren könnten, auf die empfindlichste Art. Einzig im Besitz des Tauschhandels mit den Wilden, kann diesen niemand anfangen, ohne aus ihren Magazinen die zum Handel erforderlichen Dinge zu nehmen. Alles arbeitet daher nun zum Vortheil des Herrn Commandanten.

Nur in dem obern Louisiana findet dieses abscheuliche Monopol nicht Statt, und mit der Regierung, welche es bisher geduldet hat, wird es nachher auch verschwinden.

Zwey und Vierzigstes Kapitel.

Nachitoches. Baton-rouge; Pointe-cupée; Acadier; Ufer der Deutschen; Atakapas und Apelusas. Bau des Indigo ersetzt durch den des Zuckers.

Vier hundert Meilen ohngefähr von der Mündung des rothen Flußes aufwärts findet man das Etablissement von Nachitoche. Man zählt daselbst zwölf bis dreyzehn hundert Einwohner, welche Baumwolle, Mais, Reiß und Tabak mit großem Vortheil bauen. Denjenigen, der hier geärndtet wird, hält man für den besten des ganzen Nordamerika, daher erkauft ihn auch der König von Spanien von allen Eigenthümern zu äußerst hohen Preisen; allein er ist von den meisten dergestalt betrogen worden, daß er ihn seit einigen Jahren nicht mehr nimmt, wodurch denn auch der Anbau desselben fast gänzlich aufgehört hat. Außerdem handelt ein großer Theil der Einwohner mit den indianischen Völkerschaften in der Nähe. Die Häute aber, welche von diesen genommen werden, stehen an Güte denen weit nach, welche aus den nördlichen Gegenden gebracht werden. Durch diese kleine Niederlassung passiren auch alle Kaufleute, welche nach Mexiko gehen, um Contrebande einzuführen.

Einige Meilen unterhalb der Mündung des rothen Flusses, auf dem entgegengesetzten Ufer, befindet sich das kleine Fort Baton-rouge, besetzt von einigen spanischen Soldaten, unter einem Souslieutenant. Der Ort ist von keiner Bedeutung.

Nicht so ist es aber mit der Pointe-coupée, dem ersten Posten mit dem Nahmen eines Kirchspieles in Unterlouisiana an den Ufern des Mississippi. Seine Einwohner haben sich fast alle durch den Anbau der Baumwolle bereichert, welche hier ganz ausnehmend gedeiht. Gut gebaute Häuser an beyden Ufern, gewähren dem Reisenden einen sehr erfreulichen Anblick. Im ganzen untern Louisiana sind eigentlich nur die Ufer der Flüsse zum Anbau geschickt, und auch diese müssen durch Dämme gegen Ueberschwemmungen geschützt werden. Die entfernten niedern Gegenden werden den größten Theil des Jahres durch Regen, der vorzüglich im Frühling und Sommer fällt, unter Wasser gesetzt.

Der obere Theil der Pointe-coupée, der an den Mississippi stößt, wird bewohnt von den Acadiern, welche ihr Vaterland 1714 verließen, als es Frankreich an England abtrat. Ohne großen Gewerbsfleiß scheinen sie noch in demselben Zustande der Mittelmäßigkeit geblieben zu seyn, in dem sie waren, als sie in dieser Colonie ankamen. Sie sind über allen Ausdruck unreinlich; das Innere ihrer Häuser gleicht mehr Thierställen als menschlichen Wohnungen und um ihre Kinder scheinen sie sich nicht sehr zu bekümmern. Im Ganzen sind die Acadier gut und gastfreundlich, sie lassen nicht leicht einen Fremden unerquickt durch Speise und Trank von sich, allein man muß doch sehr hungrig seyn, um die Gerichte, welche sie auftragen, genießen zu können.

Die reichern Eigenthümer daselbst sind meistens erst kürzlich aus Frankreich dahin gekommen, und diese leben wie in ihrem Mutterlande.

Von der Pointe-coupée bis Neuorleans sind beyde Flußufer immerfort mit Wohnungen bedeckt. In dem ganzen obern Theile ist wie schon gesagt, fast aller Landbau auf die Baumwolle eingeschränkt, welche außerordentlich viel Gewinn gewährt. Man wird es kaum glauben, daß in gut eingerichteten und geleiteten Wirthschaften jeder Neger seinem Herrn 500 Piaster eingetragen hat.

Vierzig Meilen unterhalb der Pointe-coupée theilt sich der Landbau zwischen Baumwolle und Reiß. Kleine Eigenthümer befleißigen sich mehr auf den letztern. Sie haben in der letzten Zeit das Pfund Reiß zu sechs bis sieben Sous verkauft, da es ehedem nur zwey galt. Eine große Menge dieser Landbauer sind Deutsche, welche in ziemlichem Wohlstande leben. Die Gegend, welche sie bewohnen, hat den Nahmen Ufer der Deutschen, erhalten.

Die Bewohner von Louisiana nennen Bayou eine Art von Kanal, der einen Fluß mit dem Meere verbindet und leicht austrocknet. Auf einem dieser Kanäle gelangt man zu den Atakapas und von da zu den Apelusas. Diese beyden Etablissements, welche man für die bedeutendsten von Louisiana im Innern des Landes hält, erstrecken sich westlich bis nach Nachitoche, mit welchem sie in Verbindung stehen. Die Apelusas zählen auf einem niedrigen und ungesunden Boden, ohngefähr acht hundert Einwohner, indeß die Atakapas, deren Land reich, hoch und gesund ist, wenigstens zwey tausend haben, die alle im Wohlstande leben. Beyde Niederlassungen erzeu-

gen Baumwolle in großer Menge, Mais, Reiß und treffliche Hülsenfrüchte. Die Einwohner, unter denen sich viel Amerikaner befinden, sind thätig und arbeitsam.

Am südlichen Ende der Küste der Deutschen, das heißt, ohngefähr sechzig Meilen von Neu-Orleans, fängt man an, Orangenbäume im freyen Boden zu erblicken. Auf dem ganzen Ufer der Deutschen baute man sonst nicht ohne bedeutenden Vortheil die Indigopflanze; allein der Hauptgrund, warum man den Anbau derselben nicht mehr betreibt, ist ein Insekt, welches, hier einheimisch, oft in vier und zwanzig Stunden die herrlichsten Erndten verwüstete. Dieses Insekt scheint nichts anders, als ein fast unmerklicher Wurm zu seyn, dessen Eyer vom Winde fortgetragen, und von der Sonnenwärme ausgebrütet werden. Ihre Anzahl war so groß, daß sie in einer einzigen Nacht alle Blumen und Blätter der Pflanze verzehrten, und diese nun von den ersten Strahlen der Sonne vertrockneten, und in Staub zerfielen.

Dieser Anbau ist aber in dem ganzen untern Theile der Colonie durch den des Zuckers ersetzt worden, der den Bewohnern einen weit gewissern und nicht minder ansehnlichen Vortheil gewährt. Dieser Zucker ist freylich nicht so gut wie der aus den mittägigen Colonien, weil die Wärme fehlt; indessen doch gut und fest.

Unter den Naturprodukten des mittägigen Louisiana, zeichnet sich ganz besonders der Wachsbaum aus. Wenn er gleich bisher noch keine großen Vortheile gewährt hat, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er für die Zukunft welche gewähren kann. Ein französischer, seit einiger Zeit zu Neuyork sich aufhal-

kender Chemiker, hat ein einfaches und wenig Kosten erforderndes Mittel erfunden, um dieses Wachs eben so weiß zu machen, wie das Wachs der Bienen. Die Vereinigten Staaten haben seine Erfindung recht gut gefunden, und ihm ein Dekret darüber ertheilt, welches seiner weitern Verbreitung und Ausbildung sehr vortheilhaft seyn muß.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Ankunft in Neuorleans; la Salle; Iberville; Niederlassung von Neuorleans. Abtretung von Louisiana an Herrn de Crozat. Ueberlassung an Spanien; Erbauung, Bevölkerung, Polizey von Neuorleans; Seine Regierung. Sitten und Gebräuche der Einwohner.

Neu-Orleans, wo ich nach einer Schiffahrt von anderthalb Monaten anlangte, verdient eben keine sehr ehrenvolle Erwähnung. Alles, was man zu seinem Vortheile sagen kann, ist, daß man keine bessere Stelle dafür hätte finden können. Es liegt auf dem linken Ufer des Mississippi, fast hundert Meilen von seiner Mündung. Es ist auf einer Insel erbaut, welche durch den See Pontchartrain, und den Fluß Iberville gebildet wird. Ihre größte Breite beträgt zwanzig Meilen, und siebzig die Länge. Sie hat keinen der Vorzüge, deren gewöhnlich eine neue Niederlassung sich zu erfreuen hat. Alle Jahre müssen die Einwohner befürchten, von dem Wasser verschlungen zu werden, so schlecht sind die dagegen angebrachten Werke.

Iberville scheint der Erste gewesen zu seyn, der mit einigen von Ludwig XIV. erhaltenen Schiffen den Mississippi herauffuhr. La Salle, welcher einige

Jahre zuvor denselben bis zu seiner Mündung herabgefahren war, hatte bey seiner Ankunft in Frankreich von der Regierung eine kleine Escadre erhalten, mit der er die Mündungen dieses schönen Flusses wieder aufzufinden suchte, allein durch Winde verschlagen, welche in dem Golf von Mexiko oft außerordentlich heftig sind, kam er viel zu weit westlich, und wurde endlich von den Wilden ermordet.

Besser unterrichtet oder glücklicher ließ Iberville einige Abentheurer an den Ufern des Mississippi zurück, gab ihnen Lebensmittel, Kleidung und andere zum Handel mit den Indianern geschickte Kleinigkeiten, dann kehrte er nach Frankreich zurück. Ludwig XIV. unterstützte ihn von neuem, und er kehrte mit einer Anzahl freywilliger Emigranten und verwiesener Verbrecher in jene Gegenden zurück.

Er fand seine Colonie am Mississippi in der traurigsten Lage; Einige waren unter den Händen der Wilden, andere durch die Hitze des Klima, noch andere durch den Biß giftiger Insekten umgekommen. Die Uebrigen hatten sich Hütten gebaut, und diese gegen die Angriffe ihrer Feinde zu verwahren gesucht. Seine Rückkehr belebte ihren Muth und ihre Hoffnung; er handelte mit den benachbarten Völkerschaften, machte ihnen Geschenke, und erhielt das Verspechen, daß er nicht in seinen Planen gestört werden sollte. Er nannte nun seine Niederlassung Neu-Orleans. Allein sein frühzeitiger Tod machte seinen Bemühungen nur zu schnell ein Ende; und nun versank die ganze Colonie wieder in Noth und Elend, bis im Jahr 1712 Herr de Crozat von Ludwig XIV. die Ueberlassung von Louisiana erhielt. Sie faßte die beyden Ufer des Mississippi in seinem ganzen Laufe, einen Theil des

Ohio bis nach Miami in sich, und erstreckte sich bis an den See Erié, welcher die Grenze von Canada ausmachte.

Während der wenigen Jahre, da Herr von Crozat sich im Besitz von Louisiana befand, zog er mehrere Ackerleute und eine Menge Abentheurer und Banditen dahin, welche nun, durch das Bedürfniß gezwungen, Reiß zu bauen anfingen, der in dem sumpfigen Boden ausnehmend gedieh. Keines von allen Ländern der neuen Welt ist aber so langsam bevölkert worden als Neu-Orleans, weil seine Lage gar nicht vortheilhaft für eine Ansiedlung ist.

Heut zu Tage faßt die Stadt Neu-Orleans ohngefähr zwölf tausend Einwohner, Freye und Sklaven zusammen, in sich. Ein Viertel der weissen Einwohner sind Spanier. Indessen leben sie fast ganz mit den Schwarzen in Gemeinschaft, diesen völlig gleich an Unreinlichkeit, Armuth und Trägheit.

Neu-Orleans ist der Aufenthalt der obersten Autoritäten von Louisiana, welche ausschließend in dem Gouverneur und Intendanten vereinigt sind, auch ist ein Bischoff daselbst, der in geistlichen Angelegenheiten Regent der Colonie ist.

Die Stadt selbst ist äußerst unreinlich, und darum im höchsten Grade ungesund, daher denn auch das gelbe Fieber jährlich eine unglaubliche Menge daselbst hinrafft.

Die Kreolen in Louisiana haben unter einer fremden Regierung weder die Liebe zu ihrem Vaterlande, noch ihre Neigungen und Gewohnheiten abgelegt. Mehr als in Europa überlassen sie sich allen Arten von Ausschweifungen. Frauenzimmer, Tafel und Spiele füllen ihre ganze Zeit aus. Das letzte scheint indessen

die Hauptsache bey ihnen zu seyn. Sie bringen ganze Nächte damit zu, und verschleudern den reichen Ertrag ihrer Pflanzungen *).

Wie in allen andern Colonien ist ihre Neigung zum weiblichen Geschlechte vornehmlich auf die nichtweissen gerichtet, welche sie den ganzen Weissen sehr vorziehen, weil sie gegen diese sich weniger Zwang anzuthun nöthig haben. Der größte Theil lebt auch lieber im Concubinate, als in der Ehe. Sie sind im Ganzen human, gesellig und gastfrey.

Die Kreolinnen haben meistens eine ausnehmend frische Hautfarbe, welche sehr absticht gegen die Ungesundheit des Landstriches, den sie bewohnen. Sie sitzen viel, leben in großer Indolenz, ohne Gesellschaft und große Zerstreuungen. Indessen lieben sie den Tanz leidenschaftlich und genießen dieses Vergnügen fast bey jeder Gelegenheit. Die jungen Männer, welche sich nicht viel Mühe geben, ihnen zu gefallen, finden in ihrer Gesellschaft lange Weile, und gehen lieber auf die Jagd. Auch den Militairdienst lieben sie nicht wenig, und sie werden daher unter den spanischen Regimentern häufig angestellt, weil sie zugleich gar nicht auf einen dadurch zu erreichenden Vortheil sehen.

---

*) Unter diesem Nahmen begreift man jede Art von Eigenthum und Besitzung.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Handels-Uebersicht und Einkünfte von Louisiana.

Ehedem und vor dem amerikanischen Freyheits-Kriege, wurde Louisiana mit den zu seinen Bedürfnissen nothwendigen Produkten, welche es nicht selbst erzeugt, von Frankreich versorgt; allein jetzt sind die Staaten von Amerika im Besitz dieses Handels, wie in dem Kapitel über Kentucky bereits umständlicher berichtet worden ist.

Man kann den Aufwand und die Einkünfte des Landes auf folgende Weise berechnen, ob es mir gleich unmöglich gewesen ist, anders als durch die Zollregister davon unterrichtet zu werden, auch habe ich die Summen mit in Betracht gezogen, um welche der Staat jährlich vielleicht betrogen wird.

Im Jahre 1801 wurde aus Louisiana ausgeführt, 30,000 Zentner Baumwolle, welche, zu 120 Liv. den Zentner gerechnet, ausmachen = 3,600,000 Liv.

Roher Zucker 84,000 Zentner, welche, im mittlern Preiße zu 27 Liv. 10 Sous, machen = =	2,490,000 Liv.
Indigo, 3,371 Zentner, welche zu 600 Liv. den Zentner, machen =	2,022,600 —
Taback, 7,800 Zentner, welche zu 40 Liv. den Zentner, machen =	312,000 —
Reh=Häute, 3,000 Zentner, welche, zu 200 Liv. den Zentner, machen = = = = =	600,000 —
Biber, 18 Zentner, welche, zu 500 Liv. den Zentner, machen = = = = = =	90,000 —
Rohes Bley, 4,000 Zentner, zu 30 Liv. den Zentner = =	120,000 —
Bley in Platten, 450 Zentner, zu 75 Liv. den Zentner =	33,750 —
Bretter nach der Havanna =	256,000 —
Kisten zum Zucker, eben dahin =	194,600 —
Maulesel, Pferde, Ochsen, Kühe dahin . = = =	600,000 —
Bauholz dahin = = =	96,000 —
Betrag aller beym Zolle zu Neu=Orleans geschehenen Angaben im Jahre 1801. = =	10,414,950 Liv.

Man kann zu dieser Summe drey Fünftel wenigstens hinzufügen, um diejenigen Summen auszugleichen, welche nicht angegeben worden sind, und man erhält =	6,244,970 —
Hauptsumme	16,659,920 —
Die eingeführten Waaren, welche beym Zolle im Laufe des nehmlichen Jahres angegeben worden, haben sich belaufen auf =	5,478,598 —
Hauptsumme	22,138,518 —
Allein da der Contreband bey diesem Theile noch ansehnlicher ist, als bey den Produkten der Colonie, so kann man unbedenklich die Summe verdoppeln, nehmlich =	5,478,598 —
Die Hauptsumme aller zu erhebenden Gebühren wird man also berechnen müssen auf = = =	27,617,116 —
Und das giebt denn im Verhältniß von sechs vom Hundert	1,706,171 Liv. 3 S.

Der Aufwand aber, so wie er von der Regierung festgesetzt ist, besteht aus folgenden:

Administrationskosten	=	290,000 Liv.
Sold für die Truppen	=	1,095,000 —
Gerechtigkeitspflege =	=	160,000 —
Gottesdienst = =	=	126,000 —

Unterhaltung der Forts =	96,000 —
Artillerie = = =	116,000 —
Geschenke an die Wilden =	440,000 —
Unvermuthete Ausgaben =	100,000 —
Zoll = = = =	240,000 —
Marine = = = =	178,000 —
Generalbetrag des Aufwands	2,841,000 —

Alle Summen, von welchen wirklich Abgaben entrichtet werden müssen, belaufen sich einerseits auf =	10,414,940 —
andererseits auf = = =	5,478,598 —
Zusammen	15,893,548 —

Daraus ergiebt sich denn, daß der König von Spanien aus dieser Colonie nicht mehr zog als =	953,432 — 12 S.
Und daß er jährlich dahin schicken mußte = = =	1,887,567 — 8 —

Indessen ist dieses Mißverhältniß wohl einzig und allein in der Schwäche und Unklugheit der spanischen Regierung zu finden.

Der Exportationshandel von Louisiana wurde vor ohngefähr funfzehn Jahren mit dreyßig Schiffen von mittlerer Größe bestritten; allein seit dem Anbau der Baumwolle und des Indigo ist er dermaßen gestiegen, daß er gegenwärtig wohl mehr als zwey hundert Schiffe erfordert.

Der Contreband = Handel mit Mexico ist gleichfalls von sehr großen Vortheilen für Neu = Orleans. Die europöischen Waaren, welche fast in allen Theilen dieses reichen Landes ausnehmend theuer be=

zahlt werden, veranlassen eine Menge Spekulanten, die augenscheinlichsten Lebensgefahren nicht zu scheuen, um einen großen Gewinn zu erhaschen.

Wenn die Pacotilleurs den rothen Fluß bis Nachitoche hinaufgefahren sind, so lassen sie ihre Waaren auf Pferden mehr als sechs hundert Meilen weit tragen. Sie bringen dafür aus Mexiko Piaster und Gold- oder Silberstangen, womit sie Pferde oder Maulesel beladen, welche dort sehr wohlfeil sind. Für ein Stück Nankin oder eine Elle seidenen Zeuges kann man sich oft drey unter einer großen Heerde auslesen. Die Maulesel und Pferde daher sind zwar klein, aber stark und kraftvoll. Die schönsten werden nach der Havanna gebracht, wo sie von sechs hundert bis auf tausend Franken das Stück verkauft werden.

Fünf

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Sklaverey. Freye Neger. Mulatten.

Die Sklaverey herrscht im ganzen Umkreise der beyden Louisianen. In mittägigen Gegenden scheint sie fast nothwendig zu seyn, denn nur die Neger können die beschwerlichen Arbeiten des Landbaues in diesem heißen Klima aushalten. Kein Weisser ist es im Stande, wenn er auch noch so sehr geschont wird. Allein freylich muß die Regierung darauf bedacht seyn, auf alle Art den Mißbrauch des Eigenthumsrechts über diese Menschenklasse zu verhüten.

Im untern Louisiana werden die Neger äußerst schlecht genährt. Jeder erhält monatlich etwas über ein Fäßchen Mais in Aehren, welches nicht mehr als ein Drittel-Fäßchen in Körnern *) ausmacht; auch nehmen noch viele Eigenthümer etwas für ihre eigene Nation davon weg. Was sie überdies noch zu ihrer

*) Ohngefähr 60 Pfund.

Perrin du Lac Reise.

Nahrung, so wie zu ihrer Kleidung brauchen, müssen sie sich durch ihre Sonntägigen Arbeiten zu verdienen suchen. Thun sie das nicht, so kommen sie in Gefahr, während der strengen Jahreszeit ganz nackend zu gehen. Den ganzen Sommer über sind die Neger ganz unbekleidet. Blos ihre Schaamtheile werden durch ein Stück Zeug verhüllt, welches im ganzen von den Franzosen bewohnten Nordamerika den Nahmen Braguet erhalten hat. Im Winter tragen sie gewöhnlich ein Hemde und eine Bekleidung von Wolle, in Form eines Redingotes. Die Kinder bleiben oft ganz nackend bis zum achten Jahre, wo sie anfangen, einige Dienste zu leisten.

Alles was die Menschlichkeit und selbst der Eigennutz gegen eine solche Behandlung sagen kann, brauchen wir hier nicht weitläuftig auszuführen, da es bereits von vielen andern Schriftstellern geschehen ist.

Die Neger sind von Natur spitzbübisch, träge, listig und grausam. Daß sie geschworene Feinde der Weissen sind, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Der Sklav muß seinen Herrn hassen. Allein schwerer zu erklären ist der Abscheu und die Wildheit der freyen Neger gegen die Sklaven von ihrer Raçe. Diese behandeln sie mit einer Barbarey, der nichts gleich kommt. Sie nähren sie noch weit schlechter, als die Weissen thun, und überladen sie mit Arbeit. Glücklicherweise läßt sie ihr Hang zum Müssiggange und zur Trunkenheit in einem Zustande der Mittelmäßigkeit verharren, aus dem sie sich selten emporheben.

Wenn gleich die freyen Neger selten ihren Haß gegen die Weissen ganz ablegen, so sind sie doch lange nicht so gefährlich wie die Mulatten. Diese Menschen, welche die Laster beyder Gattungen in sich zu vereinigen

scheinen, sind boshaft, rachsüchtig, verrätherisch, und hassen die Schwarzen eben so sehr, als sie die Weissen verabscheuen. Bis zur Barbarey gegen die ersten grausam, ergreifen sie leicht jede Gelegenheit, ihren Arm gegen die letztern zu erheben. Früchte der Ausschweifungen ihrer Väter, von denen sie fast sämmtlich die Freyheit und eine gute Erziehung erhalten, sind sie doch nichts weniger als dankbar dafür. Sie wollten gern wie gesetzliche Kinder behandelt werden; und der Unterschied, den man zwischen jenen und ihnen macht, läßt sie die Urheber ihres Lebens ordentlich verabscheuen. Auf St. Domingo hat man bey den allgemeinen Mordscenen nicht wenig bemerkt, welche ihre Eltern selbst umgebracht haben. Die gewissenhaftesten trugen dies Geschäft einander wechselseitig auf. „Tödte du meinen Vater," sagten sie, „ich will deinen umbringen." —

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Betragen, welches man gegen die Wilden zu beobachten hat, deren Freundschaft man sucht.

Die spanische Regierung hat von jeher Alles durch Geld und Geschenke zu bewirken gesucht, daher hat sie auch den Frieden mit den Wilden auf diese Art erhalten.

Unter allen europäischen Völkern weiß keines so gut sich die Freundschaft der benachbarten Nationen Louisiana's zu erwerben, als das Französische. Sie vergessen es den Franzosen nicht, daß sie die ersten waren, von denen sie Feuergewehr und Messer erhielten, und daß die Franzosen immer durch Tapferkeit sich auszeichneten, welche sie unter allen menschlichen Vollkommenheiten am höchsten achten.

Um von den Wilden etwas zu erhalten, muß man gut, aber streng in der Verwaltung der Gerechtigkeit seyn, und die Weissen, welche sich Ungerechtigkeiten gegen sie erlauben, sehr streng bestrafen.

Unter den Völkern, deren Freundschaft für die Besitzer von Louisiana am bedentendsten, ist, sind die Sioux der Wiesen, die vornehmsten:

1) Weil sie die zahlreichsten, tapfersten und wildesten des Nordens sind.

2) Weit sie als die besten Jäger dem Handel den meisten Vortheil gewähren.

3) Weil sie, Herren des linken Ufers des Missouri und des rechten des Mississippi, alle Gemeinschaft mit den an dem obern Theil beyder Flüsse wohnenden Nationen unterbrechen können.

Nach den Sioux sind vielleicht die Osagen die barbarischesten aller von den Europäern besuchten wilden Völker; indessen lassen sich auch diese wohl im Zaum halten. Man muß nur keine Nachsicht mit einem Vergehen der Wilden haben, sondern es sogleich streng bestrafen, weil sie Nachsicht nicht von Schwäche unterscheiden, und jedes unbestrafte Vergehen sie immer zu neuen anreizt.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Vortheile des Bodens von Louisiana für Frankreich und diejenigen, welche es seiner Marine bringen kann.

Durch den Traktat von 1796 zwischen Spanien und den vereinigten Staaten erhielt Lousiana neue Grenzen. Ehedem umfaßten sie beyde Ufer des Mississippi bis zum Ohio; allein nun wurden sie auf das linke Ufer dieses schönen Flusses über den zwey und dreyßigsten Grad bestimmt, und Spanien blieb nur im Besitz seines Laufs von diesem Orte an, bis zu seiner Mündung.

Von dem dreyßigsten Grade der Breite an, genießt Lousiana, grenzenlos gegen Norden und Westen, aller Vorzüge der europäischen Klimate, und bringt alle Erzeugnisse desselben hervor. Fast in seinem ganzen Umfange ist die Luft rein, der Boden fruchtbar, und mit vielen Erzen versehen. Er ist so schön von Flüssen durchschnitten, daß man überall dadurch eine leichte Verbindung der Einwohner unterhalten kann. Zucker, Baumwolle, Indigo, Reiß, Tabak, wachsen in dem mittägigen Theile, indeß in den mehr gemäßigten Klimaten der Reichthum des Bodens von dem Menschen nichts weiter verlangt, als nur seinen Schoos

zu öffnen, um die reichsten Erndten, Roggen, Mais, Gerste, Hafer und dergleichen, zu geben. Die herrlichen Wiesen endlich, welche einige Stellen der Flüsse begränzen, erwarten nur die weidenden Heerden, indeß die vortrefflichsten Früchte ohne Kultur daselbst wachsen, und dem Fleißigen, der sich mit der Pflege derselben noch beschäftigen wollte, einen außerordentlichen Vortheil gewähren müssen.

Für die Marine eines Landes ist diese Gegend besonders wegen des trefflichen hier wachsenden Schiffbauholzes von Bedeutung. Die Zeder, die Cypresse, die Akazie, der Nußbaum, verschiedene Gattungen der Eiche, genug, fast alle zu Masten und zum Rumpfe eines guten Schiffes nöthigen Holzarten, gedeihen hier. Auch der hier wachsende Hanf ist von ausgezeichneter Güte, und weit besser, als der aus dem Norden von Europa. Hierzu kommen nun noch die Bleygruben, welche sich an mehrern Orten nicht tief unter der Erdoberfläche befinden, die Leichtigkeit Potasche und Salpeter zu bereiten, ferner Eisengruben, selbst Kupfer und Silber in nicht geringer Menge. Das Alles macht den Besitz dieses Landes äußerst vortheilhaft und wichtig.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Handelsvortheile. Handel mit Pelzwerk. Mittel, in den See Owinipike zu gelangen.

Der erste Vortheil einer Kolonie in Ansehung der Handelsverhältnisse liegt in der Kolonie selbst; je blühender und bevölkerter sie ist, desto größer ist der Vortheil für das Mutterland. Allein, wenn sie außer ihrer innern Consumtion diesem noch den wichtigsten Waarenabsatz verspricht, wenn die Gegenstände, der sie für die einzuführenden Waaren anzubieten hat, für seine Manufakturen von der größten Wichtigkeit sind, so muß diese Kolonie noch weit bedeutender werden.

Ganz mit Ackerbau beschäftigt, fabriziren die Bewohner des Westen der Vereinigten Staaten weder Kleidungsstoffe noch Hausgeräthe. Neu = Orleans kann recht gut eine Niederlage für solche von Europa aus dahingeschaffte Waaren werden. Auch Kaffee, Zucker, Spецereyen und andere ostindische Waaren werden immer zu theuern Preisen daselbst abgesetzt werden können.

In Ansehung des Handels mit Pelzwerk kann Louisiana leicht die Stelle von Canada vertreten. Auf den alleräußersten nördlichen Seen könnten wir leicht hundert vom Hundert gewinnen.

Ohne uns bey den Wilden aufzuhalten, welche die Ufer des obern Sees bewohnen, in Rücksicht deren wir dieselben Vortheile behalten, wie auf dem Mississippi; weil man in denselben vermittelst eines einzigen Ausladens durch den kleinen rothen Fluß gelangen kann, dessen Mündung in denselben geht; so wollen wir uns lieber an den See Owinipike und in die nordwestlichen Gegenden versetzen.

Zwischen dem Missouri und der Gebirgskette, welche auf dem südlichen Ufer des großen rothen Flusses sich befindet, der sich in den See Owinipike ergießt, lebt noch ein Theil der Nation der Christinous an der Zahl 500 Krieger fassend. Diese Menschen, welche keine andere Neigung als zum Kriege haben, kennen kaum die Feuerwaffen und die mörderischen Wirkungen derselben. Sie kaufen oft aus bloßer Neugier die allerschlechtesten Dinge. Diese Nation ist zwischen den 50. und 55. Grade nördlicher Breite, und 120. westlicher Länge des Londner Meridians verbreitet.

Zwischen dem Missouri und dem rothen Flusse, allein weit mehr westlich, ist der Fluß der Ossenibois, der sein Wasser aus dem See Placotte zu bekommen scheint, und sich in den Fluß Catepole ergießt, der selbst unweit des Sees Owinipiki in den rothen Fluß geht. Die Völker, welche seine Ufer bewohnen, bekannt unter dem Nahmen Osseniboines, liegen zwischen dem 48. und 52. Grade nörd. Breite, und dem 115. der Länge. Sie sind sehr friedlich und zählen ohngefähr 5 bis 600 Krieger.

Mehr nach Westen zu, am Fuße des Gebirges Orignal, welches die Gewässer des Missouri von denen des Flusses Catepoi trennt, sind die Chivitoans, 2000 an der Zahl. Diese kriegerische Nation scheint immer beschäftigt zu seyn, eine andere Völkerschaft, welche die Nation der Schlange heißt, zurückzutreiben. Die Engländer sind trotz aller Schwierigkeiten wegen der steilen Gebirge zu ihnen gedrungen, und haben mit ihnen gehandelt, und auf dem Missouri gelangt man in zwey Tagen in das Dorf der Chivitoans.

Wenden wir uns mehr gegen Norden und gegen die Gebirgsreihe, welche die Seen von dem stillen Meere zu trennen scheint, so werden wir unter dem 50. Grade der Breite die Nation der Piègans finden, welche aus 1000 Kriegern besteht. Unter derselben Breite nur etwas westlicher, befinden sich die Sasacs, 400 an der Zahl; die Schwarzfüße, 1500, unter dem 52sten und unter dem 54sten die Biber-Nation, ohngefähr 600 an der Zahl.

Alle diese Völker können mit leichten Mitteln ihr Pelzwerk auf den See Owinipike schaffen. Die meisten dieser Nationen betrachten die Weissen als Wesen, welche der große Geist besonders begünstigt. Ganz dicht an dem See Owinipike, unter dem 57. Grade der Breite und dem 110. der Länge, sind die Schipiwans, und die Makigos, welche gleichfalls 800 Krieger zählen.

Wenn gleich bis jetzt noch Niemand bis zu den Quellen des Missisippi gekommen ist, so ist es doch eine allgemein angenommene Meinung unter den Reisenden, daß er aus einigen der Landseeen entspringt, womit die nordwestliche Gegend bedeckt ist. Ist dem wirklich so, welches die Regierung bald untersuchen lassen kann, so verschwinden gleich alle Schwierigkeiten.

Der Missouri öffnet aber auch einen leichten Weg in den See Owinipike, vermittelst eines andern Flusses Pabinac, der in den obern Theil des großen rothen Flusses fällt, welcher selbst unmittelbar mit dem See Owinipike in Verbindung steht.

Alle Nationen, deren ich gedacht habe, bilden eine Masse von mehr als zwölf tausend Kriegern, von denen die Engländer alljährlich das herrlichste Pelzwerk erhalten, und diesen Vortheil können wir gleichfalls und noch weit leichter als jene erreichen.

Dies über die Handelsvortheile, welche der Besitz von Louisiana Frankreich gewähren könnte.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Abreise von Neu-Orleans. Fort Plaquemine, erbaut von Herrn von Carondelet. Fort Bourbon; la Balise, Pilote Major. Ausschließendes Privilegium.

Nach einem Aufenthalte von mehr als zwey Monaten, während dessen man immer von der bevorstehenden Ankunft der Franzosen sprach, reiste ich wieder ab. —

Den 29. Dezember verließ ich Neu-Orleans; das nach Bourdeaux bestimmte Schiff, welches mich aufnahm, hatte spanische Flagge und hieß la Mexicane, ich hätte aber bald, seiner schlechten Beschaffenheit halber, damit verunglücken können.

Sechzig Meilen unterhalb Neu-Orleans befindet sich das Fort Plaquemine, erbaut unter der Leitung und dem Gouvernement des Herrn Baron von Carondelet. Dieser Mann hat der Kolonie überhaupt die trefflichsten Dienste geleistet, und mit unermüdetem Eifer jede Arbeit unternommen und ausgeführt, wodurch den Einwohnern ein Vortheil erwachsen konnte.

Auch hat der aufgeklärte Mann sich standhaft der Einführung der Inquisition widersetzt, welche der Bischoff vorgeschlagen hatte.

Das Fort Plaquemine ist von Ziegeln erbaut, und zeigt eine Batterie von zwölf großen Kanonen, auf jeder der dem Flusse zugekehrten Seiten. Das Fort Bourbon auf dem andern Ufer hat eine Batterie, die sich mit der von Plaquemine kreuzt.

Von diesem Orte bis nach la Balise, dem letzten spanischen Posten auf dem Mississippi, ist das Land gänzlich unbewohnt, und der Boden so niedrig, daß nie an eine Niederlassung daselbst zu denken ist.

Zu la Balise wohnt auch der Oberpilote oder Pilotemajor, der einzige, der das Recht hat, alle von Neu-Orleans kommende oder dahin gehende Schiffe zu führen, sie mögen gehören welcher Nation sie wollen. Ein Privilegium, welches eigentlich den Reisenden äußerst nachtheilig ist, indem die Piloten, welche gar keine Concurrenz zu fürchten haben, ihre Pflicht nur äußerst mittelmäßig und nachläßig erfüllen. Daher denn auch zum Theil die große Menge von Unglücksfällen in diesen Meeresgegenden.

Etwas Anderes sehr Unbequemes ist, daß der König von Spanien, der allen Vortheil der Pilotage genießt, kein Fahrzeug unterhält, um denenjenigen zu Hülfe zu kommen, welche ein Unglück betroffen hat. Wer Schiffbruch leidet, verliert fast immer seine ganze Ladung, da doch oft ein Boot hinreichend seyn würde, den ersten zu verhüten und gestrandete Schiffe wieder flott zu machen.

Dasjenige, worauf man, wenn man in diesen Meergegenden schifft, vorzüglich aufmerksam seyn muß, ist der Strich des Windes, womit man das Fahrwasser passiren muß. Die Piloten haben mich versichert, daß der Mangel an dieser Kenntniß die meisten Unglücksfälle erzeuge.

Der König von Spanien unterhält zu Balise zwanzig Mann Garnison, welche vorzüglich zum Dienste des Zollamtes bestimmt sind, indem ein Zollbedienter alle ein- und ausgehende Fahrzeuge untersuchen muß. Es sind auch vier und zwanzig Mann daselbst unter den Befehlen des Oberpiloten, welche auf militärischen Fuß unterhalten werden.

Anhang.

Louisina in politischer Hinsicht betrachtet.

Es ist schwer zu begreifen, wie Spanien im Besitz der beyden Ufer des Mississippi von der Mündung des Ohio an sich hat entschließen können, das eine an die vereinigten Staaten abzutreten, ohne dazu durch die Nothwendigkeit gezwungen zu seyn, der einzige Beweggrund, welcher die Aufopferung eines so bedeutenden Vortheils entschuldigen könnte.

Vergebens würde man die Unmöglichkeit anführen, ein Gebiet von solchem Umfang beschützen zu können; denn wenn dieser Grund hinreichend wäre, so hätte es ganz Louisiana, so wie noch einen großen Theil seiner andern Besitzungen in Amerika, welche ganz ohne Vertheidigungsmittel sind, und nur die Schwäche der sie umgebenden Völker zum Bollwerk haben, gleichfalls abtreten müssen.

Jedermann weiß, daß die Invasion eines Landes Feindseligkeiten nach sich zieht, denen die Vereinigten Staaten sich nicht aussetzen konnten und durften,

in einem Augenblicke, wo die spanische Regierung in Hinsicht auf sie mit jener unpolitischen Freygebigkeit sich benommen hat. Sie hätten freylich anführen können, daß, da sie Herren der obern Gewässer wären, es ihnen schon deshalb zukomme, den Vortheil von ihrem Laufe im ganzen Umfange zu haben; daß ihre westlichen Provinzen nicht anders als durch die Gemeinschaft derselben mit dem Golf von Mexiko durch den Mississippi bestehen könnten: allein führt denn der Vortheil von dem Laufe eines Stroms nothwendig den Besitz des einen Ufers desselben mit sich? Und wenn dem wirklich so war, warum verlangten sie ihn nicht bis zur Mündung des Flusses? Und wenn Spanien es ihnen nicht schuldig war, warum hat es ihnen denselben bis unterhalb von Natchez zugestanden? Ich gebe zu, daß Spanien vor der Abtretung an die Vereinigten Staaten ihnen nicht nur Schutz und Sicherheit auf dem Mississippi schuldig war, sondern auch Niederlagen zahlreich genug, damit sie ihren Handel mit unbeschränkter Sicherheit betreiben konnten. Allein diese Niederlagen, weit entfernt ihm zu schaden, hätten vielmehr sein Eigenthum befestigen müssen, und je mehr der Handel der westlichen Provinzen sich ausgebreitet hätte, je mehr wäre es der Vortheil der Vereinigten Staaten gewesen, eine Macht zu schonen, von welcher allein ihr ganzes Glück abhing.

Die spanische Regierung konnte für die freywillige Abtretung des linken Ufers des Mississippi bis zum zwey und dreyßigsten Grade nur durch die Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit seiner Nachbarn entschädigt werden; allein was ist denn die Dankbarkeit einer Nation gegen die andere? Auf das Interesse und die Macht seiner Nachbarn muß ein Staat seine Unternehmungen berech-

rechnen, sonst verfehlt er seine Zwecke und wird für schwach oder kleinmüthig gehalten.

Nach diesen Grundsätzen urtheilen die Amerikaner in Rücksicht auf Frankreich, dem sie ihre Freyheit verdanken, und auf Spanien, dessen Wohlthaten sie vergessen haben, um nur die Abhängigkeit zu sehen, in der es sie dadurch gelassen, daß es sie nicht in den vollständigen Besitz des linken Ufers des Missisippi bis zu seiner Mündung gesetzt hat.

Dadurch, daß sie das politische System einiger europäischen Völker ihrem Interesse angepaßt haben, reklamiren sie die sogenannten Naturgrenzen, um sich Mittel zu verschaffen, sie recht schnell zu überschreiten; dies erst aufblühende Volk fängt an seine Kräfte in der neuen Welt zu fühlen, und nur eine furchtbare Macht kann es im Mittage, wie die Engländer auf der Nordseite, in Respekt erhalten.

Schwach in Europa, ohne Kraft und Achtung in Amerika, ist dies Spanien gar nicht im Stande. Es bedarf eines weit mächtigern Arms, um die Schlüssel einer Barriere zu behaupten, wovon das Verschlingen dieses ganzen Theils des Continents, und folglich auch die Befreyung der Kolonien abhängt, sobald sie Nachbarn neben sich fühlen werden, mächtig genug, sie zu beschützen, und thätig genug, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Umsonst würde man sagen, die Amerikaner seyen keine kriegerische Nation. Ganz dem Ackerbaue oder dem Handel ergeben, dächten sie gar nicht auf Vergrößerung, und schon die Form ihrer Regierung hindere jeden Eroberungsplan; auch erfordere es ja ihr eigener Vortheil, daß sie mit den europäischen Mächten in der vollkommsten Eintracht leben.

Darauf aber antworte ich: sie sind nicht kriegerisch, weil sie noch keine überflüssigen Arme haben, und wenn das System ihrer Regierung auch für den Augenblick jeder Vergrößerung entgegen gesetzt ist, so darf man doch nicht darauf für die Zukunft rechnen. Ueberdies ist auch diese Regierung noch lange nicht fest genug gegründet, und es könnte leicht durch Revolutionen eine neue entstehen, welche nicht gerade jene friedliche Gesinnung annehmen dürfte.

Eine andere für Frankreich nicht minder wichtige Rücksicht ist die Nothwendigkeit einer grossen Kolonie, auf welche es den Ueberschuß seiner Bevölkerung verpflanzen kann. Alle gutregierte Völker, bey denen Handel und Künste blühen, erhalten bald eine so übergroße Bevölkerung, daß diese, weil sie auf dem ersten Grund und Boden sich nicht mehr erhalten kann, nothwendig anderswo eine angenehmere Existenz für sich suchen muß. Die Römer hatten zahlreiche Kolonien, die Griechen in den Zeiten ihrer Blüthe zählten deren mehrere; die allzuzahlreichen Völker des Nordens verschlangen die mittägigen Länder, und in weniger entfernten Zeiten haben wir gesehen, daß alle große Mächte Europa's, mit einem unruhigen und ehrsüchtigen Menschenhaufen unermeßliche, bisher öde und wüste Länder bedeckt haben, ohne daß ihre Bevölkerung auffallend dadurch geschwächt worden wäre.

So hat Holland seine Industrie in die beyden Indien gebracht, wo es treffliche Kolonien besitzt, und England, einer der am wenigsten bevölkerten Staaten Europens, hat neue Reiche gegründet und zählt auf dem einen und dem andern Continente mehr Unterthanen als in seinem eigenen Schooße. Frankreich allein ist jetzt noch dieses Vortheils beraubt; freylich ist hier

die Klasse der Landbebauer an den Boden sehr gefesselt worauf sie gebohren wurden; allein bey einer so großen Bevölkerung müssen immer auch Abentheuer sich finden, denen doch eine Zuflucht für ihr Bedürfniß muß angewiesen werden können.

Kein Theil der neuen Welt aber scheint zu diesem Zwecke tauglicher als Louisiana, wo keine Art der Industrie durchaus nicht fehlschlagen kann. Zwischen einem Ackerbauenden und Handeltreibenden, und einem reichen trägen Volke mitten inne gelegen, könnte der Franzose dann seinem Erfindungsgeiste freyen Spielraum lassen. Er würde von dem einen ziehen, was er für das andere brauchte, und seine Thätigkeit würde leicht die fehlenden Hülfsquellen ersetzen. St. Domingo ist lange Zeit Zeuge gewesen von dem, was er vermag. Louisiana aber steht jener Kolonie nicht im Geringsten nach.

Eine dritte und die letzte Betrachtung gründet sich auf die Natur des Menschen und des Landes selbst. Man kann nicht mehr zweifeln, daß das neue Continent nicht dereinst von dem alten ganz unabhängig werden sollte. Seine Länder sind zu schön, sein Boden zu ergiebig, sein Klima zu wohlthätig, als daß es nicht zahlreiche Einwohner anziehen sollte, welche wohl das Joch zerbrechen werden, welches nur Schwäche tragen kann. Frankreich wird freylich durch die Besitznehmung von Louisiana diese nothwendige Folge der Zeitbegebenheiten nicht hindern, aber wohl aufhalten können, wenn, wie es nicht zweifeln steht, seine Regierung sich dort Liebe und Achtung zu erwerben weiß.

Gründe, welche den Verkauf von Louisiana haben veranlassen können.

Aller Vorheile ohngeachtet, welche der Besitz von Louisiana Frankreich zu versprechen schien, hat die Regierung es für nöthig und nützlich gehalten, dieses Land den Vereinigten Staaten als Bezahlung einer heiligen Schuld abzutreten, welche es gegen sie im Laufe des letzten Krieges auf sich geladen hatte.

Nachdem ich mir jede Bemerkung über die letzte Abtretung an Spanien untersagt habe, dürfte es seltsam scheinen, daß ich jetzt die Gründe dieser zweyten Abtretung aufsuche; allein die Umstände sind durchaus nicht die nehmlichen.

Im Jahre 1764 kannte die Regierung selbst die Vortheile nicht, welche ihr diese Kolonie gewährte, und Frankreich betrachtete sie nur als einen Ort, wohin es seine Verbrecher senden könnte; in unsern Tagen aber sind ihm über dieses neue und treffliche Eigenthum die Augen aufgegangen. Alles, was eine Verbesserung seiner Vermögensumstände durch Spekulationen des Handels und der Industrie suchte, warf seine Blicke auf dieses Land der Verheissung. Wenn ich dem

Publikum den ganzen Umfang seines Verlustes gezeigt habe, bin ich ihm nun auch Rechenschaft von den Gründen schuldig, welche die Regierung veranlassen konnten, diese schöne Kolonie aufzugeben, wenigstens von denenjenigen, welche jedermann beurtheilen und würdigen darf.

Friedlich und wohlthätig in seinen Planen hatte der Chef der französischen Regierung mit Wohlgefallen ein neues und reiches Land betrachtet, wo er den Ehr- und Habsüchtigen Befriedigung ihrer Neigungen versprechen durfte. Er sprach mit Enthusiasmus von dem schönen Lande, welches seine weitschauende Klugheit uns wiedergegeben hatte, so wie von der neuen Laufbahn, welche es dem Handel, dem Ackerbau und den Künsten eröffne. Er that alles Mögliche, um Menschen aus allen Ländern zu bewegen, sich dort anzusiedeln und ihren Hoffnungen die Gewährung zu sichern.

Der Krieg allein konnte diesen Enthusiasmus abkühlen und die großen Plane aufhalten, welche die französische Regierung mit Louisiana vorhatte. England, dem der Reichthum dieses Landes nicht unbekannt war, wußte auch, welche Hülfsquellen es Frankreich eröffnen würde; der Widerstand, den es gegen seine Besitznehmung äußerte, beweist, daß es alle Vortheile davon wohl kannte. Ja, man kann es als gewiß ansehen, daß einer der wichtigsten Gründe des englischen Ministeriums zur Brechung des Friedens die Abtretung von Louisiana gewesen ist. Es konnte sich nicht verhehlen, daß es eine Niederlage für die Verproviantirung der spanischen Kolonien und der Vereinigten Staaten werden, daß wir, im Einverständniß mit Spanien, unsern natürlichen Bundesgenossen

ihnen den Golf von Mexiko verschließen, daß die Havanna im Fall eines Krieges ein Platz werden würde, wo wir die schönsten Schiffe von der Welt erbauen könnten, und daß ein so gut gelegener Hafen seinem Handel äußerst gefährlich werden müßte.

Als die französische Regierung die Unmöglichkeit einsahe, einen Frieden zu erhalten, den sie wünschen mußte, und für den sie so viel aufgeopfert hatte, fühlte sie, daß Louisiana, dessen Besitznehmung ihr dann unmöglich wurde, ihr sehr zur Last fallen müßte, wenn sie es behielte, und schädlich, wenn es in den Händen Spaniens bliebe.

Die Engländer, welche es unvertheidigt wußten, konnten sich seiner leicht bemächtigen; in diesem Falle wurde es dann der Zufluchtsort für eine Menge ihrer Anhänger, welche sie noch in den Vereinigten Staaten sich erhalten haben. Und dann, welche Vortheile konnte es Frankreich während eines Krieges gewähren, der ewig dauern zu sollen schien, wenn er sich nicht mit der Vernichtung oder wenigstens vollkommenen Demüthigung seines Rivals endigte; denn gesetzt auch wir hätten ein Truppencorps gelandet, zahlreich genug, um es gegen eine Invasion zu schützen, wie durften wir hoffen, dieses mit Waffen und Kriegsmunition zu versehen, dergleichen es im Lande selbst nicht finden kann? wie sollten wir es bekleiden, ohne von den Engländern selbst zu kaufen? wie konnten wir die Bevölkerung dieser Kolonie vermehren, ohne welche sie uns doch von keinem wesentlichen Nutzen seyn konnte? und wie sollten wir sie endlich der Handelsvortheile theilhaftig machen, und des Absatzes ihrer Produkte, die ihre einzige Hülfsquelle sind? —

Einige sind der Meinung gewesen, Frankreich hätte bis zu Ende des Krieges, sie einstweilen im Depot der Spanier lassen können, welche sie dann vor wie nach regiert haben würden. Man fügte noch hinzu, daß die Neutralität dieser Macht uns für die Zukunft den friedlichen Besitz versichert haben würde. Allein wie durfte man lange auf die Achtung der spanischen Neutralität von Seiten Englands trauen? Konnte man glauben, daß es der Versuchung widerstehen würde, sich der ungeheuern Summen zu bemächtigen, welche diese Macht aus seinen Kolonieen zieht? Ueberdies war es für Louisiana selbst vortheilhaft, es nicht länger unter dem Joche dieser Macht zu lassen.

Leben des Amerikaners, George August Bowles.

Das Continent von Amerika hat, wenn es gleich schon seit vielen Jahren bevölkert ist, dennoch nur wenig Menschen hervorgebracht, deren Namen auf die Nachwelt überzugehen verdient hätten. Franklin und Washington sind vielleicht in dieser Hinsicht die einzigen.

Ich hoffe, der Leser wird es mir Dank wissen, wenn ich ihn mit einem Manne bekannt mache, der sich gewiß in der civilisirten Welt berühmt gemacht haben würde, der aber, durch die Umstände aus der Bahn getrieben, für die er eigentlich bestimmt zu seyn schien, darinnen eine ganz neue Art des Ruhmes gefunden hat. Obgleich noch am Leben, und von einer gewissen europäischen Macht als ein Räuber und Bandit betrachtet, verdient er nichts desto weniger durch die Originalität seines Charakters, den Umfang seiner Kenntnisse, welche er einzig nur aus seinem eigenen Geiste geschöpft hat, durch seine großen, weitreichenden Plane, die er zum Theil nur erst gefaßt,

zum Theil wirklich ausgeführt hat, die Aufmerksamkeit jedes unpartheyischen Mannes, dem es Freude macht, den Stempel des Geniees überall zu bemerken, wo die Natur ihn ausgeprägt hat.

George August Bowles ist geboren in Maryland, einer der Provinzen der vereinigten Staaten. Sein Vater, ein Engländer von Geburt, hatte ein ziemlich beträchtliches Vermögen zusammengebracht, und genoß der Achtung aller seiner Mitbürger, unter denen er einen ehrenvollen Platz einnahm.

Im Jahre 1775, als der Krieg zwischen England und den vereinigten Staaten ausbrach, ging der junge Bowles, der kaum erst aus dem Kindheitsalter getreten war, den Abentheuern des kriegerischen Lebens nach, wofür er recht eigentlich geschaffen zu seyn schien.

Es würde schwer seyn, den Grund anzugeben, warum er die Parthey der Engländer derjenigen vorzog, der ihn seine Geburt zu widmen schien, und er selbst würde sich jetzt schwerlich Rechenschaft davon zu geben wissen. Wahrscheinlich ist es, daß die Eleganz und gute Haltung der englischen Regimenter allein seine Wahl bestimmten.

Kaum dreyzehn bis vierzehn Jahr alt entfloh er aus dem väterlichen Hause, und ging als Freywilliger unter ein englisches Infanterieregiment, wo er ohne große Schwierigkeiten angenommen wurde. Nachdem er ein Jahr hier gedient hatte, wurde er unter die Royalisten von Maryland aufgenommen, welche der Oberste Jakob Chalmers befehligte, ein unter den Seinigen durch seine Talente, sein großes Vermögen und seine Vaterlandsliebe ausgezeichneter Mann.

Im Jahre 1777 schiffte er sich mit seinem Regimente, unter dem er nun Offizier geworden war, nach Jamaika ein, und kam mit ihm nach Pensacola in Florida, wo er wegen Insubordination und Mangel an Pünktlichkeit seines Postens beraubt wurde. Weit entfernt, sich dadurch sehr gekränkt zu fühlen, ertrug er sein Schicksal mit Gleichgültigkeit, ja mit Freude.

Erzogen auf der Grenze wilder Völkerschaften mitten in tiefen Waldungen, gewohnt, sich ohne Zwang allen seinen Neigungen zu überlassen, konnte der junge Bowles nicht begreifen, daß die militairische Zucht so imposant sey; er dachte, ein Herr bedürfe nur des Muthes und brauche sich keineswegs an eine Menge kleiner Dienste zu binden, welche ihm so bedeutungslos vorkamen.

Indessen, was sollte nun, ohne Mittel des Unterhalts, in einem fremden, an allen Hülfsquellen leeren Lande aus ihm werden? — Er war auf dem Punkte, wo die Verzweiflung sich seiner zu bemächtigen drohte, da erfuhr er, daß ein Theil der Creek-Nation, welche die Geschenke abgeholt hatte, die die englische Regierung ihr zu machen pflegte, eben im Begriff sey, in ihre Heimath zurück zu kehren. Stolz auf das unabhängige Leben, das er unter diesen Menschen zu führen hoffte, warf er seine bisher getragene Uniform mit Verachtung in's Meer, und trat zu der Parthey der Wilden über, welche ihn mit Vergnügen und Freundschaft aufnahm.

Nachdem er sich einige Monate bey seinen neuen Beschützern verweilt hatte, wollte er das Land wieder sehen, wo er eine solche Demüthigung erlitten hatte, die ihn zu dem Leben der Wilden veranlaßte; er

nahm daher von ihnen Urlaub, und reiste nach Pensacola.

Als er auf der andern Seite der Bay angekommen war, auf der dieser Platz erbaut ist, sahe er dicht am Ufer ein Faß schwimmen, dessen Boden eingeschlagen war. Ohne auf etwas anders zu achten, als seine Neigung zu allem Neuen und Ungewöhnlichen machte er sich aus einem Baumzweige einen Mast, ein Seegel aus seiner Bedeckung, beschwerte das Faß mit einigen Steinen, und durchschiffte in diesem neuen Fahrzeuge die Bay, indem er blos darauf bedacht war, dem Ufer nicht zu nahe zu kommen.

Hier war es, sagte er selbst oftmahls, wo er zuerst Lust zur Schiffarth bekam, und es sich zum Gesetz machte, in seinem Geiste Hülfsquellen für die bedenklichsten Lebensmomente aufzusuchen.

Nach einer Abwesenheit von einem Jahre kehrte er zu den Creeks zurück, und es schien, als wollte er sich für immer an sie anschließen. Er heirathete nehmlich die Tochter eines ihrer Anführer, und erwarb sich durch seinen Muth, seine Freygebigkeit und seine klugen Rathschläge, ihre volle Freundschaft.

Im Jahre 1779, als der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, zeichnete er sich durch seine Fassung und die Ueberlegenheit seines Genies aus. Noch immer ein treuer Freund der Engländer, ob er gleich von ihnen beleidigt war, veranlaßte er seine Waffenbrüder, Pensacola zu Hülfe zu eilen, welches eben von den Spaniern belagert wurde. An der Spitze des Haufens, den er gebildet hatte, drang er in die Stadt ein, wo er sich als der erfahrenste Krieger benahm. Der Angriff auf la Mobile bot ihm eine neue Gelegenheit dar, sich auszuzeichnen.

Der laute Beyfall des Heeres, den er sich daselbst bey verschiedenen Vorfällen zu verdienen wußte, vermochten den General Campell ihm eine Compagnie anzubieten, welche er auch annahm; allein kurz darauf wurde er derselben durch ein Kriegsgericht wieder beraubt, welches ihn beynahe zum Tode verurtheilt hätte, weil er einem seiner Obern an der Spitze der Armee gedroht hatte.

Des Dienstes der Europäer nun auf immer überdrüßig, warf er sich wieder seinen Freunden in die Arme, in deren Schooße er seine Kinder als ein Pfand seiner Liebe und Treue zurückgelassen hatte. Obgleich kaum erst neunzehn Jahr alt, hatte er ihnen doch schon eine Art von Verehrung eingeflößt, und sie liebten ihn dergestalt, daß er sogar den Zunamen des vielgeliebten Kriegers erhielt.

Er hielt sich nun ein ganzes Jahr unter ihnen auf, während dessen er nicht müßig blieb. Die guten Rathschläge, die er ihnen ertheilte, die neuen Vertheidigungs- und Angriffsmittel, worinnen er sie unterrichtete, mußten ihnen im Nothfall eine große Ueberlegenheit über ihre Feinde versichern.

Unfähig lange in Unthätigkeit zu bleiben, machte er eine Reise, um die Küsten von Florida zu besuchen. Nachdem er diese ihrer ganzen Länge nach durchstrichen hatte, schiffte er sich nach la Providence ein, wo er für seine Nation um Unterstützung an Waffen und Kriegsmunition aller Art bat. Nachdem er diese erhalten hatte, kehrte er nach Florida zurück, landete den Spaniern zum Trotz daselbst, und bedrohte sie mit seiner schweren Rache, wenn sie sich seinem Verlangen widersetzten, und so ließ er ohne alles

Hinderniß alle seine Munition in die Dörfer der Creecks bringen.

Hierauf schiffte er sich mit einigen seiner unerschrockenen Waffengefährten auf einem Transportfahrzeuge ein, das er sich zu verschaffen gewußt hatte, lehrte sie die Führung desselben, und kreuzte mit ihnen auf dem Golf von Florida, wo er mehrere spanische Fahrzeuge wegnahm, welche nach der Havanna oder Neuorleans bestimmt waren.

In seinem Handel durch einen Feind beschränkt, den es bisher nur verachtet hatte, bedeckte sich Spanien dadurch mit Schande, daß es einen Preiß auf den Kopf eines Mannes setzte, der nicht sein Unterthan war, und den Krieg gegen dasselbe auf eine sehr rechtliche Weise führte. Eine an die Küsten von Florida zur Bedeckung der Handelsfahrzeuge abgesandte Corvette wurde mehrmals gezwungen, sich zurückzuziehen, und troz den Pfiffen und der Schlauheit der Spanier fuhr Bowles doch immer fort, mit Vortheil das Meer zu behaupten.

In seinem Volksstamme mit unbegrenzter Gewalt bekleidet, hörte er nach dem Frieden von 1783 nicht auf, sich mit der Verbesserung des Schicksals seiner Waffengefährten zu beschäftigen.

Im Jahre 1785 bedroht mit einem Kriege, den er gegen die Einwohner von Georgien zu führen haben würde, deren Versammlung Ländereyen verkauft hatte, welche eigentlich den Creecks gehörten, reiste er nach Augusta, wo die Staaten versammelt waren, und wohnte regelmäßig allen Versammlungen bey, welche Bezug auf den Gegenstand hatten, der ihn hinführte.

Nachdem er alle mögliche Nachrichten eingezogen hatte, die ihm nützlich werden konnten, kehrte er, fest überzeugt, daß er für die Bewohner dieser Provinz nichts zu befürchten habe, zu seinen Freunden zurück, die er nun von Allem treulich unterrichtete.

Zu desto größerer Sicherheit brachte er einen allgemeinen Bund mit allen andern indischen Nationen von Florida bis nach Canada in Vorschlag, und sogleich gingen Deputirte ab, um Vorschläge zu thun, welche einstimmig angenommen wurden.

Um seinen Maasregeln desto mehr Nachdruck zu geben, reiste Bowles, versehen mit allem Gelde, welches er auf den verschiedenen spanischen Fahrzeugen genommen hatte, nach St. Augustin, von wo aus er sodann nach la Providence ging. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er nach seiner Rückkehr 1787 auf einem mit Munition beladenen Schiffe erfuhr, daß die Spanier unterdessen mit den Anführern der Creecks in Unterhandlungen getreten waren, unter die sie eine große Menge silberner Medaillen vertheilt hatten; daß diese dafür sich anheischig gemacht hatten, die Georgier zu bekriegen, und daß sie bereits Waffen und eine sehr große Menge Schießpulver besaßen.

Er hatte nicht viel Mühe, ihnen das Ungereimte ihres Benehmens klar zu machen. Auf seine Veranlassung sandten sie daher ihre Medaillen dem Gouverneur zurück, dessen Haß gegen Bowles um so mehr wuchs, je größer ihm die von diesem empfangene Beleidigung dünkte.

Der Krieg zwischen England und Spanien, der auf dem Punkte gewesen war, auszubrechen, brach indessen doch nicht aus, und die Georgier blieben ihrer Seits in Unthätigkeit. Bowles benutzte diesen Aus

genblick der Ruhe, um den Plan auszuführen, den er schon lange gefaßt hatte. Dieser bestand nehmlich darinne: die Häfen von Apalachicola, Oackwelakre und Tampé zu Freyhäfen für alle Handeltreibende Nationen zu erklären, und von dieser Entschließung die benachbarten Völker offiziel zu benachrichtigen, und eine besondere Flagge anzunehmen, damit ihre Schiffe ausgezeichnet und respektirt werden könnten.

Um das Gelingen seiner Maasregeln zu sichern, sandte er einige hundert Krieger nach Apalachicola und Tampé, und er selbst begab sich nach Oackwelakre, wo einige spanische Abgesandte ihn umzubringen versuchten: allein dieser Versuch bewirkte weiter nichts, als einen Einfall in die Apalachen, einen kleinen spanischen Posten in Florida, den er in Contribution setzte. Glücklicherweise befanden sich diejenigen, welche er als Urheber des gegen sein Leben angesponnenen Complotts im Verdachte hatte, gerade nicht daselbst zugegen.

So wandte dieser Mann, der vielleicht größer war als viele Andere, die diesen Beynahmen erhielten, alle seine Kräfte und Fähigkeiten an, um eine zahlreiche, tapfere Nation zu discipliniren und zu civilisiren, so, daß sie bald unter die polizirten Völker getreten seyn würde, wenn die niedrige Eifersucht Spaniens seine edelmüthigen Plane nicht aufgehalten hätte. Ein Mann, wie dieser Bowles war, meinte man, sey den spanischen Besitzungen in Florida und Louisiana gefährlich, und man müßte sich um jeden Preiß von ihm zu befreyen suchen.

Zwey spanische Offiziere trugen kein Bedenken, sich in den Augen der ganzen Welt zu entehren, um die Regierung bey den schimpflichen Maasregeln zu unterstü-

tzen, welche sie nehmen zu müssen glaubte. Diese beyden Männer, mit Nahmen Hevia und Rousseau, erhielten den Auftrag, sich zur Nation der Creeks mit einem Briefe des Gouverneurs von Louisiana zu begeben, der geradezu an den General Bowles gerichtet war.

Er schrieb darinnen, „daß die von den Völkern, deren Oberhaupt er sey, gemachten Friedensvorschläge von der Beschaffenheit wären, daß sie nur von dem Hofe entschieden werden könnten, weshalb er sie auch sogleich nach Madrid gesandt habe. Indessen habe er Befehl, über verschiedene Punkte mit den benachbarten Völkern zu unterhandeln, und er sey bereit, dieses zu ihrer Zufriedenheit zu thun.“ Er setzte noch hinzu: „ein Traktat von dieser Art würde unendlichen Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn die mit den Vollmachten ihrer Nationen versehenen Führer sich einander nicht näherten; überzeugt von seinem Wunsche, den Frieden und das gute Vernehmen wieder herzustellen, ergreife er das Mittel, ihm ein Schiff mit zwey Offizieren zu senden, welche den Auftrag hätten, ihn nach Neu-Orleans zu begleiten, wo alle Schwierigkeiten leicht würden gehoben werden können. Er für seine Person mache sich ein Vergnügen daraus, ihn zu sehen, und selbst mit ihm zu unterhandeln.“ Schlüßlich sagte er noch: „er habe das Fahrzeug mit Allem versehen lassen, was ihm auf seiner Ueberfahrt angenehm seyn könnte, und die zu seiner Begleitung bestimmten Offiziere hätten Befehl, ihm in Allem zu gehorchen, und sich mit aller Achtung gegen ihn zu benehmen, die er verdiene.“

Nachdem Bowles dieses Schreiben gelesen hatte, stellte er die Offiziere den Kriegern vor, die ihn um-

umringten, und versammelte einen Rath, um zu entscheiden, was er thun sollte. Mehrere der Vornehmen bezeigten Mißtrauen, allein da die Offiziere bey ihrer eigenen Ehre und der ihrer Nation schwuren, daß der General längstens binnen vierzig Tagen zurückkehren sollte, so bestimmte er selbst seine Waffenbrüder dazu, daß sie ihn reisen ließen. Als er zu Neu-Orleans angekommen war, stellte er sich dem Gouverneur dar, der ihn mit allen äußern Zeichen der Freundschaft aufnahm. Nachdem er sich in einige Unterhandlungen, welche sich auf das Interesse seiner Nation bezogen, eingelassen hatte, stellte sich dieser als habe er nicht das Recht, über verschiedene Artikel zu transigiren, welche er für äußerst wichtig ausgab, und trotz der verpfändeten Ehre der Nation und der Offiziere, ließ er Bowles nach der Havanna einschiffen, von wo aus er kurz darauf nach Spanien abging.

Bey seiner Ankunft in Madrid that er den Vorschlag, den König von England zum Schiedsrichter zu erwählen; allein anstatt darein zu willigen, suchte ihn die spanische Regierung durch das Anerbieten eines großen Vermögens und eines glänzenden Postens in der Armee zu verführen; aber Bowles verwarf beyde Anträge mit Abscheu. Auf seine Weigerung wurde die Wache bey ihm verdoppelt; man gab ihm zu verstehen, er habe einen zu großen Einfluß auf den Geist der Indianer, als daß man ihm jemahls gestatten werde, wieder nach Florida zurückzukehren, und daß, wenn er nicht Zeit Lebens gefangen bleiben wolle, er das Anerbieten der Regierung annehmen müsse.

Da man indessen bemerkte, daß ihn diese harte Behandlung nur mehr aufbringe, versuchte man eine andere Art des Angriffs. Sein Tisch wurde mit den

ausgesuchtesten Gerichten und den allerköstlichsten Weinen besetzt; man erwies ihm alle nur mögliche äußere Ehre, und den Offizieren, welche um ihn waren, wurde befohlen, allen seinen Wünschen zuvorzukommen, und ihm aufs pünktlichste zu gehorchen. Allein Bowles ließ sich durch dieses neue Benehmen nicht täuschen, er antwortete: daß man mit einem Gefangenen keinen gültigen Vertrag abschließen könne, und daß man, um diesem Festigkeit zu geben, erst jenen in Freyheit setzen müsse.

Weit entfernt, in diesen Vorschlag einzuwilligen, fügte Spanien eine neue Unredlichkeit zu der schon begangenen. Ein Alcade nehmlich meldete ihm, der König habe zu Cadix zwey Commissarien ernannt, um mit ihm zu unterhandeln, und er solle sich, um alle Schwierigkeiten zu heben, nur in diesen Hafen begeben. Ein Wagen erwartete ihn an der Thüre. Er setzte sich hinein, begleitet von einem Offizier. Nach einer achtmonatlichen Gefangenschaft in der Hauptstadt, kam er zu Cadix an, wo er von neuem ein ganzes Jahr lang gefangen saß. Unter der Zeit machte man ihm wieder einen Vorschlag, worüber man ihn selbst hören muß.

„Ein Abgeordneter," schreibt er in einem Briefe an seine Freunde, „meldete mir eines Tages, daß, wenn ich an den gegenwärtigen Minister, den Duca d'Alcudia schreiben und die Grafen d'Aranda und Florida Blanca wegen der erfahrnen schlechten Behandlung anklagen wollte, ich wieder an den Hof gebracht und meine Angelegenheiten zu meiner größten Zufriedenheit beendigt werden sollten. (Diese beyden Männer waren nehmlich in Ungnade gefallen, vom Hofe entfernt und sehr gedrückt.) Mein Unwille

über diese Zumuthung läßt sich nicht beschreiben. Ich verbot dem Ueberbringer der Botschaft jede weitere Rede darüber."

„Nun," versetzte er, wenn Sie nicht so wollen, so müssen Sie nach den Philippinen! —"

„Wenig Tage nach diesem schändlichen Antrage, wurde ich an Bord eines Schiffes gebracht, dessen Bestimmung ich nicht erfahren konnte. Alle mein Gepäcke blieb, vermuthlich absichtlich, am Lande zurück, und nun machte ich, fast nackend in der strengsten Witterung, die Reise nach Lima über das Cap Horn. Hier wurden mir die schon gemachten Anträge von Seiten des Königs von Spanien wiederholt, und auf meine abermahlige Weigerung wurde ich nach Manilla eingeschifft, wo ich den 27. November 1795 ankam."

Den Tag nach seiner Ankunft daselbst wurden ihm die Bewegungsgründe zu seiner Gefangennehmung und Einschließung auf dieser Insel bekannt gemacht. Se. kathol. Majestät beschuldigten ihn nehmlich, er habe sich seiner Staaten in Florida bemächtigen und die Häfen derselben für alle der seinigen befreundete Nationen frey erklären wollen. Er müsse nun, sagte man ihm, bis auf weitere Befehle des Königs, auf dieser Insel bleiben. Er könne sich hier selbst ein Amt oder eine Anstellung wählen; wolle er aber das nicht, so müsse er für seinen Unterhalt allein sorgen.

Während einer Gefangenschaft von mehrern Monaten, erfuhr er alle nur mögliche schlechte Behandlungsarten, bis endlich der Gouverneur Befehl erhielt, ihn wieder nach Europa zurückzusenden.

„Es war den 2. Februar 1797 um 10 Uhr des Morgens," sagt er ferner, „als man mir meldete,

daß ich mich noch diesen Abend zur Abreise bereit halten sollte."

„Um zwey Uhr Nachmittags schiffte ich mich auch wirklich auf dem Schiffe la Pure Conception ein, welches nach Isle de France bestimmt war. Hier erfuhr ich nun die erste Nachricht von dem Kriege zwischen Spanien und England, so wie von der Abtretung von Louisiana an Frankreich. Ich wurde ebenfalls benachrichtigt, daß die letztere Macht die Vereinigten Staaten bedrohe, welche ihrer Seits auch entschlossen zu seyn schienen, den Kampf zu bestehen. Verschiedene Kapitaine von Handelsschiffen, welche nach Neuyork, Baltimore oder Philadelphia bestimmt waren, wollten mich mit an Bord nehmen; allein ich hatte den Plan bey mir ausgebildet, mich des spanischen Fahrzeugs, auf dem ich mich befand, zu bemächtigen, und mich mit demselben zu meinen Freunden zu begeben; daher schlug ich jeden andern Vorschlag aus.

„Indessen ahndete man, trotz meiner Vorsicht und Klugheit etwas von meinem Plane, und entfernte alle diejenigen von mir, mit denen ich nur das geringste Einverständniß zu haben schien. Als ich auf der Insel de l'Ascension angekommen war, täuschte ich doch die Wachsamkeit meiner Wächter, und begab mich nach Siera-Leone, wo der Gouverneur Zacharias Makauly mir auf einer eben segelfertigen Goëlette einen Platz nach London anbot."

„Von einem fürchterlichen Sturme ergriffen, mußten wir bey den Inseln des grünen Vorgebirges ankegen, und hier traf ich das königliche Schiff Isis, dessen Kapitain Mitschell mich an Bord nahm und nach Portsmouth brachte."

Bey seiner Ankunft in England hatte Bowles nicht einmal so viel, um sich die ersten Lebensbedürfnisse erzeugen zu können; allein als er erfuhr, daß Pitt sich auf dem Schlosse Walmer befinde, ließ er sich dahin bringen, und blieb mehrere Tage daselbst, während welcher er sich von seinen Strapatzen erholte.

Mit einem Empfehlungsschreiben des Ministers versehen, begab er sich in London zum Herzog von Portland, der ihn denn auch äußerst freundschaftlich aufnahm, und ihm während seines Aufenthaltes in London alle mögliche Annehmlichkeiten zu verschaffen suchte.

Ueberhäuft mit den Wohlthaten der Regierung, welche ihm alle Unterstützung zusicherte, die er für seine Nation begehrte, reiste er nach einem ziemlich langen Aufenthalte in England wieder ab, indem er vor Sehnsucht glühte, die an ihm verübte Gewaltthätigkeit an den Spaniern auf alle Weise zu rächen.

Von dieser Zeit an ist er unaufhörlich bemüht gewesen, Spanien alles nur mögliche Uebel anzuthun; er hat ihm verschiedene Handelsschiffe genommen, und nicht aufgehört, die angrenzenden spanischen Besitzungen zu beunruhigen.

Endlich im Jahre 1801, als er einen hinreichend zahlreichen Haufen zusammengebracht hatte, marschirte er gegen die Apalaches, vertrieb die spanische Besatzung aus dem Fort, ohne daß sie es wagte, auch nur einen Schuß zu thun, vernagelte die Kanonen, zerstörte einen Theil der Festungswerke, und behauptete den Platz so lange, bis der Gouverneur von Neuorleans eine hinreichende Macht gegen ihn sandte, der er auf keine Weise widerstehen zu können glaubte.

Bowles ist groß, gut gebaut, von angenehmer Bildung, obgleich eben so olivenfarbig als die Natio-

nen, unter denen er lebt. Seemann, noch ehe er ein Schiff gesehen hatte; Mathematiker, ohne auch nur die ersten Elemente dieser Wissenschaft inne zu haben; Chemiker und Mechaniker, würde er gewiß, wenn sich sein Genie auf eine dieser Wissenschaften ausschließend gelegt hätte, es zu einem ausnehmend hohen Grade der Vollkommenheit darinnen gebracht haben.

Er zeichnet außerordentlich treu der Natur, nimmt einen Plan mit Leichtigkeit und Kenntniß auf, spricht französisch, spanisch, so wie fast alle Dialekte der Wilden in diesem Theile des Continents, und das mit derselben Leichtigkeit wie seine Muttersprache.

Ich kann diesen kurzen Abriß seines Lebens nicht beschließen, ohne noch einen Zug anzuführen, der auch einen deutlichen Beweis seines großen Charakters ausmacht. Während seiner Fahrt von der Havanna nach Spanien, fiel einer von den Offizieren, welche ihn so schimpflich verrathen hatten, ins Meer. Immer langsam in allen ihren Bewegungen, eilten die spanischen Matrosen nicht sehr, ihm zu Hülfe zu kommen. Bowles, der sich, in tiefen Betrachtungen versunken, auf dem Hintertheile des Schiffes befand, hatte nicht sobald den unglücklichen mit den Wellen Kämpfenden bemerkt, als er sich ins Wasser stürzte, und nur den Menschen in seinem Feinde erblickend, ihn rettete. Nachdem er ihn an Bord des Schiffes gebracht hatte, sagte er zu ihm auf spanisch, doch laut genug, daß es die ganze Mannschaft verstehen konnte: Ich hätte mich an dir rächen können Unglücklicher, und ich sollte es vielleicht auch, allein lebe, um dich immer zu erinnern, daß du dein Leben dem verdankst, dem du die Freyheit so schändlich gestohlen hast.

Beschreibung des Zuckerrohrs.

Da in einem der Kapitel vorstehender Reise auch der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Louisiana gedacht worden ist, und das Produkt dieser Pflanze durch die ganze Welt verbreitet und genossen wird, so wird es manchem Leser nicht unangenehm seyn, hier noch als Zugabe eine kurze Beschreibung jener Pflanze zu finden, welche aus: Dallas Geschichte der Maronen-Neger auf Jamaika genommen ist.

Der botanische Name des Zuckerrohrs ist: Arundo saccharifera. Seiner Gestalt nach ist es ein mit Gelenken versehenes Rohr, das in sich Blätter endigt, deren Spitzen fein gezahnt sind. Der Halm desselben ist stark aber spröde, und hat zur Zeit der Reife eine schöne strohgelbe Farbe. Er enthält eine weiche, markige Substanz, von der man eine große Menge von völlig ausgebildetem Saft bekömmt, dessen Süßigkeit angenehmer ist, als die aller andern Säfte der Natur, und der auch unter allen andern dem Geschmacke am wenigsten widersteht. Der Zwischenraum zwischen den knotigen Gelenken des Halm's ist nach der Verschie-

denheit der Pflanze und der Fruchtbarkeit des Bodens verschieden, indem er eine Länge von einem bis zu sechs Zoll bekömmt, so wie auch der Durchmesser eine Stärke von einem bis zu dritthalb Zoll. Auch ist die Länge des Rohres überhaupt genommen verschieden, indem man Pflanzen von vier bis zu zwölf Fuß, von der Wurzel an bis zu dem obersten Gelenke hat. Ursprünglich ist diese Pflanze ein Gewächs des Ostens, und sie wurde seit undenklichen Zeiten in Indien und Arabien angebaut; aber die eigentliche Zeit, wenn die Araber die Kunst, den Saft zu körnen, erfunden haben, ist unbekannt. Nach Europa ist das Zuckerrohr wahrscheinlich über das rothe Meer gekommen, und zwar spätstens zur Zeit der Kreuzzüge. Daß es in Westindien wild gewachsen, daran zweifelt man gegenwärtig aus guten Gründen nicht mehr, ob es gleich dem Entdecker Amerika's, Kolumbus, unbekannt geblieben. Die Entdeckung aber, daß man Zucker daraus bereiten könne, verdanken wir den Spaniern und Portugiesen, die wieder durch die Nationen des Osten mit diesem Geheimnisse waren bekannt gemacht worden. Um die Pflanze in ihrer ganzen Vollkommenheit zu erhalten, kann der Boden, der überdies die gehörige Lage haben muß, nicht fett genug seyn. In Westindien hält man zur Erzielung des meisten und besten Zuckers die sogenannte Ziegeldammerde (brickmold) von Jamaika für die beste Erdart, den aschenartigen Lehm (ashi loam) von St. Christoph jedoch ausgenommen. Jenes ist eine tiefe, warme milde Dammerde, die sich leicht bearbeiten läßt und aus einer gehörigen Mischung von Thon und Sand besteht. Die Oberfläche derselben wird nach einem Regen bald wieder trocken, behält aber in den unteren Lagen, selbst in der tro-

ckensten Jahreszeit immer Feuchtigkeit. Diese vortreffliche Erdart, die sich auf Hispaniola im Ueberfluße findet, Jamaika aber nur spärlich zugetheilt ist, findet man hier bloß in einigen wenigen Kirchspielen. Zuckerrohrpflanzungen auf dieser Art von Boden geben, in guten Jahren, von Morgen ohngefähr dritthalb Tonnen guten Zucker. An der Nordseite von Jamaika und besonders in dem Kirchspiele Trelawney giebt es eine andere Art von Boden, der auch Aerndten von vortrefflichem Zucker gibt. Dieser Boden ist zuweilen von gelber, häufiger aber von rother Farbe, die man in allen Schattierungen von der dunkeln Schokoladefarbe bis zum Scharlachroth findet, und wenn man die Erde anfeuchtet, so kann man damit färben. Sie besteht aus einem reinen Lehm und einer Mischung von Thon und Sand, ist tief, nicht schwer, von Natur trocken und hat die Eigenschaft, das Wasser lang an sich zu halten. Bleibt sie bey heißer Witterung den ausdörrenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wird dadurch ihre Fruchtbarkeit für diese Aerndezeit zerstört. Wo sich dieser Boden findet, da thut man am besten, die Art von Zuckerrohr zu pflanzen, die man Ratuhnzuckerrohr (ratoon canes) nennt. Dieser Ausdruck ist wahrscheinlich das verdorbene Spanische Wort Brotones, Schößlinge oder Knospen, denn die Ratuhn's sind Schoßreiser oder Sprößlinge, die von der Wurzel solcher Pflanzen aufschießen, die man vorher abgeschnitten hat. Ob nun gleich ein mit solchen Ratuhn's bepflanzter Morgen Landes nicht so viel Zucker giebt, als ein mit Mutterrohren gepflanzter; so erfordert er doch auch nur wenig Unkosten und Arbeit, giebt seinem Besitzer im Laufe mehrerer Jahre vortheilhafte Aernd-

ten. Der gewöhnliche Ertrag von solchen von dergleichen Lande genommenen Aerndten, ist von zehn Morgen jährlicher Ratuhn's sieben Oxhoft von sechzehn hundert Last. Die beste Zeit zur Pflanzung des Rohres sind die Monate zwischen dem August und dem November, denn nun befördern die im Herbste fallenden Regen das Wachsthum des jungen Zuckerrohrs, und es kann ehe der Sommer herbeykömmt, hinlängliche und saftige Blätter treiben, um die Wurzeln kühl und den Boden feucht zu erhalten.

Die gewöhnliche Art, das Land, in welches Zuckerrohr soll gepflanzt werden, vermittelst der Handarbeit zuzubereiten, ist folgende: Das Land wird zuerst in Quartiere von ohngefähr zwanzig Morgen abgetheilt; darauf wird jedes dieser Quartiere, vermittelst einer an hölzernen Pflöcken befestigten Schnur, wieder in viereckige Beete von drey bis vier Fuß unterabgetheilt. Dann werden die zu dem Geschäfte des Pflanzens bestimmten Neger in eine Reihe, so das auf jedes Beet einer kömmt, gestellt und angewiesen, fünf bis sechs Zoll tiefe Furchen in dasselbe zu ziehen. Um einen Morgen in einem Tage auf diese Art mit Furchen zu versehen, sind gewöhnlich vierzig Neger erforderlich. Wenn diese Neger müssen gemiethet werden, so macht diese Arbeit gewöhnlich eine Ausgabe von acht bis zehn Pfund. Die Schnittlinge, die auf diese Art gelegt werden, bestehen gewöhlich aus den Spitzen des bereits ausgepreßten Rohres. Man legt sie horizontal in die Furchen und bedeckt sie zwey Zoll hoch mit Dammerde. Nach ohngefähr zwölf Tagen kommen die aus den Knoten der Schnittlinge hervorgetriebenen Halme zum Vorschein, und nach Verlauf von vier oder fünf Monaten, werden die Furchen eben gemacht. Bis

die jungen Pflanzen zu einer beträchtlichen Höhe aufgewachsen sind, wird das Unkraut, das in einem so fetten Boden sehr gut gedeiht, fleißig mit dem Karst ausgejätet. In der ersten Hälfte des zweyten Jahres nach der Pflanzung, ist das Zuckerrohr reif für die Mühle, und die Monate vom December bis zum May, werden in Jamaika die Aerndtezeit genannt, und sie sind eine Zeit der Gesundheit, der Fröhlichkeit und der Feste. Der Saft des Zuckerrohrs hat einen so angenehmen Geschmack und ist zugleich so nährend, daß die meisten Individuen der belebten Schöpfung durch den Genuß desselben gleichfalls neue Kraft bekommen. Ist nur einmal die Mühle in Bewegung gesetzt, so nimmt der Magre zu und die Kranken werden gesund, so daß die arbeitvolleste Zeit des Jahres zugleich auch die erfreulichste und erquickendste für Menschen und Thiere ist, denn der Zucker ist, seiner Substanz nach, nahrhaft und durchaus gesund, und hat, wie man behauptet, dazu beygetragen, den Scharbock und andere Krankheiten aus Europa zu verbannen. In Westindien wird der Saft, aus dem er bereitet wird, weil er jedem Geschöpfe, das ihn genießt, so angenehm und zugleich gesund ist, begierig eingeschlürft.

Auf Jamaika wird dieser Saft durch Mühlen, die von Thieren, vom Winde oder durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, ausgepreßt. Eine solche Zuckermühle besteht hauptsächlich aus drey aufrecht stehenden mit Eisen belegten Zylindern oder Walzen, die dreyßig bis vierzig Zoll lang sind und zwanzig bis fünf und zwanzig Zoll im Durchmesser haben. Die mittelste Walze, an der die bewegende Potenz angebracht ist, dreht die anderen beyden durch eingreifende

Zähne. Zwischen diesen Walzen wird das Zuckerrohr zweymal gepreßt, wodurch aller Saft herausgedrückt wird, der dann in ein bleyernes Gefäß abläuft. Das so ausgepreßte Rohr aber wird getrocknet, und mit den getrockneten Blättern, welche mit dem Nahmen des Abgangs (trash) belegt werden, zur Unterhaltung des Feuers beym Sieden der Flüssigkeit gebraucht. — Der Saft des Zuckerrohrs enthält acht Theile Wasser, einen Theil Zucker, einen Theil dickes Oel und schleimichtes Gummi und noch außerdem einen kleinen Theil von wesentlichem Oele.

Der Prozeß, den Zucker aus dem Rohre zu erhalten, ist folgender. Der von der Mühle ablaufende Saft wird vermittelst einer hölzernen mit Bley belegten Rinne in das Siedhaus geleitet, und hier in den Läuterkesseln, deren gewöhnlich drey sind, aufgefangen. Jeder Läuterkessel ist mit einem Hahne versehen, um die Flüssigkeit ablassen zu können. In Anstalten wo jährlich zwey hundert Oxhoft verarbeitet werden, hat jeder Läuterkessel einen flachen Boden, und hängt über einem besonderen Feuer, das auch seinen besonderen Schlott hat, der mit einem Schieber versehen ist, vermittelst dessen das Feuer ausgelöscht werden kann. Der Saft des Zuckerrohrs geht sehr schnell in Gährung über; sobald daher der Läuterkessel damit angefüllt ist, wird auch sogleich das Feuer angezündet und das Präzipitationsmittel (nämlich weißer Bristoler Kalk) hineingerührt. Da das Alkali des Kalkes die überschüssige Säure der Flüssigkeit neutralisirt, so wird ein Theil derselben die Basis des Zuckers. Für hundert Gallonen von der Flüssigkeit, ist gewöhnlich eine halbe Pinte in heißem Wasser aufgelösten Bristoler Kalkes hinreichend. Der Läuterkessel muß so lange

erhitzt werden, bis der Schaum anfängt, sich in Blasen zu erheben, aber die Flüssigkeit darf nicht bis zum wirklichen Sieden kommen. In diesem Augenblicke muß der oben erwähnte Schieber in dem Rauchfange zugeschoben und das Feuer ausgelöscht werden. So warm bleibt nun die Flüssigkeit so lange ruhig stehen, bis die Hefen sich zusammenziehen und als Schaum in die Höhe steigen. Dieser Schaum sinkt dann unzertheilt zu Boden und bleibt hier zurück, wenn nun die Flüssigkeit in den Abdampfungskessel oder in den großen kupfernen Kessel abgezogen wird. In diesem muß sie kochen und der noch darin befindliche Schaum wird, so wie er aufsteigt, abgeschöpft, bis durch wiederholtes Abschäumen und fortgesetztes Evaporiren die Quantität beträchtlich reduzirt und klebrigter wird. Dann wird sie in einen anderen kupfernen Kessel aus jenem geschöpft und hier noch mehr gekocht und abgeschäumt. Ist sie jetzt noch nicht durchsichtig, oder wird sie zu schnell eingedickt, so wird noch etwas Kalkwasser hinzugeschüttet. Nach einer bestimmten Zeit wird die Flüssigkeit, wenn sie hinlänglich reduzirt worden, um nun in einen dritten kleineren kupfernen Kessel zu gehen, in denselben, und endlich aus ihm in den letzten übergeschöpft. Dieser heißt der Probierkessel (teache), wahrscheinlich weil nun der Saft, wenn er in ihm befindlich ist, probirt wird, ob er wirklich die gehörige Konsistenz erhalten hat. In diesem letzteren Kessel wird er nähmlich noch so lange gekocht, bis er sich körnen läßt, da er dann von dem Feuer abgenommen wird. Dieser Theil der Arbeit heißt das Ueberstürzen (striking), weil nähmlich nun der verdickte Syrup in den Kühlbottich übergeschöpft wird. Dieser ist ein hohles hölzernes Gefäß, das ohngefähr eilf Zoll tief, sieben Fuß lang

und fünf bis sechs Fuß weit ist. Ein Kühlbottich von dieser Größe faßt ein Oxhoft Zucker. So wie er in demselben erkaltet, gerinnt zu einer groben unregelmäßigen Masse unvollkommener Krystallen, indem er sich von der Melasse trennt. Aus dem Kühlbottich in dem Siedhause wird nun die so granulirte Masse zu einem Oxhoft, das in dem Raffinirhause (curing house) befindlich ist, gebracht. Dieses Haus ist ein großes, luftiges Gebäude, das mit einer Zisterne, oder einem Kühleimer versehen ist; über dieser Zisterne liegt ein Gestelle aus Balken gemacht und auf diesem stehen leere, oben offene Oxhofte. In den Boden eines jeden derselben sind acht bis zehn Löcher befindlich und durch jedes von diesen ist der Stiel eines Pisangblattes so gesteckt, daß er sechs Zoll unter das Gestelle hinabreicht. In diese Oxhofte wird nun die Masse aus dem Kühlbottich geschüttet, da denn die Melasse durch die schwammigten Stiele durchdringt und in die Zisterne läuft, und in ohngefähr drey Wochen wird dieser Zucker trocken und schön. Dann sagt man, daß er raffinirt (cured) sey, und der Prozeß ist zu Ende. In guten Jahren werden von dieser kostbaren Substanz ohngefähr hundert und vierzig tausend Oxhofte von Jamaika nach Großbrittannien verschifft.

Aber die Wohlthätigkeit des Zuckerrohrs ist selbst nicht bloß hierauf beschränkt, denn selbst der Abgang und der Bodensatz dieser schätzbaren Pflanze geben einen der reinsten, wohlriechendsten und heilsamsten Spiritusse, die man kennt, nähmlich den Rum. Es würde überflüssig seyn, die Bereitung desselben umständlich zu beschreiben, da man mit dem Destilliren in Europa hinlänglich bekannt ist, daher es hier wohl genug ist, bloß eine kurze Nachricht von den

komponirenden Materialien und von dem, was der Prozeß eignes hat, zu geben. Um die Brennkolben und Schlangenröhren in Thätigkeit zu setzen, muß man ein Gefäß (cisterne) für die, durch die vorhergehenden Destillationen erhaltenen Hefen, (welche Dunder genannt werden und einen äußerst widrigen Geruch haben,) ein ähnliches für den Schaum, und mehrere Gährungskufen oder Zisternen haben, die alle so viel enthalten können, als der größte Brennkolben. In Jamaika werden diese Gährungskufen von Bohlen gemacht und in Thon befestigt, indem man diese beweglichen Gefäßen vorzieht, in den Brittischen Destilliranstalten aber sind diese Gährungskufen unbekannt. Die Veränderung der Witterung hat nicht so leicht Einfluß auf sie, auch zerlechzen sie nicht so leicht, als unbefestigte Gefäße, und dauern daher viel länger. Die Ingredienzien, die man zur Bereitung des Rums braucht, sind folgende: der von dem heißen Zuckerrohrsafte in dem Siedhause abgeschöpfte Schaum, an dessen Stelle man sich aber auch zuweilen des in dieser Absicht frisch ausgepreßten Saftes selbst bedient, Hefen oder Dunder und Wasser, da denn der Gebrauch der Hefen keinen andern Zweck hat, als den, die Gährung zu bewirken. Wenn diese Ingredienzien in den Gährkufen oder Zisternen gut durcheinander gemischt und ziemlich kalt geworden sind, so erreicht die Gährung binnen vier und zwanzig Stunden den Grad der Stärke, der erforderlich ist, um die gehörige Quantität Melasse zuzusetzen, nähmlich zu jeden hundert Gallonen der gährenden Flüssigkeit, drey Gallonen Melasse, und einen oder zwey Tage später, da nun die Flüssigkeit einen hohen Grad der Gährung erreicht hat, bewirkt man noch einen ähn-

lichen Zusatz. Sobald sie hell wird und einige helle Luftbläschen in ihr aufzusteigen anfangen, dann ist der rechte Zeitpunkt zur Destillation da, und sie muß nun in den größten Brennkolben übergezogen und darin zum Sieden gebracht werden. Wenn dies ohngefähr zwey Stunden gedauert hat, so gehen die Dämpfe oder der Geist in einem krystallhellen Strome durch die Schlangenröhre über, welche Operation so lange fortgesetzt wird, bis er nicht mehr brennbar ist. Der auf diese Art erhaltene Geist wird schwacher Wein (low wines) genannt, und muß, um Rum nach der Jammaika-Probe zu werden, noch einmal destillirt werden. Das Verhältniß des Rums zu der Zuckerärndte wird auf Jamaika gewöhnlich wie drey zu vier angenommen, allein man glaubt, daß es, fürs Ganze genommen, zu groß sey, und daß man der Wahrheit näher komme, wenn man zweyhundert Gallonen Rum auf drey Oxhofte Zucker oder zwey Drittheile von Rum auf die Zuckerärndte rechne.

Reise
nach
Martinique.

Von

J. R***,

französischen Brigade-General.

Vorerinnerung.

Nachrichten von der wichtigen Französisch-Westindischen Insel Martinique sind dem Geographiefreunde immer willkommen, wenn sie auch nur Einiges dazu beytragen, die Lücken in unsrer Kunde derselben ausfüllen zu helfen.

Martinique ist uns in neuern Zeiten weniger bekannt, als in frühern. Das Französische Westindien ist noch von keinen Bryan Edwards beschrieben worden.

Labat's Beschreibung der Antillen ist nun veraltet. *)

Thibault de Chanvallon's noch immer schätzbares Werk: Voyage à la *Martinique*, contenant diverses observations sur la physique, l'histoire naturelle, l'agriculture, les moeurs et les usages de cette isle faites en 1751 et dans les années suivantes. Paris, 1763, 2 Vol. gr. in 4to — ist nun schon auch beynahe fünfzig Jahre alt.

*) Nouveau Voyage aux Isles d'Ameripue etc. etc. Erste Ausgabe, Paris, 1722. VII Bde. in 12. Neueste 1742, VIII Bde. in 12. m K. Teutsche Uebersetzung v. Schad. 8 Nürnb. 1782.

Raynal hat seine Schilderung aus diesen ältern Berichten geschöpft und wenig Neueres beygefügt.

Einzelner Nachrichten in neueren Reisebeschreibungen sind wenige und diese auch nicht sehr befriedigend.

Die Reise, von welcher hier eine etwas abgekürzte Uebersetzung geliefert wird, ist zwar auch nicht ganz neu, ob sie gleich erst im Jahre 1804 zu Paris unter dem Titel:

Voyage à la Martinique. Vues et Observations politiques sur cette Isle, avec un Apperçu de ses productions végétales et animales. Par. J. R*** Général de Brigade A Paris, chez *L. Pelletier*

erschienen ist; aber sie enthält doch manche gute und brauchbare Nachricht, um deren willen sie gewiß verdiente, wenigstens Auszugsweise übersetzt zu werden, wie dies hier geschehen ist.

Dieser Uebersetzung sind dann auch von dem Herausgeber einige kleine Zusätze, welche die neuesten bekannten statistischen Angaben über dies Insel Martinique enthalten, beygefügt worden.

T. F. Ehrmann.

Reise nach Martinique.

Erstes Kapitel.

Bemerkung über die Hauptorte von Martinique, und über den Widerstand, den diese Insel einem Feinde leisten kann.

Den 11ten December 1769 begab ich mich am Bord des Kauffahrteyschiffes Curtius, welches das Infanterie Regiment von Perigord nach Fort-Royal auf Martinique führte.

Die Fahrt war glücklich, und ich langte den 3ten Februar 1770 auf dieser Insel an. In dieser Jahreszeit empfindet man noch nichts von der übermäßigen Hitze, die erst im Julius eintritt, und diese ist daher auch die günstigste, um hier zu landen; weswegen auch die Zeit der Abreise der Truppen, welche dahin gehen sollen, der Regierung nicht gleichgültig seyn darf.

Wegen der nöthigen Ruhe und wegen der Schwierigkeit, Menschen, die von der Ueberfahrt abgemattet, und von den gesalzenen und ungewohnten Nahrungsmitteln erhitzt sind, an einem Orte, wo man zugleich mit der Hitze und der ungesunden Lage, wie zu Fort Royal, zu kämpfen hat, an ein frembes Klima zu gewöhnen, konnte nur ein kleiner Theil des Regiments von Perigord in diese Stadt gelegt werden, der übrige Theil wurde in die gesündern, und weniger Dienst erfordernden Orte Trinité Marin und Saint Pierre vertheilt.

Diese letztere Stadt, die zweyte, aber reichste und blühendste der Insel, liegt nach Osten zu, unmittelbar an einem hohen Berge, welcher den Wind aufhält, und die Strahlen der untergehenden Sonne wie ein Brennspiegel auffängt und eine stickende Hitze über die Stadt verbreitet.

Sie ist auf einem jähen und sehr schmalen Hügel angelegt, und besteht aus einer einzigen Gasse, die eine übermäßige Länge von beynahe einer halben Französischen Meile hat; dies und der unebne Boden machen den Gebrauch der Wagen unmöglich; die Einwohner können sich nur der Sänften und Hamaks bedienen.

Von den zwey Reihen Häusern, welche diese Gasse ausmachen, lehnt sich die eine an den Berg, der ganz senkrecht in die Höhe geht, und an die andere schlagen beynahe die Meereswellen.

Die abhängige und jähe Fläche, auf welcher die neue Stadt Mouillage gebauet ist, macht, daß das Wasser, welches in Strömen von dem Gebirge schießt, so leicht und so schnell fließt, daß binnen einer einzigen Viertelstunde keine Spur von den größten Güssen mehr

zu sehen ist. Da der Boden immer trocken ist, so bleibt auch die Luft ganz rein, und ein solcher Aufenthalt ist stets gesund, obgleich die Hitze beschwerlich ist, die man jedoch mit der Zeit auch gewohnt wird.

Die eben nicht wichtige Festung, um welche sich die erstern Einwohner angebauet haben, ist von der höher liegenden Rhede und von einem Theile der Häuser, woraus das Fort Saint-Pierre oder die alte Stadt besteht, durch einen Fluß getrennt, der nur bey Gewittern beträchtlich wird. Ihre Lage ist erhaben, kühl und gesund: drey wichtige Dinge unter dem heißen Erdstriche. Eine unzählige Menge Schluchten, durch welche Wasserbäche rinnen, die den Fluß verstärken, sind als eben so viele Windleiter dahin anzusehen.

Eine nach Norden sich ziehende, weite und erhabne Ebene,*) die durch den Westwind, der wegen der Entfernung der Gebirge seinen Lauf dahin richten kann, unaufhörlich abgekühlt wird, würde für Menschen, welche die Annehmlichkeit der Lage ihrem Interesse hätten vorziehen können, anziehend und einladend gewesen seyn, die Stadt bis dahin zu vergrößern, und ihre Wohnungen da anzulegen. Aber der Handel, der alles, was das Bild des Zwanges zeigt, flieht, entfernte sich von der Festung: aber auch ohne dies wies ihm die Nothwendigkeit den schicklichsten Ort an.

Da nämlich der Ankergrund nach der Festungsseite zu nicht tief genug, und zu weit von dem Ufer entfernt ist, so würde das Ein- und Ausschiffen der

*) Die Jesuiten hatten daselbst ihre Wohnngen angelegt.

Waaren zu beschwerlich gewesen seyn. Mehr nach Süden gegen Carbet wurde das Anfahren der Schiffe weit leichter, und bestimmte daher eine Lage, die auf dem ersten Anblicke unbewohnbar schien.

Sie ist auch wirklich von der Lage des Forts so verschieden, daß die Einwohner von Mouillage oder der neuen Stadt, nicht ohne Vorsicht und Furcht, und öfters nicht ohne die üblen Folgen eines schnellen Ueberganges aus der Hitze in die Kälte zu erfahren, dahin gehen.

Die Rheede von Saint-Pierre, wo zu allen Zeiten das Absegeln der Schiffe leicht ist, giebt keinen sichern Aufenthalt bey Stürmen: bloß die Springfluthen (raz de marée), zerschellen öfters daselbst die größten Schiffe, und im Jahre 1766 wurden alle durch einen Orkan an die Küste geworfen.

Der Hafen von Fort-Royal, der Hauptstadt der Insel, ist zwar nur mittelmäßig groß, scheint aber, da er sicher, und vor allem Winde geschützt ist, vor einer Rheede, wo die Schiffe steter Gefahr ausgesetzt sind, allen Vorzug zu verdienen.

Die Regierung wünschte aus Menschlichkeit oder vielleicht aus Partheilichkeit für die Stadt, in die sie ihre Residenz verlegt hatte, Fort-Royal zum Hauptorte des Handels zu machen.

Adelsbriefe, die man den ersten Kaufleuten, die sich daselbst niederlassen würden, versprach, waren kein hinlänglicher Beweggrund, Häuser, Niederlagen und sehr große Gebäude, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben, zu verlassen. Indessen schien der Hauptgrund vielmehr in den Unterdrückungen der kriegerischen Seemacht zu liegen, welche der Handel zu Wasser von jeher erfahren hat, und dies bewog den Handelsstand

die ungewissen Gefahren des Meeres, den gewissen Beunruhigungen seiner Nebenbuhlerin vorzuziehen.

Mancherley Verordnungen, die an Orten, wo eine militärische Besatzung liegt, nothwendig sind, stehen mit der Freyheit, welche die Grundfeste des Handels ist, zu sehr im Widerspruche. Die Kaufleute scheueten die Strenge und Pünktlichkeit einer militärischen Regierung. Man zwang indessen doch die Schiffe, während den drey Wintermonaten,*) Julius, August und September, sich im Haven von Fort-Royal aufzuhalten. Die Kosten der Versetzung, der Abgang und Verlust an der Ladung beym Ein- und Ausladen, machten, daß die Ordnung nicht geachtet wurde, und die Kapitains der Kaperschiffe setzen sich lieber den Gefahren der Stürme aus. Aber die Menschen müssen mit Gewalt zu ihrem Vortheile gezwungen werden, wenn sie sich nicht durch vernünftige Vorstellungen überreden lassen; überdies kam das Wohl des Staats dabey in Gefahr, und die Regierung wurde aus menschenfreundlichen Absichten genöthigt, Gewalt zu gebrauchen, indem sie die Schiffe, welche den Gehorsam verweigerten, in den Grund schiessen ließ. Die Folge dieser Maasregel war, daß das Fort-Royal diese drey Monate lang die Vortheile des Handels genoß,

*) Der Winter, welcher in Europa die kalte Jahreszeit bedeutet, heißt unter der Linie die Regenzeit. Das Wort Winter scheint seine erste Bedeutung verloren zu haben, und ist gleichbedeutend worden mit der rauhen Jahreszeit, und Regen und erstickende Hitze in dem heißen Erdstriche, sind das, was in den gemäßigtern Erdstrichen Reif und Eis sind. In dieser Regenzeit kränkeln Menschen, Pflanzen, und wenn man so sagen kann, die Elemente selbst; man sieht immer mit Entsetzen dieser Jahreszeit entgegen.

und während dieser Zeit alle Reichthümer der Kolonie in seinen Mauern verschloß.

Die Stadt, die des Havens wegen an diesem Orte angelegt wurde, liegt sieben Meilen südwestlich von Saint-Pierre auf einer weiten, niedrigen und morastigen Ebene. Das Meer scheint sie ehedem überschwemmt zu haben, und der Berg Garnier, welcher über dieselbe emporsteigt, unterhält die Moräste durch die Wasserströme, welche von da herabfließen.

Die Einwohner entfernten sich, und hinterließen Kloaken, aus denen ansteckende und für die Gesundheit schädliche Dünste aufsteigen, sie näherten sich mehr dem Meere um da bequeme Stapelplätze zu finden und auf Dämmen und Hügeln von Erde führten sie da Häuser auf, wo vor dreyßig Jahren noch Schiffe vor Anker lagen.

Die Ausschweifung, eine stete Folge von der Freude der Eroberungen, war der erste und Hauptgrund von einem Sterben, das die Engländer, welche diese Insel im Jahre 1762 eroberten, in Schrecken setzte: die Todten, welche nur ganz flach, des Wassers wegen, eingegraben werden konnten, wurden für die Lebenden weit schädlicher, als das Klima den ersteren keinesweges gewesen war. Dieses Gemisch der Dünste von den verwesenden Körpern und von den Morästen, welches die brennende Sonnenhitze noch verschlimmerte, bewirkte einen Pest, welche mehr als zweytausend Engländer hinraffte und die Stadt einer Einöde gleich machte.

Noch war die Luft nicht gereinigt, als im Jahre 1763 nach dem Frieden die Französischen Regimenter diese wieder ersetzten. Man ließ sie an einem Kanale durch den Morast zwischen der Stadt und dem Gebirge

arbeiten, der alles Wasser anziehen und es auf der einen Seite in den Haven, und auf der anderen in die Mündung des Flusses Hopital, ausführen und ableiten sollte. Aber dieser Fluß, der nun weniger Zug hatte, wurde selbst durch seinen mit sich führenden Sand und durch den Schlamm aus dem Kanale, verschlemmt.

Daß Aufgraben der Erde war von jeher gefährlich. und der größte Theil derer, die Hand an diese Arbeit legten, opferten dadurch ihr Leben; sie verdienen um so mehr bedauert zu werden, da man mit Verdruß sieht, daß ein auf bewundernswerthe Art gut ausgedachtes Werk nicht vollendet wird, weil die Ausführung selbst fehlerhaft ist. Der Kanal ist zu enge, und kann die Menge Wassers, das von den Bergen und Regengüssen dahin fließt, nicht fassen: da er das Wasser nicht schnell genug abführt, so tritt es über die Ufer, und er selbst macht einen immer mit stehenden Wasser angefüllten Behälter.

Die Stadt ist auf diese Art vom festen Land durch den Kanaal abgesondert, und in eine ziemlich weite Insel eingeschlossen, die noch verschönert und vergrößert werden könnte.

Der Boden kann noch durch Abzugsgräben ausgetrocknet, und der Morast diesseits angefüllt werden: man beschäftigte auch, so lange das Regiment Perigord hier lag, die Soldaten, die wegen eines Versehens oder auch sogar schwerer Verbrechen wegen bestraft wurden, mit dieser Arbeit, und gab ihnen wegen der schweren Arbeit einigen Zuschuß *), zu Lebens-

*) Man gab jedem Soldaten vier noirs d. i. vier Sous mit sechs Liards gestempelt, eine verachtete Münze,

mitteln. Dieses auf Erfahrung gegründete Verfahren wirkte doppelt, da es mit dem Nützlichen verbunden ward, wovon die Disciplin, so wenig als möglich abweichen sollte.

Die auf der Seite der Stadt aufgeworfene Erde treibt das Wasser auf die andere Seite des Kanals, der wegen der seichten Plätze, die sich da finden, untüchtig ist, und den man lieber ganz, um die Luft zu reinigen, aufopfern, und ein Mittel erdenken sollte, von der Seite der Schiffswerfte der Meerwasser unter der Erde dahin zu leiten, und so die stets pestilenzialischen Moräste von süßem Wasser in einen Morast von Salzwasser, das von dem Meerwasser, wenn auch nicht eben stark, immer wieder erneuert würde, zu verwandeln.

Wenn die Stadt Fort-Rayal von dem stehenden Wasser befreyet würde, so wäre sie ein angenehmer und gesunder Ort: aber die Einwohner von anderen Gegenden der Insel fürchten sich näher zu kommen, mehr aus Vorurtheil als aus gegründeten

---

und eine sehr mäßige Summe in einem Lande, wo ein Neger, der als Handarbeiter bey den Arbeiten für den König angestellt ist, täglich einen Martiniqueschen Thaler bekommt, welches in Frankreich 40 Sous macht. Ein ziemlich großer Platz der Gegend ist ausgefüllt, geebnet und 1773 angepflanzt, und giebt einen angenehmen Anblick und einen Spaziergang, den das Volk Quatre-noirs genannt hat, zur Erinnerung an die mäßige Summe die jeder Soldat bekam. Wie viel giebt es nicht Benennungen und Wörter deren Ursachen und Herleitung die Gelehrten, als etwas wichtiges aufsuchen, die jedoch einen sehr einfachen und wenig edeln Ursprung haben.

Ursachen, weil die üblen Folgen und Unbequemlichkeiten des Lokals sich täglich vermindern.

Eine große Steppe Savanne, die vor nicht gar langer Zeit das Meer noch überschwemmt hat, und nun die Stelle einer Esplanade zwischen der Stadt und dem Fort vertritt, welche eine Erdzunge bildet, wird stets von Winden, die durch die Schluchten der entfernten Gebirge in diese Gegend streichen, durchweht. Sie unterhalten daselbst eine Kühle, die man nirgends so stark als bey dem Fort empfindet. Dieses liegt höher als alle dazwischen liegende Punkte, die den Wind brechen könnten, den man in dem heißen Erdstriche mehr als den Schatten sucht, mit dem man den Strahlen der Sonne trotzt, und in dem sowohl die Quelle der Gesundheit als die ersten Elemente des Lebens zu bestehen scheinen. Eine immer verneute und bewegte Luft erleichtert die Respiration, welche die Verdünnung einschränkt. Diese merkliche Verschiedenheit, welche man empfindet, wenn man von der Stadt nach dem Fort geht, beweist die Wahrheit der drey angegebenen wichtigen Stücke: Höhe, Kühle und Gesundheit.

Auf dem Berge Garnier, der die Stadt der so kostbaren Vortheile des Windes beraubt, und über alle auch die höchsten benachbarten Punkte, wie Patata, Kartouche, Tortenson und Fort-Royal, emporragt, ist eine Festung*) angelegt, die aus vier Bastionen besteht. Drey Seiten dieser unregelmäßigen Citadelle, von denen die eine der Stadt gegenüber liegt, die beyden anderen an den Seiten liegenden, die eine

*) Man nennt sie Fort-Bourbon.

den Haven, und die andere den Fluß Hopital beherrscht, und die alle drey wegen des steilen Abhanges, welcher am obersten Theile des Garnier sich anfängt, unzugänglich sind, scheinen die übermäßigen Kosten für Handarbeit erspart, und der Kunst die hier unnützen Regeln und Berechnungen, die die Befestigung eines wichtigen Ortes erfordert, erlassen zu haben, da die Natur sie selbst vertheidigt.

Zweytes Kapitel.

Von einigen politischen Begebenheiten, welche sich auf dieses Werk beziehen.

Der Lauf der Begebenheiten bey Lebzeiten eines Königes, gleicht dem Laufe der Gestirne, welchen man nur nach dem Untergange der Sonne bemerkt: in der tiefsten und dunkelsten Nacht werden die Geheimnisse des Himmels offenbar; aber eine einzige ist nicht hinreichend, die Morgenröthe des folgenden Tages hebt alle Rechnungen und Zusammenstellungen auf.

Mitten unter den Intriguen und Kabalen des Hofes, welche am Ende der Regierung Ludwig XV. gespielt wurden, und die Anarchie in dem Staate einführten, glaubte man einige Bewegung im Kabinet zu Versailles zu bemerken; man glaubte sogar, daß man eine aufgeklärte Politik würde hervorgehen sehen, und daß man von einer vieljährigen Erfahrung würde Früchte geärndtet haben. Die Streiche, welche sie auf die beyden Indien zu richten schienen, zertheilten in Amerika einen Theil des Schleyers, wel-

cher Europa die geheimen Operationen des Gouvernements verbarg. Die Fregatte Hirondelle landete im December 1770 auf Martinique und offenbarte die Absichten des Hofes zu Versailles, die nähmlich sich in Vertheidigungsstand zu setzen, zu bestehen schienen und auch wirklich darinn bestanden; sie ging ohne Anstand mit vollen Segeln in größter Geschwindigkeit nach St. Domingo. Französische Regimenter wurden zur nähmlichen Zeit von Europa aus nach = Ost und Westindien eingeschifft; wozu sie eigentlich bestimmt wären, war eben so geheimnißvoll, als wer alle diese Operationen veranlaßte: alles kündigte eine Erschütterung an, von welcher die neue Welt den ersten Ausbruch empfinden mußte.

Aller Mundvorrath, der sich damals auf Martinique befand, wurde in die Magazine von Fort-Royal gebracht. Die Artillerie wurde aus den Zeughäusern gezogen, und auf Fort = Bourbon verdoppelte man Mannschaft und Kräfte, da man die Nacht mehrere Segel bemerkt hatte, die, wie sich fand, ein Kriegsschiff war, beladen mit Mannschaft und Geld, das die Transportschiffe deckte. Wäre es, wie es wohl hätte seyn können, ein Englisches Geschwader gewesen, so hätte Frankreich für die Kolonien zittern müssen, sie konnten Frankreich noch einmal entrissen werden, ehe man ihnen Hülfe leisten konnte.

Durch diese Schiffe wurden die Einwohner, deren Waaren sogleich im Werthe fielen in große Furcht gesetzt. Der Gouverneur benahm ihnen diese Furcht und ergriff diesen Augenblick eiligst die Festungswerke auf dem Garnier herzustellen: seine Wachsamkeit, seine unermüdete Sorgfalt, und die Willfährigkeit der Truppen, waren die ganze Hoffnung des Gouver-

vernements. Die mangelhafte Seite von Fort-Bourbon wurde nach dem Feinde zu in Vertheidigungsstand *) gesetzt. Die Insel Ramier**) und das Vorgebirge der Neger, ***)welche die Bucht von Fort-Royal decken, wurden, so wie alle Offensiv- und Defensivpunkte der Insel mit Mannschaft und Batterien besetzt. Alles war in Bereitschaft und die Truppen wünschten nur den Feind zu sehen; Kauffahrteischiffe waren im Hafen zum Krieg ausgerüstet. Nach der Methode in andere Länder einzufallen, wovon dieses Jahrhundert mehrere Beispiele aufzeichnet, hätte man auf St. Domingo landen können, hätte vielleicht Zeit gehabt in die anderen Englischen Besitzungen, welche ebenfalls ohne Vertheidigung waren, einzufallen; hätte die Pflanzungen verbrennen, die Neger fortführen und mit der Beute auf Martinique in Sicherheit bringen, und nun das Schicksal abwarten können, welches das erste ankommende Geschwader entscheiden mußte. Man erwartete endlich die letzten Befehle aus Europa, als eben eine Fregatte im Januar den Frieden bekannt machte.

Den zehnten December des verflossenen Jahres

*) Man schlug in den benachbarten Waldungen Holz zu Palisaden, und führte mit größter Eilfertigkeit und Mühe mehrere Kanonen von Fort-Royal dahin.

**) Ramier ist eine kleine Insel, die so groß ist, daß sie ein Detaschement und eine Batterie fassen kann. Sie liegt auf der linken Seite der Rheede von Fort-Royal.

***) Dieses schließt die Bucht von Fort-Royal ein, und da es auf der rechten Seite liegt, so macht es mit der Insel Ramier ein Feuer ins Kreuz.

war ein neues Ministerium gewählt worden. Mit ihm zerstreuten sich die Unruhen von außen, zogen sich aber in das Innere des Reichs, welches dadurch erschüttert wurde. Die Erfahrung allein konnte die Gerechtigkeit und Gründlichkeit seiner Absichten, welche groß und vernünftig schienen, aufklären.

Das neue Ministerium, welches sein Daseyn nur dem Frieden zu verdanken zu haben schien, beschäftigte sich auch wirklich denselben zu befestigen und alles zu entfernen, was bey den Engländern hätte Eifersucht erwecken und Verdacht erregen können.

Thätigkeit und Verschwendung charakterisirten das vorige Ministerium: dieses mußte man in ein nachtheiliges Licht setzen, und das neue nahm das Gegentheil an; man mußte das Volk bestechen und sprach nur die Zuneigung einflößenden Worte: Oekonomie und Menschenerhaltung. Man schickte Gegenbefehle in alle Haven; aber sie kamen zu spät und die von Frankreich abgegangenen Regimenter langten an ihren vorher bestimmten Posten an.

Zu dieser Zeit, im Anfange des Jahres 1771, kam der Herr von Valliere*) auf Martinique an die Stelle des Grafen von Enery.**) Die Gouverneurs der Englischen Inseln sahen mit Vergnügen einen kühnen und unternehmenden Nachbar abgehen, der unermüdet und würdig war die Absichten eines thätigen Ministeriums zu befördern, welches ihn in Thätigkeit

---

* Er starb nachher als Gouverneur von Saint-Domingo.

** Er starb nachher auf Saint-Domingo, wo er dem Herrn von Valliere succedirt war.

zu setzen suchte. Um alle Ungewißheit zu heben, giengen die zweyten Bataillons von Royal=Vaissaux und von Limousin, die nicht längst erst angekommen waren, das erste von Vexin, und das Regiment von Bouillon zu Ende des Jahres 1771 von Guadeloupe und von Martinique ab, und auf der ersteren Insel blieben nur das zweyte Bataillon von Medoc und das Regiment von Perigord.

Der Mann soll dem Amte Ehre machen. Mehrere Chefs der Kolonien hingegen hatten sich selbst durch Bedrückungen in diesen erhabenen Posten verächtlich gemacht, und nur ihre Entfernung schützte sie gegen die Strafe. Eine beleidigende Pracht bewies der Hauptstadt das traurige Schicksal der Unglücklichen, auf welche die Tyranney eines Monopols hatte fallen müssen, die vielleicht durch den mittelmäßigen Gehalt nothwendig wurde.

Das vorige Ministerium setzte, um diesen Vorstehern der Kolonie alle Entschuldigung und allen Vorwand, sich straffällig zu machen, zu benehmen, die Besoldungen des Gouverneurs, welche sonst zwölftausend Livres betrugen, auf hunderttausend, *) und die der Intendanten auf vier und zwanzig. Alle Abgaben, die damals von der Schiffsladung**) bezogen wurden und deren Ausübung und Autorität, die eine das Gesetz und die andere den Mißbrauch bestätigt hatten, wurden aufgehoben. Diese Arten von willkührlichen

*) Nach Französischem Gelde, welches 50,000 Silberthaler auf der Insel macht.

**) Die Gouverneurs hatten sich das Recht angemaßt, zwey Neger von jedem Negerschiffe zu nehmen; diese Zahl war öfters überschritten worden. Diese Art

Auflagen, die das Gepräge der Tyranney trugen, unter dem Titel eines Geschenks, das für denjenigen, der es gab, lästig, und für den, der es erhielt erniedrigend war, das den Chef bey den Untergebenen herabsetzte, die Schranken der Subordination brach und alle Wege öffnete, die zur Ungerechtigkeit führen; diese Auflage wurde von der Zeit an schimpflich und strafbar. Da diese Gemälde öfters wieder mit großen Fehlern abgezeichnet wurden und die Entfernung noch die Farben verdunkelte nach dem Maaße als die Habsucht sie anwendete, so erweckten sie in den edlern Gemüthern die Ahnung von Gelegenheiten und Mitteln sehr viel Gutes schaffen zu können. Diese Stellen, die an sich selbst sehr ansehnlich waren, mit dem Seewesen in Verbindung standen, und mit Schiffskapitainen besetzt waren, wurden damals von Generalen der Landtruppen gesucht, und Präsidente des Parlaments stellten sich an die Spitze der Administration, welche Seekommissärs zu Vorstehern hatte. Diese heut zu Tage so begierig gesuchten Gouverneursstellen, waren ehedem in so üblem Rufe, daß ich einen General von großen Verdiensten und Rufe sagen hörte, er habe eine bloß deswegen ausgeschlagen, weil er gefunden habe, es brauche mehr Gesundheit als Kenntnisse, mehr Kraft des Körpers als Stärke des Geistes, und weniger Güte als Härte des Herzens um dem Klima Troz zu bieten, und die Gesetze geltend zu machen ge-

---

Auflage war eine von den Hauptrevenüen, wobey man sich in Ansehung der Quantität immer anmaßte, und sie in Ansehung der Qualität immer beschwerlicher machte. Man kann leicht merken, wie weit der Mißbrauch der Forderung in Ansehung der Quantität treiben konnte.

gen Menschen, die man größten Theils mit Recht beschuldigen könnte, sich nichts aus ihnen gemacht zu haben.

Der Glanz, womit die Regierung der Insel jetzt umgeben war, wiewohl er selbst von berühmten Moralphilosophen *) als der Majestät des Throns angemessen gebilligt worden, verletzte die Augen des neuen Ministeriums. Es fand sich, daß die Einkünfte der Kolonien durch die Besoldungen der Gouverneure und einer in der That übermäßig großen Anzahl von Officianten, die ihnen zugegeben waren, durch eine mit unendlich vielen unnützen Mitgliedern überladene Verwaltung und durch die Besoldung ihres Oberhaupts fast gänzlich aufgezehrt wurden. Es wurde also eine Veränderung vorgenommen. Die Gouverneurs, die nun bloß Kommandanten hießen, aber die nämliche Gewalt hatten, so wie auch die Intendanten, wurden auf die Hälfte des Gehaltes **) heruntergesetzt. Der Präsident Tascher, Intendant im Jahre 1773, ein Mann, der viel Kopf hatte und mit Leichtigkeit arbeitete, sollte das Vorhaben des Ministeriums unterstützen, indem man der Administration eine weniger zusammengesetzte, bestimmtere, einfachere, und folglich weniger kostbare Form geben wollte.

Das alte Ministerium hatte während des Krieges 1755, die Kolonien unter dem Schutze von Freikompagnien, die beim Seewesen angestellt waren, und deren Kapitäne nur unter dem Gouverneur standen, gefunden: ihre Sicherheit, vielleicht noch mehr diese Wür-

*) Montagne - Charon.

**) Von 80,000 Livres zu 40,000 Liv.

de, welche die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zog, dieses Ansehen von Größe, welches man nicht mit Gleichgültigkeit betrachten konnte, weil es das Gepräge der Oberherrschaft trug, machte, daß nach dem Frieden Französische Regimenter dahin verlegt wurden.

Das schreckliche Bild, welches die Ueberbleibsel dieser, vornehmlich der aus Amerika kommenden Truppen bei ihrer Rückkunft darstellten, die lange Reise nach Ostindien, ob es gleich da gesund ist, setzte die Regimenter, die zum Einschiffen bestimmt waren, so in Furcht, daß das Ministerium sich genöthigt sah, die Verabschiedung einer gar zu großen Anzahl Offiziere abzuschlagen, welche einen Dienst, zu dem sie sich nicht anheischig gemacht hätten, verweigerten.

Das neue Ministerium warb unter den verführerischen Reizungen der Neuheit, und mit dem Beifalle der Truppen, welche nicht aufhörten sich zu beklagen und gegen eine verheerende Einrichtung zu schreien, Regimenter, welche im Jahre 1773, auf immer dahin versetzt wurden. Die Sendung mehrerer Bataillons im Jahre 1775, bewies ihre Unzulänglichkeit oder einige Mängel bei ihrer Bildung. Die Regimenter haben auch ihre Kindheit, wie die einzelnen Glieder, aus denen sie bestehen: diese Festigkeit, dieser Gemeinsinn, dieses Zusammenhalten zum allgemeinen Besten, das man esprit de corps nennt, welches mehrere Jahre erfordert, verlangt auch Gegenstände zur Vergleichung und Nacheiferung. Truppen, die sich selbst überlassen, die neu angeworben sind, die Offiziers aus verschiedenen Korps haben, deren Vereinigung nicht so fest gewesen ist, als zu wünschen war, solche Truppen mußten lange diese wahren Grundsätze der Subordination und Disciplin nicht gewußt haben, die in einem Lande

am nöthigsten sind, wo die Erfahrung, der Kampf mit dem Klima auch die strengsten erschlafft.

Der Hof konnte diesen üblen Folgen entgehen, wenn er die Französischen Bataillons, welche sich damals da befanden, und die an das Klima gewöhnt waren, stehen ließ; sie würden zwar in den nämlichen Fehler verfallen seyn, aber sie würden doch, ehe sie zu der Erschlaffung der Grundsätze kamen, die die neuen vielleicht nie erreicht hätten, wenigstens lange Zeit gebraucht haben.

Das System der stehenden Truppen in den Kolonien giebt zu viel Blößen, um es gegen die große Anzahl von Beweisen, welche es bestreiten, zu behaupten. Die Etablissements, die Heurathen, das Acquiriren der Grundstücke, das Eigenthum, welche die Bande der Gesellschaft weit enger knüpfen, verwandeln sehr bald den Offizier und Soldaten in einen Kolonisten und Bürger, welcher nur sein persönliches Interesse kennt, ein Interresse, welches von dem des Souverains gänzlich abgesondert ist. Es ist ein Staatsgrundsatz, die auswärtigen Provinzen nicht unter dem Schutze der Nationaltruppen zu lassen. Das Schicksal derselben wird ihnen stets auf eine der Klugheit widrige Weise anvertraut, und selbst fremde Truppen machen durch die einzige Gewohnheit in die Länge nur ein und dasselbe Korps mit den Einwohnern, auf welche der Souverain mit Behutsamkeit rechnen muß.*)

*) Die Einwohner von Martinique begiengen im Jahre 1716 eine merkwürdige Handlung, wovon man auch in den stärksten Revolutionen der alten Republiken fast kein Beyspiel findet; aber dieser Zug von Stärke und Kraft, so richtig er war, konnte nur auf die

Aus diesem Grundsatze muß man das Verbot herleiten, daß Gouverneure sich nicht in den Kolonien ver-

Entfernung des Souverains und die Schwäche seiner Truppen gegründet seyn. Niemals fühlten die stolzen, so geistvollen Römer und Griechen ihre Rechte mehr, und hatten ein weiseres, vernünftigeres und längere Zeit erhaltenes Betragen.

Die Bedrückungen der Herren von La Varenne, Gouverneur und von Ricouart, Intendant, hatten den Kolonisten gerechte Ursache sich zu beklagen gegeben; sie beschlossen, sich von ihnen loszureißen, und sie nach Frankreich zu schicken. Diese beiden Chefs wurden zum Mittagsmahl im Quartier Lamentin eingeladen. Alle die vornehmsten Einwohner der Insel begaben sich dahin mit den ansehnlichen Begleitungen, welche die glänzende Ceremonie einer Wahl und ihre Sicherheit verlangten. Die Herren von La Varenne und Ricouart merkten nichts von der Revolution als im Augenblicke, da sie losbrechen sollte. Sie wurde mit allen Formen und derjenigen Verordnung bekleidet, welche der Ernennung, die folgte, ein neues Gewicht gab. Ihre Degen wurden ihnen genommen, und wurden von der Zeit an ihres Amtes entsetzt. Die versammelten Vorschwornen machten ihnen ihr Urtheil bekannt: sie ruften ihnen ihre Bedrückungen und den Mißbrauch ihrer Macht zurück; sie bewiesen die Gerechtigkeit der Gründe ihrer jetzigen Handlung, und als sie sich in Schlachtordnung gestellt hatten, erwählten sie Herrn du Bucq, welche Wahl durch das Rufen des Volks: Es lebe Herr du Bucq, unser General! bestätigt wurde. Dieser neue Chef, der mit der gesetzmäßigsten und heiligsten Macht und Gewalt bekleidet wurde, übernahm nun das Staatsruder. Die in Marschordnung verbundenen Einwohner machten die Bedeckung der abgesetzten Chefs. Die Begleitung gieng unter Fort-Royal, aber alles war vorher überlegt; das Geheimniß hatte diese Operation vorgeschrieben, die Pünktlichkeit begleitete sie, und alles des Zusammentreffen war so ausgesucht, daß die Truppen, welche in der Stadt lagen, nicht das mindeste von dem was eben jetzt vorgieng, erfuhren. Die Herren von La Varenne und von Ricouart versuchten alle Auswege, welche ihnen ihre Erfindungskraft nur eingeben konnte, sie von diesem Vorgange zu benachrichtigen, sie konnten aber nichts erhalten. Die Kürze allein konnte der Unternehmun

heurathen sollen, damit diese genauen Verbindungen sie nicht verleiten, mit Parteilichkeit und Wärme an dem Interesse der Kolonisten Antheil zu nehmen, welches besonders in Kriegsfällen niemals das Interesse des Souverains ist.

einen glücklichen Ausgang geben, der mindeste Verzug wäre gefährlich gewesen; das Geheimniß fieng schon an, sich zu verbreiten, troz aller Vorsichtsmaßregeln: man ließ ihnen weder Zeit, noch erfüllte man den Wunsch, ihre häuslichen Veranstaltungen zu treffen. Man langte bei einem abgelegenen Hafen an, wo schon ein Schiff unter Segel wartete, und die beiden Chefs wurden eingeschifft.

Deputierte der Kolonie bestiegen ein anderes Schiff, und langten zur nämlichen Zeit bei Hofe an. Das Ministerium nahm die weise und staatskluge Partei der Mäßigung: die alten Chefs wurden beschämt, die neuen bestätigt, und die Rebellen begnadigt. Alles wurde beruhigt, und die Einwohner von Martinique, welche nur gegen eine gemißbrauchte Gewalt Aufstand erregt hatten, nahmen die neuen Chefs mit Unterwerfung an, welche der Hof ihnen kurze Zeit nachher schickte.

Drittes Kapitel.

Landplagen mit denen nicht nur Martinique, sondern auch die andern Inseln heimgesucht werden.

Die Ameise, der man in Brasilien wegen ihrer Verheerungen den Namen Königsinsekt gab, und die sich auch auf Barbados furchtbar gemacht hatte, scheint jetzt ihre Herrschaft auf Martinque auszubreiten. Pflanzen haben wie die Thiere jedes seine besonderen Feinde, aber die Ameise greift Pflanzen und Thiere zugleich an.

Die zweite Landplage sind die Ratten. Diese sind hier wie in allen andern Inseln von ungeheurer Größe, und fressen und zerstören daselbst das Zuckerrohr. Man sucht ihre Vermehrung auf alle mögliche Art zu verhindern, und verfolgt sie entweder mit Hunden, die sie aus der Erde herausscharren und tödten, oder man opfert Neger zu diesem Geschäfte auf, die zu der Arbeit nicht mehr tauglich sind. Das einzige Geschäft dieser Unglücklichen ist, Ratten zu fangen, die sie dann vorzeigen müssen; man schneidet ihnen dann den Kopf ab, damit die Neger sie nicht

noch einmal als Trophäen ihres Sieges vorzeigen können. Indessen reicht alle Mühe und Sorgfalt der Menschen nicht hin, sie auszurotten, und sie würden bald den Menschen durch ihre ungeheure Vermehrung furchtbar werden, wenn nicht ein natürlicher Feind sie schwächte.

Dieser natürliche Feind der Ratte ist die Schlange, die unter allen Antillen auf Martinique und Saint-Lucie am liebsten sich aufhält, aber auch hier eine ungeheure Größe erreicht, weil sie hier am wenigsten beunruhigt wird. Ein Neugieriger hatte den Einfall sie nach Guadeloupe zu versetzen, um zu versuchen ob sie hier fortkäme, und dieser Versuch verdient nur dadurch Verzeihung, daß er mißlang. Was es für einen Grund habe, weiß man nicht, aber die Sache selbst verdient von den Naturforschern untersucht zu werden.

Die gemeinste Schlange auf Martinique wohnt gewöhnlich in Zuckerrohrfeldern, wo sie zugleich Nahrung und Schatten findet. In der Mitte ist sie am dicksten, und von da läuft sie nach den beiden Enden immer dünner zu. An der Seite nach dem Kopfe zu behält sie die Dicke fast bis an den Kopf, aber dann fällt sie plötzlich ab, und macht gleichsam einen dünnen Hals, an welchem der Kopf, der auf diese Art vom Körper getrennt ist, hängt. Der Kopf ist breit, platt, dreieckigt, doch so, daß die Ecken abgerundet sind; in den oberen Kinnbacken stehen krumme oder hakenförmige Zähne, die ihrer Figur nach, mehr aber wegen ihrer Bewegung, den Krallen der Katzen gleichen. Die Wurzel-Zähne stecken in einer weichen Höhle, die zugleich der Behälter von dem Safte giftiger Pflanzen zu seyn scheint. In dieser Höhle behält das Gift seine Wirksamkeit äußerst lan-

ge, so daß, wenn man den Kopf dieses Thieres vorsichtig abschlägt und ihn behutsam in die Erde gräbt, daß ihn die Thiere nicht ausscharren können, er mehrere Jahre nach dem Einscharren noch seine giftigen Eigenschaften behält.

Die Schlange krallt, aber sie beißt nicht, im Zorne streckt sie ihre Fänge heraus, ritzt damit, und zieht sie wieder ein. Wenn die Schlange ihre Beute verzehrt, oder wenn sie todt ist, so ist die natürliche Lage der Zähne die, daß sie in die Zahnhöhle oder den Beutel, der ihnen zugleich zur Scheidewand dient, zurückgezogen sind, und nur die Spitzen derselben sind unbedeckt.

Bei der Zahnwurzel befindet sich ein kleiner Kanal, durch welchen der Gift fließt, wenn beim Biß der Zahn den Beutel zusammendrückt. Dieser Kanal endigt sich in eine kleine Rinne, und durch dieselbe theilt dann der hohle krumme Zahn der Wunde, die er macht, und die wohl einen Zoll in die Länge betragen mag, das Gift mit. Hierauf schließt sich der Kanal wieder zu.

Gegen den Biß der Schlange brauchen die Neger einige Mittel, die sie aber geheim halten; sonst scarrificirt man die Wunde, wäscht sie fleißig mit Oel, und legt äußerlich ein Pflaster von Theriak und Oel auf. Man hält dies für ein specifisches Mittel, das durch seine fetten Eigenschaften den Gift mildert, wie dies der Fall bei den Schweinen ist wegen ihres Specks, die ohne Schaden die Schlangen aufsuchen und fressen. Um bei der Heilung desto sicherer zu gehen, nimmt man auch Oel und Theriak ein, und in drei Tagen ist die Gefahr vorüber; allein das sicherste und wirksamste Mittel ist das eau de Luce, welches aus Vorsicht jeder Einwohner bei sich trägt. Man scarrificirt

nämlich die Wunde, und wäscht sie mit diesem Wasser, von dem man auch einige Tropfen in Wasser einnimmt. Das Maul der Schlange geht bis an den Hals, und sie kann es daher so weit aufsperren, daß sie die Wade eines Mannes zu umfassen im Stande ist. Auf ebenem Lande schießt sie immer so weit als sie lang ist, indem sie nämlich den Schwanz an den Kopf zieht und sich dann plötzlich ausstreckt. Sie hat eine süßlich fade Ausdünstung, die der Neger sehr leicht spürt; und da sein Gesicht sehr gut ist, so erblickt er die Schlange immer zuerst, und tödtet sie mit einem kleinen Säbel, mit welchem er das Zuckerrohr abhaut. So erfolgt denn also der Tod dieser Schlange in dem Augenblicke, wo das Zuckerrohr, das sie bewachte und bewahrte, abgehauen wird.

Die Schlange verschluckt ihre Beute ganz; der Schlund ist nämlich gleichsam wie eine Zugröhre, die mit Gewalt nach innen zuzieht, und eine Schlange von sechs Fuß Länge und sechs Zoll Umfang, verschlingt eine Ratte oder eine Henne von dreizehn bis vierzehn Zoll Volumen. Das Thier wird nun schwerfällig und unbehülflich, unbeweglich und unförmlich und verdaut ungefähr in Zeit von acht Tagen.

Da sie während der Verdauung sich nicht bewegen kann, so wird sie mehrentheils eine Beute der Ameisen.

In dem Augenblicke der Begattung, der in alle Thiere neues Leben zu gießen scheint, sind ihre Augen, glänzend und feurig, und es hat mehr das Ansehen, daß sie von einer Pein gefoltert, als von einem süßen Verlangen in Bewegung gesetzt wird. Das schreckliche durchdringende Zischen, das für das Weibchen ohne Zweifel rührend, aber für die Menschen desto

fürchterlicher ist, scheint mehr die Sprache der Wuth als der Liebe zu seyn. So wie sich das Männchen dem Weibchen nähert, kann man sich nichts lebhafteres und behenderes denken; tausend Windungen und Krümmungen machen das Vorspiel der Liebe, und scheinen alles das zu erschöpfen, was der feurigste Liebhaber durch die wärmsten Schmeicheleien zu erringen sucht. Auch die Zunge, die von den mehresten für gefährlich gehalten wird, und deswegen das Sinnbild der Pfeile Amors und der Blitze Jupiters war, drückt bloß durch ihre blitzschnelle Bewegung die glühende Begierde aus, und ist für das Weibchen eine sehr verständliche Sprache. Und selbst die ganze Bildung der Schlange, die ihr nur zu kriechen verstattet, erhöht die Freuden der Begattung; wie Epheu um die Ulme schlingt das Männchen sich um das Weibchen, und so in einander verschlungen scheinen beide ganz Gefühl zu seyn. Aber in diesen Augenblicken des Entzückens naht der Feind, und nicht selten werden sie eine Beute der Ameisen, die durch die Menge sie überwältigen.

Es ist fast unglaublich wie furchtbar diese Ameisen sind; denn Kinder in der Wiegel, welche man einige Stunden allein gelassen hatte, sind von ihnen gefressen worden. Man hat bei feinen anatomischen Präparaten seine Zuflucht zu diesen Insekten genommen, und kleine Vögel, zum Beyspiel, die mit dem anatomischen Messer nicht zerlegt werden konnten, wurden in wenig Tagen von den Ameisen zu Skeletten gemacht.

Besonders nachtheilig sind diese Thiere den Zuckerrohrfeldern. Das Rohr scheint Anfangs sehr gut zu wachsen, und eine reichliche Aerndte zu versprechen, aber auf einmal wird es schwarz und verdorrt, so daß

ein solches von Ameisen verheertes Feld, gerade das Ansehen hat, als wenn es abgebrannt wäre.

In einigen Gegenden der Insel war man genöthigt, wegen der Menge der Ameisen den Zuckerrohrbau aufzugeben, und dafür Kaffeebäume anzupflanzen, aber die Ameise greift auch diese Bäume an, wenn sie jung sind. In Barbados hat wohl die Zeit allein diese Insekten vertilgt, indessen war es denn wohl auch von Nutzen, daß die Kolonisten ihre Pflanzen sechs Fuß weit von einander setzten, und sie oft durchsuchten. Um aber den Zwischenraum nicht ungenutzt liegen zu lassen, besäete man ihn mit Mais oder Indischem Korn, wodurch man ein neues Nahrungsmittel für die Neger erhielt und den Magniok entbehren konnte.

Die Magniokwurzeln werden geschält, klar gestampft oder gerieben, und ausgepreßt. Dieser ausgepreßte Saft, aus dem die Indianer ein berauschendes Getränke verfertigen, ist zusammenziehend und giftig, und wenn man ihn stehen läßt, so setzt er eine Art von Mark ab, das der Stärke gleicht, und sehr weiß und fein ist. Man braucht es zu Backwerk, zu Haarpuder, und junge Hühner und Tauben werden sehr fett davon. Die ausgepreßte Wurzel wird zerrieben und in Wasser eingeweicht, das Wasser hierauf abgegossen, der Bodensatz getrocknet, und dann wie Mehl zu Brod verbraucht, oder auf heißen eisernen Platten zu dünnen Kuchen gebacken. Das Mehl ist nach dem Geschmack der Indianer im Vergleich mit der Kassava das, was nach dem Geschmack der Europäer halb ausgebackenes Brod gegen gut gebackenes Brod ist. Diese Kassava, wie sie die Indianer nennen, wird sehr bald zubereitet, und ist bei dem häufigen Gebrauche des Salzfleisches und des Stock-

fisches, als der vorzüglichsten Nahrung der Neger, wegen ihrer kühlenden Eigenschaft sehr heilsam, daher sie auch weiße Kreolen dem Brode vorziehen.

Sonderbar ist es dabey, daß die Wurzel dieser Pflanze, die ganz flach läuft, von Schweinen und Ochsen ausgescharrt und ohne Nachtheil gefressen wird. Ja selbst Wurzeln, die ungeschält von Menschen genossen wurden, zeigten keine giftige Eigenschaft, ein Beweis, daß das Gegengift, welches man so lange im Meerwasser suchte, in der Schaale steckt.

Das Mais-Brod ist schwer, und nur für hitzige Magen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, tauglich, für Neger aber ist es allgemein schädlich.

Man hat bis jetzt verschiedene Mittel versucht die Ameisen auszurotten, von denen man unter der Erde oft Eyer fand, die zwey Zoll hoch lagen; man hat die Felder abgebrannt, man hat sie unter Wasser gesetzt, man hat Gift ausgestreut, und alles war umsonst. Das einzige, was bis jetzt von einigem Nutzen gewesen ist, daß man jährlich nach der Aerndte die Wurzeln der alten Pflanzen ausrauft, und die Felder neu anpflanzt, wo durch das öftere Bearbeiten der Erde die Brut derselben zerstört wird.

Viertes Kapitel.

Einige Bemerkungen über die Neger.

Den Armen der Neger verdankt Europa seinen Reichthum und Wohlstand, und Amerika seine Kultur. Ohne sie läge manches Plätzchen in Amerika wüste, oder wäre noch mit Wasser bedeckt, und mancher Handelsartikel würde weit seltner seyn, der jetzt ganz gemein ist. Indessen legt die Zeit die Nothwendigkeit auf, sie jetzt sparsamer anzuwenden, indem sie täglich immer seltner werden. Sey es nun, daß die Europäer selbst die Volksmenge vermindert haben, indem sie jährlich über sechzigtausend Negersklaven aus Afrika schleppten, oder daß die Zeit selbst den Einwohnern die Augen öffnete, und sie von dieser unmenschlichen Gewohnheit immer mehr zurückbringt. Ihr Preis ist daher auch unendlich gestiegen, und ein Negersklave, oder wie der Kolonist sich ausdrückt, ein Stück Neger, der vor dreyßig Jahren vierhundert Livres kostete, wird jetzt mit fünfzehnhundert Livren bezahlt.

Bey dem allen findet noch ein Verlust Statt, der die Zahl vermindert und den Preis erhöht. Der Rhe-

der nämlich, dessen Schiffsladung aus solchen lebendigen Handelsartikeln besteht, hat nicht nur schon einigen Abgang auf seiner Fahrt von Afrika nach Indien, sondern der Koloniste verliert immer auch ungenutzt einen Drittel.

Der Grund, warum so viele unglückliche Negern sterben, liegt nicht sowohl in der physischen Beschaffenheit des Klimas, da der Unterschied zwischen Afrika und Amerika kaum zwölf Grade betrifft, sondern die Hauptursache ist wohl moralisch. Weniger Kraft äußern diese moralischen Ursachen auf das Gemüth der Weiber, und wenn sie gleich von der Farbe des Europäischen Frauenzimmers so weit als Elfenbein von Ebenholz verschieden sind, so ist doch ihr Herz nach einerley Modell geformt. Flüchtig und leicht zeigt ihr Charakter nur Leichtsinn und Unbesonnenheit, eine Eigenschaft, die allen Weibern auf der Erde eigen zu seyn scheint. Alles scheint ihnen neu zu seyn, weil sie die Gegenstände nur oberflächlich anschauen. Die Freuden, die man ihnen anbietet, und die man wieder von ihnen fordert, fesseln sie sehr bald, und dringende Bedürfnisse, die nur mit ihrer Bewilligung befriedigt werden, sind die einzigen Ketten, die sie während der Ueberfahrt zu tragen haben. Bloß mit dem Kleide der Natur geschmückt, sieht man sie auf dem Oberlof sich jeder Freude überlassen, singen, tanzen, und in ihren Bewegungen Wollust, als die glücklichen Symbole des heißen Klimas ausdrücken. Nackend und an einander gefesselt liegen die Männer in der Dunkelheit unter den Verdecken, und das Gewicht ihrer Ideen und ihres Kummers, drückt sie mehr nieder als ihre eisernen Ketten. Traurig, ernsthaft und still, denken sie über ihr Schicksal nach, das sie nicht kennen,

und mit finsterm Auge und gerunzelter Stirn, ein Blick, vor dem das Herz des Menschen, der noch einiges Gefühl hat, zurückschaudern muß, schauen sie auf den Tanz und das muntere Geschrey der Weiber, und das Ganze giebt ein äußerst kontrastirendes Gemälde.

Wenn die Sklaven in der Pflanzung ankommen, so stehn sie gleichsam ein Jahr in der Lehre, wo sie die Sprache des Landes und den Gebrauch der Arbeitsinstrumente lernen. Die Männer sind immer ernsthaft, und scheinen nicht sowohl über das, was sie sehen und hören, sich zu verwundern, als ihren melancholischen Ideen nachzuhängen. Das stille Nachdenken der Negern, die über zwanzig Jahr alt sind, zieht immer üble Folgen nach sich; denn mehrentheils hat es seinen Grund in einer unglücklichen Liebe, und die Leidenschaft hat schon tiefe Wurzeln geschlagen. Eben so gefährlich ist die Sehnsucht nach dem Vaterlande; für sie ist die Zeit keine Trösterin, und nur der Tod allein lindert den Schmerz der Trennung. Bey einigen Nationen herrscht auch ein gewisses religiöses Gefühl, das ihnen nach dem Tode die Rückkehr in ihr Vaterland verheißt. Das geringste Gefühl von Druck, die kleinste harte Behandlung weckt dann in ihnen den Vorsatz ein Glück zu suchen, das der große Geist Min ihnen in ihrem Vaterlande verheißt, und oft hängen sich mehrere Negern von der Ibo-Nation an einen Baum, um in Gesellschaft die Reise nach ihrem Vaterlande zu machen. Dies ist die einzige Art von Selbstmord, die unter ihnen gewöhnlich ist, und sie scheint gleichsam ein Glaubensartikel von ihnen zu seyn.

Doch bey allen diesen traurigen Ereignissen, die das Glück der Kolonisten stören, giebt es eines, das

außerordentlich schrecklich ist, und mit einemmal alles zu Grunde richten kann, nämlich, die Vergiftung. Man ist noch nicht hinter ihr Geheimniß gekommen, was sie für Ingredienzen zu ihren Vergiftungen nehmen, aber die Wirkung ist sicher, und sie vergiften nicht nur sich, sondern auch ihre Kameraden, das zur Pflanzung gehörige Vieh, und die Pflanzen selbst verbrennen sie.

Man darf sich daher auch nicht wundern, daß die Pflanzungen immer mit neuen Negern müssen versehen werden, da so mancherley Ursachen sie aufreiben. Dabey sind aber auch die Negerweiber wenig fruchtbar, und wenn sie ja Kinder bekommen, so sind diese schwach, und sterben früh oder spät an Krämpfen.*)

Der Kolonist könnte alle diese nachtheiligen Folgen leicht vermeiden, da er die Mittel dazu in seinem eignen Herzen hat, allein er scheint dafür blind zu seyn. Eine Negerfrau muß bis auf den letzten Augenblick ihrer Niederkunft arbeiten, und wenn sie niedergekommen ist, muß sie sehr bald wieder an die Arbeit. Sie schleppt dann ihr Kind mit sich, legt es auf eine einfache Matte auf die Erde, und wenn es, vom Hunger gequält, weint, kann ihm die Mutter nur eine schlaffe magere Brust reichen, in der oft nicht ein Tropfen Milch ist, weil schlechte Nahrung und angestrengte Arbeit dem Kinde keine Nahrung schaffen können. Dabey sind die Hütten der Negern so schlecht beschaffen, daß nicht nur überall die kühle Morgen- und Abendluft durchzieht, sondern auch das Feuer, das

*) Dies ist nur von denen in der Sklaverey und auch nicht überall zu verstehen. D. H.

man darin anmacht um sich zu erwärmen, oder seine Speise zuzubereiten, einen Rauch verbreitet, der vielleicht schädlicher ist als der Luftzug.

Kann man nun wohl die Mütter hart tadeln, wenn ihre Kinder ihnen mehr Plage als Freude verursachen, daß sie jedes Mittel ergreifen, die Kinder sich vom Halse zu schaffen? Und wenn nun die Weiber das mütterliche Gefühl verlieren, was kann man von den Männern erwarten, die mehr aus langer Weile und Gewohnheit, als aus Liebe zu ihren Weibern gehen?

Für den Kolonisten wäre es ein leichtes seinen Negern das Leben angenehm zu machen, und sein Ketten mit Blumen zu bedecken. Ihre größten Leidenschaften sind Musik und Tanz; schon der Ton auf einem hohlen Topf, der Klang einer Schelle, setzt jede Muskel und jeden Nerven des Negers in Bewegung. Hierin scheint der Neger die feinste Federkraft zu besitzen; ein Gefühl scheint durch sein Ganzes zu herrschen, und ein einzelner Ton ist der Druck auf eine Feder, welche die ganze Maschine in Bewegung setzt. Der kalte Europäer ist mit diesem hohen Gefühle unbekannt, und die reine Freude, welche die Natur in das Herz ihrer Kinder gießt, ist für ihm ein Gegenstand des Spottes.

Der Gesang der Negern ist eintönig, und gleicht mehr unterbrochenen Klagen; aber er gießt in die Seele eine sanfte Melancholie.

Ihre Musik besteht aus einer Note und einem Seufzer, und wechselt in ziehenden Tönen und tiefem Stillschweigen. Die dunkle Nacht und das ferne Rufen der Frösche macht dieses nächtliche Konzert äußerst interessant.

Ihr Tanz ist gerade das Gegentheil vom Gesang. Traurig und langsam ist der Gesang; rasch und fröhlich der Tanz. Tausend geschickte Wendungen und Drehungen macht der Neger, und kaum ist das Auge im Stande sie zu verfolgen, und die Ausdrücke der Leidenschaften zu bemerken. Bald steht er in stolzer, bald in demüthiger Stellung da, und mit der unglaublichsten Geschwindigkeit geht er von der Wuth zur Zärtlichkeit über. Sein glühendes Auge weilt auf seiner Tänzerin, deren Bewegungen zwar noch wollüstiger sind als die Blicke, allein nichts von der Schaam und Unschuld verlieren, die die Frauen auch selbst in den höchsten Augenblicken der Wollust zu erhalten wissen. Sie sind geschickte Priesterinnen dieser Göttin, die ihre Opfer mit dem Schleyer der Schaam bedecken; dies sind die Mysterien und Geheimnisse ihrer Religion, die die Männer in Erstaunen setzt, ihre Verehrungen erzwingt, ihre Neugierde zurückhält, um sie desto mehr zu reizen, und Glauben, Zutrauen, Unterwerfung und vor allem Liebe fordert. Nach der klagenden Furchtsamkeit der Tänzerin schießt der Tänzer gedämpfte Töne, die sie wie Feuerfunken auffängt, und auf ihren Tänzer wieder zurückwirft. Das glühende Verlangen scheint dem Manne ein Geschrei zu erpressen, und bey beyden strahlt das ungeduldige Verlangen aus jeder Bewegung, das Vergnügen zu genießen, das sie dem Zuschauer einflößen.

Fünftes Kapitel.

Anbau der Ländereyen in der Kolonie. — Schwierigkeiten eine neue Methode einzuführen wegen des Handels — Gegenseitige Klagen der Kaufleute und der Kolonisten.

Die Gewohnheit, alles durch Neger bearbeiten zu lassen, ist mit einer Menge Schwierigkeiten verknüpft, die sowohl gegen das Interesse der Kolonisten sind, als die Gefühle des Herzens empören. Dies hätte ihnen auch schon längst die Augen öffnen sollen, um auf Mittel zu denken, die große Anzahl der Negern zu vermindern; allein ein bizarres Vorurtheil, das vom Genie geboren und von der Unwissenheit gesäugt wurde, macht sie gegen alle bessern Versuche blind; und selbst einzelne Beyspiele einer glücklichen Verbesserung, sind nicht im Stande, sie von ihrem Schlendrian zurück zu bringen. Bey den mehresten herrscht nähmlich die Meinung, daß ihre Ländereyen nur durch Negerarme könnten bearbeitet werden, und nichts bringt sie von dieser Meinung zurück. Dennoch ist durch die Erfahrung bewiesen, daß das Zuckerrohr eben so gut wächst, man mag das Land ackern, oder Löcher mit der Hacke machen. Führte man nun den Pflug ein, so würde dieser eine Menge Sklaven ersetzen, und für Zugthiere würde man hinlängliche Weide fin er.

Dabey müßte aber auch die Erfahrung ein anderes Vorurtheil wegschaffen, wodurch der Viehhaltung geschadet wird. Man glaubt nämlich, Dünger tauge nichts auf die Zuckerrohrfelder, weil der Zucker dadurch einen schlechten Geschmack bekäme. Ueberhaupt, sagt man, tragen unsere Felder hundert Jahre ohne Düngung, und Zuckerrohrfelder düngen sich jährlich selbst durch die Menge Blätter.

Erfahrung unterrichtet die Menschen und klärt sie auf, aber bestimmt sie nicht immer; Gewohnheit herrscht zu gewaltig, und Nachlässigkeit ist vielleicht noch unüberwindlicher, wo ein warmes Klima den Sinn für Neuerungen abstumpft. Hierzu kommt noch die Schwierigkeit Ackerleute zu bekommen, die man, wenn man sie ja erhält, theuer bezahlen muß; noch mehr aber wird jede neue Methode durch den Handel verhindert. Martinique hat achtzigtausend Negersklaven, zu deren Unterhalt man jährlich eine Menge eingesalzenes Fleisch, Stockfische und andere Handelsartikel nöthig hat; führte man nun z. B. den Pflug ein, so würden sich die Neger um die Hälfte vermindern, und ein Theil des Handels würde dadurch einen gewaltigen Stoß bekommen. Man sieht daher leicht ein, daß gerade der Vortheil des Handels darin besteht, eine jede für ihn nachtheilige Neuerung zu verhindern, und dies ist hier um so eher möglich, da fast alle dahier her handelnden Kaufleute die stärksten Gläubiger der Kolonisten sind. Sie sind daher durch die gemachten Vorschüsse gewissermaßen Besitzer der Pflanzungen, und die Kolonisten sind nichts weiter als ihre Verwalter, die den Willen ihrer Herren befolgen müssen. Zwar ist es sehr schwer den Schuldner aus seiner Besitzung zu vertreiben, allein das ganze Verhältniß führt desto

mehr zu dem schädlichsten Mißtrauen zwischen den Kaufleuten und Kolonisten. Der Kaufmann wird über den ungeheuern Aufwand des Kolonisten verdrüßlich, und der Koloniste sucht alle mögliche Mittel, den Kaufmann um einen Theil der Produkte zu betrügen.

Der Landneger, (der von dem Hausneger verschieden ist,) ist in den Kolonien dem Kolonisten das, was in Frankreich der Ackermann dem Pfluge ist, und zur Bezahlung einer Schuld kann er ihm nie genommen werden. Aber ist der Pflänzer zu viel schuldig, so kann ihm der Gläubiger die Pflanzung wegnehmen, das aber dem Schuldner mehr zum Vortheile als zum Nachtheile gereicht. Denn mehrentheils bleibt der Schuldner auf der Pflanzung, und wird Verwalter; und so verliert er dadurch die Sorge, den Aufwand der Kolonie zu bestreiten.

Mitten in Martinique liegen eine Menge fruchtbarer, unbebauter Felder, die wegen der Entfernung vom Meere, und der prallen Abhänge, die man zu übersteigen hat, zu Pflanzungen untauglich sind, wo aber Gras in Ueberfluß wächst. Hier könnte man Zugvieh ziehen, das an das Klima nach und nach gewöhnt würde, und so brauchte man keine Ochsen aus Neu-England, und keine Pferde von Spanien zu holen. Dies würde für Martinique äußerst vortheilhaft seyn, und nicht nur Pöckelfleisch, Butter und Licht, welches Frankreich jährlich dahin führt und über vierhundert Millionen beträgt, entbehren können, sondern es würde auch die Arbeit erleichtern und die Anzahl der Negern vermindern.

Sechstes Kapitel.

Allgemeine physische Bemerkungen über Martinique. — Ansteckende Krankheiten und ihre Ursache. — Austottung der Karaiben.

Der erste Winter, den das Regiment Perigord im Jahre 1770 auf Martinique aushielt, war für dasselbe traurig. Diese regnerische Jahreszeit, welche man wegen der gefährlichen und rauhen Witterung den Winter nennt, fängt sich auf dieser Insel mit dem 3ten Julius an, und endiget sich mit dem 3ten oder 4ten Oktober. Die Atmosphäre ist dann ganz von der Sonne erwärmt, die erst im May, und dann zum zweytenmal im August, bey der Rückkehr vom Wendekreise des Krebses nach dem Aequator, über die Insel geht. Auf die kühlen Ostwinde folgen dann Süd- und Südwest-, West- und bisweilen Nordwestwinde. Die ersteren kommen über das mittägliche Amerika, die zweyten über Neu-Spanien und die großen Antillen, und die anderen über den westlichen Theil des nördlichen Amerikas. Diese Erdwinde sind immer ungesund, besonders die Südwinde, welche

fast beständig wehen. Sie bringen nicht nur Zugvögel, die dann auf den Antillen sehr gemein sind, sondern auch Wolken, welche von den Dünsten der sumpfigten Ufer des Amazonen- und Oronokko-Flusses sich bilden. Diese Wolken gehen sehr niedrig, weil ihre Bestandtheile sehr schwer sind, werden von den Bergen auf den Inseln aufgehalten, und weil die Luft dünne ist, fallen sie hier auf, und unterhalten drey Monate, während welchen der Südwind herrscht, einen beständigen Regen. Die ganze Gegend, besonders bey Fort-Royal, wird nun beynahe ganz überschwemmt; eine Menge ansteckender verdorbener Dünste steigt durch die Sonnenhitze auf, und verpestet die schon verdorbene Luft noch mehr. Das verdünnte Blut findet nun in der verdünnten Luft nicht mehr den Widerstand, der auf die äußern Gefäße wirkt, und das Gleichgewicht der Feuchtigkeit unterhält, und so wird es in einem solchen hohen Grade aufgetrieben, daß alle natürlichen Verrichtungen unterbrochen werden. Die Ausdünstung wird gehemmt, und die durch sie vorher bewirkten Absonderungen gehen nun ins Blut. Man wird also zu gleicher Zeit von zwey Krankheiten angefallen, nämlich vom Entzündungs- und Gallenfieber, und die Symptome, welche sich vier und zwanzig Stunden vor dem Tode zeigen, sind Kopfweh und Seitenstechen. Das erste Zeichen der Fäulniß ist die gelbe Farbe, die Blutgefäße sind außerordentlich ausgedehnt, das Kennzeichen der Entzündung; und diese Ausdehnung zeigt sich oft in einem so hohen Grade, daß die Blutgefäße zerreissen, und einen Blutfluß bewirken, das immer der Vorbote des Todes ist.

Dies waren die verschiedenen Anzeigen einer furchtbaren Seuche, welche in den Jahren 1770 und 1771

besonders unter den Französischen Truppen wüthete. Die Menge der Kranken verursachte, daß man Anfangs die Krankheit ganz verkannte, und die schnelle Hülfe, welche man leisten mußte, hinderte die Kunstverständigen an dem hinlänglichen Nachdenken. Die Fäulniß, welche sich im Tode durch schwarze Flecken in der hohlen Hand und an den Fußsohlen zeigte, betrachtete man als eine Art von Skorbut; die gelbe Farbe hingegen, die daher entstand, daß die Galle in das Blut trat, und es auflösete, machte ihnen desto mehr Schwierigkeit; man betrachtete sie als das Zeichen einer neuen Krankheit, die man das gelbe Fieber nannte.

Man nennt diese Krankheit auch Matelot, weil die ersten, die damit befallen wurden, Matrosen waren, welche aus Siam kamen, und alle Mittel, die man anwandte, Aderlässe, Bäder, Brechweinstein, waren nicht im Stande der Krankheit Einhalt zu thun. Ja die Aerzte waren nicht einmal so glücklich, wie die Negerinnen, welche den Kranken mit Zitronensaft rieben, ihn in Tücher wickelten, die mit Zitronensaft angefeuchtet waren, und die ihnen Wasser mit Zitronensaft vermischt zu trinken gaben.

Der Grund der Krankheit liegt unstreitig im Klima; allein hierzu kommen auch noch mehrere Nebenursachen, als heftige Bewegung, starker Gebrauch des Tafia, Umgang mit den Negerinnen u. dergl. m.

Bey den Soldaten kam auch noch ihre Art zu schlafen dazu. In ihrem Hamak haben sie nämlich eine ermüdende Lage, da er zu schmal und zu kurz ist. Der Körper liegt gekrümmt, so daß Füße und Kopf einerlei Niveau haben, der mittlere Theil aber tief liegt, und die Brust zusammengedrückt ist. Dadurch wird

das Athemholen erschwert, und beym Erwachen ist man müder, als man sich niedergelegt hatte. Die kühle Morgenluft, die sonst so gesund ist, unterbricht die Ausdünstung, welche durch die Menschen, die zusammenschlafen, vermehrt wird, und wird dadurch der Gesundheit desto nachtheiliger.

Die ungeheure Hitze der heißen Zone wird endlich durch den Ostwind gemäßigt, der hier Passatwind wird. Dieser Wind streicht über die brennenden Sandwüsten Afrikas, und ist für die Bewohner der westlichen Küste erstickend, kühlt sich dann aber bey seinem Striche über das Meer ab, und hat auf die kleinen Antillen einen erquickenden Einfluß. So lange er weht ist die Luft äusserst gesund, allein im Winter muß er anderen Winden weichen, und dann nahen sich auch Krankheiten.

Da unter dem Aequator die Erde bey ihrer Umdrehung um die Achse einen größern Zirkel beschreiben muß, als an den Polen, so muß unter der heißen Zone diese schnellere Umdrehung auch beträchtliche Veränderungen hervorbringen. Unaufhörlich arbeitet und schlägt das Meer gegen die Felsen, und schwemmt die lockere Erde weg, und zwischen Saint-Pierre und Fort-Royal bemerkt man überall Gewölbe und Höhlen, welche das Meer ausarbeitet. Diese Höhlen müssen sehr tief gehen, denn mit dumpfem Geräusche stürzen sich die Wogen hinein, und weit davon eilen sie brausend wieder heraus. Geht man von Precheur nach der Bucht von Seron an der Küste hin, so kommt man in ein Mannshohes Gewölbe, durch das man ziemlich weit mit Zittern geht; die Meereswogen spülten dieses Gewölbe in Tufstein aus, und noch jetzt steigen sie bey hohem Meere in dasselbe.

Alle diese Ursachen, so wie die Vulkane, welche hauptsächlich vom Meere unterhalten werden, müssen nothwendig auch Erdbeben bewirken.

Den 16ten April 1771 spürte man Abends acht Uhr zu Martinique ein Erdbeben. Alle Thiere, die durch einen innern Instinkt Naturbegebenheiten eher zu fühlen scheinen als die Menschen, gaben auch jetzt durch ihr Geschrey und Heulen die Anzeigen von einem Erdbeben, und vermehrten die Schrecken der Landbewohner. Die Stöße waren zwar kurz, aber desto heftiger, und einige Häuser wurden zerrissen. Eine Stunde später wurden auch die Hütten der Negern in den Städten über den Haufen geworfen, und mehrere todtgeschlagen.

Merkwürdig war das Ereigniß zu Martinique bey dem Erdbeben zu Lissabon. Es ist bekannt, daß dieses Erdbeben am 1sten November 1755 sich sehr weit erstreckte, und nicht nur in Afrika, in dem Königreiche Fez und Marokko, sondern auch in Gibraltar bis nach Dänemark hin verspürt wurde. An dem nämlichen Tage stieg bey Martinique plötzlich das Meer, ohne daß ein Wind oder eine Springfluth vorangieng, und überschwemmte zu drey verschiedenen Malen die Burg Trinité. Der Unterschied zwischen dem Erdbeben zu Lissabon und der Ueberschwemmung zu Martinique beträgt vier Minuten; und wenn diese Bewegung sich bloß den Wassern mittheilte, so machte das Wasser sechzehnhundert Französische Meilen in vier Minuten.

Der Berg Pelee, drey Meilen nordwest von Saint-Pierre, ist zwar nicht so hoch, daß Schnee und Eis auf seinem Gipfel liegt, allein er ist doch immer mit Wolken bedeckt, und scheint sein Daseyn dem Feuer zu verdanken. Auf dem schwarzen, nackenden, unfrucht-

baren Felsen wächst auch kein Grasspitzchen, und er giebt eine furchtbare Ansicht. Auf seinem Gipfel ist ein See, der mit dem Innern in keiner Verbindung steht, sondern bloß ein Behälter des Wassers zu seyn scheint, das die Wolken hier beständig ausgießen. Nach der Tradition war ehemals hier ein Vulkan, der aber jetzt ausgebrannt ist; indessen scheint das Feuer bloß unter der Asche zu glimmen, und scheint der Grund von dem Erdbeben zu seyn. Das warme Wasser, welches an der Seite von Precheur herunter fließt und nach dem Meere geht, beweist das Daseyn von Schwefelschichten und Feuer.

Noch trifft man mehrere warme Quellen in der Ebene von Lamentin an; einige sind zwar vom Meere bedeckt, aber zur Ebbezeit kann man doch zu denselben kommen, und sie beweisen unstreitig das Daseyn eines unterirdischen Feuers auf der Insel.

Mehrere Inseln unter den Antillen enthalten in ihrem Schooße dergleichen große Feuerheerde, die zwar die Menschen in Furcht setzen, aber doch auch wieder dadurch sie sichern, daß die Flammen einen Ausgang haben. Ueberhaupt kann man die Antillischen Inseln einen Archipel nennen, der aus mehr als dreyhundert und sechzig großen und kleinen Inseln besteht, die bloß Trümmern eines großen Landes sind, das von außen durch das Meer, und von innen durch das Feuer untergraben wurde.

Auf den fruchtbaren, und unter einem glücklichen Klima liegenden Inseln findet man keine Spur der ersten Bewohner mehr; ein rother Karaibe ist jetzt eine Seltenheit. Die ersten Niederlassungen in diesen Gegenden wurden mit dem Blute einer schwachen, unglücklichen Menschenrasse gegründet, und mit dem

Verluste der Freyheit einer andern verbessert. Um sich des Besitzes ganz zu versichern, mußte man die ersten Bewohner ganz ausrotten, und um den Besitz zu benutzen, mußte man einer andern, die mehr als fünfzehnhundert Französische Meilen entfernt ist, die Sklavenfesseln anlegen. So verlangt also das Glück von Europa die Vernichtung der Amerikaner, und das Unglück der Afrikaner. Das traurige Andenken der ersten, und der zerreißende Anblick der letzten machen mit dem Europäischen Glanz den auffallendsten Kontrast, und bleiben für letztern ein ewiger Vorwurf; und selbst der Tod, den ihre Begierde in Amerika findet, kann ihr Verbrechen, dessen sie sich schuldig gemacht haben, nicht auslöschen. Nun, da sie kein fremdes Blut mehr haben, ihre Mordbegierde abzukühlen, kehren sie die Waffen gegen sich selbst, Uneinigkeiten und Blutbäder reißen bey ihnen ein, und die englischen Güterbesitzer, die von ihren Brüdern gemordet werden, sind eben so viele Opfer, die den Manen der unglücklichen Amerikaner gebracht werden. Im fünfzehnten Jahrhunderte fingen die Spanier zuerst an die Bewohner dieser Inseln zu morden, und im achtzehnten Jahrhundert suchten die Engländer sie vollends zu vertilgen.

Im Jahre 1660 übergaben die Engländer mit den Franzosen einverstanden, den kleinen Rest der Karaiben, die den vorhergehenden Blutbädern entgangen waren, die Insel Dominique und Saint-Vincent. Sie betrachteten also etwas als ihr Eigenthum, das ihnen gar nicht gehörte, und verjagten die rechtmäßigen Besitzer von ihrem Eigenthume. Ein großer Theil dieser Unglücklichen flohe nach Saint-Vincent, und verband sich in der Folge mit einer Anzahl

zahl von Schwarzen. Die Tradition nennt diese Schwarzen Afrikaner, welche bei dieser Insel Schiffbruch litten, sich die Schiffsoffiziere vom Halse schafften, und von den Karaiben freundschaftlich aufgenommen wurden. Bald wurden, man weiß nicht aus welchem Grunde, die Schwarzen mit den Weißen uneinig, und die Franzosen auf Martinique reizten und unterhielten die Uneinigkeit. Die Schwarzen waren stark und wild, und unterstützt durch den Rath der Franzosen, hatten sie die Rothen bald ausgerottet oder verjagt. So wurde denn der schwarze Karaibe, der sich von dem Negersklaven durch nichts als die platte Stirne auszeichnet, Besitzer dieser Länder und genoß Freiheit, Privilegien und alle Rechte, die dem rothen Karaiben gehörten, die ihm aber die Europäer zugestanden, weil er sich mit ihnen in einerlei Falle befand, und beide Usurpators waren. So blieben sie ohne irgend einen Widerspruch im ruhigen Besitze ihrer Gerechtsame, bis der König von England sich einbildete, er habe das Recht, alles was er im neuen Kontinent erobere, als sein Eigenthum zu betrachten, und so geriethen denn auch diese armen schwarzen Karaiben in den Fall, daß man sie als Usurpatoren betrachtete. Man hatte allerlei Vorwände, sie von ihrem Eigenthume zu verjagen, sie nahmen nähmlich die Maronennegern*) auf, sie ließen das fruchtbarste Land unbebaut liegen, und selbst im Jahre 1533, wo König Heinrich VIII. Anna von Boulen heurathete, und vom Pabst in den Bann gethan wurde, waren diese Un-

*) Entflohene Negersklaven.

glücklichen noch nicht getäuft; und so war der Untergang dieser Unglücklichen beschloßen.

Der Chevalier Young, Gouverneur von Dominique, ein Mann, der durch seine Reisen sich viel Kenntnisse erworben hatte, versammelte die nächsten Englischen Truppen, und marschirte gegen Saint-Vincent. Der heftige Widerstand, den die Karaiben hier leisteten, machte die Engländer zaghaft, und sie baten daher die Regierung von Martinique, ihren Feinden kein Pulver und keine Flinten zu schicken; allein sie erhielten die Antwort, alles, was zum Handelsverkehr gehörte, könnten sie nicht aufheben. Die Englischen Schaluppen wurden bei der Landung überfallen und versenkt, und dann zogen sich die Karaiben in die dicken Wälder zurück, wo sie unsichtbar tödtliche Pfeile auf die Engländer schossen, die sich nicht trauten, sie in dem Dickicht zu verfolgen. Die Karaiben führten zwar Flinten, allein die Franzosen verkaufen ihnen nur sehr schlechte, weil sie es nicht verstehen; und diese nutzen ihnen weniger als die Pfeile, mit denen sie sehr gut umzugehen wissen. Diese Pfeile bestehen aus einem dünnen geraden Stückchen Rohr, vier bis fünf Fuß lang, an das vorne ein Stückchen sehr hartes Holz, sechs Zoll lang, mit einer zierlichen Schnur befestigt wird. Dieses Stückchen Holz ist piramidenfärbig, und die Ecken sind gezahnt, und haben äußerst scharfe Spitzen, die leicht abbrechen. Viele dieser Spitzen bleiben mehrentheils in der Wunde, wenn man den Pfeil herauszieht, und was nicht abbricht zerreißt die Wunde desto schmerzhafter. Dieses Holz ist mit einer gummiartigen schwarzen Masse überzogen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Masse aus dem Safte des Mancenillenbaums besteht.

Doch mehr als diese mörderischen Waffen wirkte die unerträgliche Hitze; der Feind, den man verfolgte, war stets auf seiner Hut, in Wäldern versteckt, und im Besitz der Quellen. Hierzu kam noch ein Gerücht, daß die Karaiben diese Quellen vergifteten, und dies verbreitete unter den Engländern ein allgemeines Schrecken. Zaghaft zogen sie sich vor den Karaiben zurück, als der Friede 1772 den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Die Friedensartikel sind freylich so, daß sie vor ihrem künftigen Untergange nicht gesichert sind, und ihre undurchdringlichen Wälder waren allein ihre einzige Sicherheit; allein da sie bey dem Frieden zugestanden, daß Wege eröffnet wurden, so erleichterten sie dadurch auch ihren Feinden den Transport von Kriegsmunition, und es ist nun leicht auch diese letzte Klasse der Karaiben auszurotten.

Da die Karaiben Freunde der Franzosen sind, so kommen sie mehrentheils im Winter nach Martinique; um Tauschhandel zu treiben. Sie bringen Körbe, Hamaks von Aloe, Schnuren von Pite, Bogen und Pfeile, und tauschen dagegen Pulver, Flinten und Brandwein ein. So oft sie kommen, schicken sie Abgeordnete an den Gouverneur und den Intendanten um ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Im Jahre 1772 sah ich eine solche Gesandtschaft, deren Aufführer ein altes gesticktes Scharlachkleid und einen alten Bordenhut trug, übrigens aber ganz nackend war. Er sprach ziemlich lebhaft, und trank dann die Gesundheit aller Anwesenden.

Ihre Fahrzeuge bestehen aus einem ausgehöhlten Baume, man nennt sie Pirogen und sie werden durch Segel und Pagaien getrieben. Diese Pagaien

sind eine Art Ruder, drey bis vier Fuß lang, die man aber nicht horizontal sondern vertikal bewegt, um das Fahrzeug fortzutreiben. Die Karaiben sind vortreffliche Schwimmer, und stürzt auch das Fahrzeug um, so richten sie es schwimmend bald wieder auf.

Zugabe.

I.

Allgemeine Uebersicht der Insel Martinique.

Die Insel Martinique ist nächst der (jetzt beynahe ganz verlornen) Insel St. Domingo die wichtigste und reichste von den Französischen Antillen. Sie liegt unter 14 33′ nördl. Breite und 63 18′ westl. Länge von Paris (316 42′ östliche Länge von Ferro) und ist von der Nordwestspitze bis zur Südostspitze 19 Französische Meilen lang, hat in ihrer größten Breite 9 Französische Meilen, und im Umfange, die Buchten mitgerechnet, 56 Französische Meilen.

Diese Insel hieß bey ihren Urbewohnern, den Karaiben in ihrer Landessprache: Madiana.*) Die Spanier, welche sie entdeckten, legten ihr den Na-

*) Nach Andern Madanina. (M. s. Labat's Reisen im XVII. Bde der Allg. Hist. d. Reisen. S. 495.

men bey, den sie noch jetzt führt. Im Jahr 1635 nahmen die Franzosen von St. Christoph aus Besitz von dieser Insel, und behaupteten sich bisher darin, ob sie ihnen gleich schon einige Male im Kriege entrissen ward, wurde sie ihnen beym Friedensschlusse immer wieder zurückgegeben.

Sie ist bis auf die Küsten beynahe ganz mit Bergen von 1200 bis 1500 Toisen Höhe bedeckt, zwischen welchen sich schauerliche Abgründe und Schluchten befinden. Dennoch ist der Boden überall ungemein fruchtbar, doch klagt man darüber, daß er nach und nach erschöpft werde, und daß seine Ergiebigkeit abnehme.

Die Insel ist auch wohl bewässert; denn man zählt der Küstenflüsse und Bäche über vierzig.

Einen andern Vortheil gewähren ihr die vielen Buchten und kleinen Baien, mit welchen sie umgeben ist, und welche hier Culs de sac (Sacklöcher, Sackböden) genannt werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

2.

Volkszahl und Viehbestand.

Die Insel Martinique zählte im Jahre 1700

a) Einwohner:

Weiße	6579	21670
Mulaten, Frey-Negern, Karaiben	507	
Negersklaven	14,566	

b) Viehbestand:

Pferde, Maulthiere und Esel	3668	12885
Hornvieh	9217	

Im Jahre 1767 lebten in 28 Kirchspielen:

Weiße	12,450	85,260
Mulatten und Frey-Negern	1814	
Negersklaven	70,553	
Maronen, oder flüchtige Neg.	443	

Der Viehbestand war in demselben Jahre:

Pferde	3776	35,178
Maulthiere	4214	
Esel	293	
Hornvieh	12,376	
Schweine	975	
Schafe und Ziegen	13,544	

Die Bevölkerung bestand im Jahre 1779 (nach Nekkers Angabe) in

Weißen = = =	11,619	85,779
Mulatten und Frey=Negern	2892	
Negersklaven = =	71,268	

Im Jahre 1784 zählte man:

Weiße = = =	10,150	82,220
Mulatten und Frey=Negern	3472	
Maronen = =	282	
Negersklaven = =	68,316	

Die Zählung vom Jahre 1788 gab:

Weiße = = =	10,603	88,870
Mulatten und Frey=Negern	4851	
Negersklaven = =	73,416	

(Die Zahl der Mulatten und Negern hatte also zugenommen, während die der Weißen verhältnißmäßig sehr beträchtlich abgenommen hatte.)

Jetzt schätzt man die Zahl der sämmtlichen Bewohner dieser Insel auf 100,000.

Anbau und Viehbestand.

Im Jahre 1784 zählte man hier:

Zuckermühlen und Plantagen = = =	305
Wassermühlen = = = = =	134
Thiermühlen = = = = = =	169
Windmühlen = = = = = =	16
Quadrate von Zuckerrohrpflanzungen =	12,401
Kaffe=, Baumwollen=, Kakao= und Lebensmittelplantagen = = =	1793

Zum Lebens-unterhalt.	Maniokgruben =	17,930,596
	Bananasbäume =	3,509,048
	Quadrate mit Yamswurzeln und Pataten bepflanzt	406½

An Vieh fand man auf dieser Insel:

Pferde, alte und junge = =	2205	Stücke.
Rindvieh = = = = =	8681	—
Schaafe, Ziegen und Schweine =	12,434	—
Esel = = = = =	209	—
Maulthiere und Maulesel = =	4,773	—

Man kann die Eigenthumsbesitzer auf dieser Insel in vier Klassen theilen:

1) Die Besitzer der großen Zuckerplantagen, die zusammen etwa 12,000 Negern beschäftigen.

2) und 3) Die Besitzer der mittlern und kleinern Zuckerplantagen mit ungefähr 9000 und 2000 Negern.

4) Die Besitzer der Kaffee-, Kakao-, Baumwollen- und Maniokplantagen, mit etwa 12,000 Negern.

Die übrigen Negern werden zum Hausdienste, zum Fischfange und zur Sifffahrt gebraucht.

Der Krieg hat dieser Insel großen Schaden gethan und ihren Handel sehr zerrüttet. Nur der Friede kann seine Wiederherstellung bewirken.

3

Handel von Martinique.

Die Hauptprodukte der Insel Martinique sind: Kaffee, Zucker, Baumwolle und Indigo.

Der hiesige Zucker, ob er gleich sehr schön ist, wird doch nicht für so gut gehalten als der von St. Domingo; hingegen ist der Kaffee von Martinique weit besser als der von St. Domingo; ob dies von der Verschiedenheit des Bodens, oder davon herrührt, daß der Kaffee schon früher hieher verpflanzt wurde? Diese Verpflanzung geschah im Jahre 1726, indem Hr. Declieux Kaffeepflanzen dahin brachte, die er aus dem königlichen Garten erhalten hatte, wohin sie von der Ostindischen Kompagnie geschenkt worden waren.

Die Ausfuhr dieser Kolonie nach Frankreich betrug im Jahre 1788

	Quantität		Werth	
Rohzucker	18,795	Ctr.	686,000	Liv.
Gereinigter Zucker	137,945	=	8,027,000	=
Hutzucker	119,453	=	5,049,000	=
Kaffee	68,161	=	8,315,000	=
Baumwolle	11,550	=	2,355,000	=
Indigo	10	=	10,000	=
Verschiedene andere Produkte			675,000	=
		Summe	25,640,000	Liv.

An Fremde wurden verkauft, Waaren für:		7,617,000 Liv.
	Totalsumme	33,357,000 Liv.

Dagegen wurden eingeführt:

Aus Frankreich, an Französ. Produkten und Waaren für		15,133,000 Liv.
Von Fremden und an fremden Waaren für		9,198,000 =
	Summe	24,331,000 Liv.

Ueberschuß zu Gunsten von Martinique 9,026,000 Liv.

In demselben Jahre beschäftigte der Transport der Waaren hin und her zwischen Frankreich und Martinique 136 Schiffe, zusammen 23,736 Tonnen.

Die drey vorzüglichsten Häven der Insel sind: Fort-Royal (nachmals: Fort-Libre oder Fort-National — Saint-Pierre und Trinité. — Außer diesen drey Hauptorten giebt es hier noch 17 Flecken und Dörfer.

Saint-Pierre ist der Mittelpunkt des hiesigen Handels. Diese Stadt hat 1800 Häuser.

Inhalt
von
Perrin du Lacs Reise.

Erstes Kapitel. Abreise von Bourdeaux: Sandbank von Terre-Neuve; Fang des Stockfisches. Ankunft in der Bay von Sandy-Hook. . Seite 5

Zweytes Kapitel. Neu-York, Spatziergänge. Oeffentliche Gebäude. Märkte. Gelbes Fieber — 8

Drittes Kapitel. Handel von Neu-York . — 16

Viertes Kapitel. Gottesdienst. Sitten. Erziehung. . . . . — 19

Fünftes Kapitel. Newark. Umgebungen von Newark; Wasserfälle des Flusses Paissac. Ausflug nach New-Jersey, Elisabeth. Kreolenweiber . . . . — 21

Sechstes Kapitel. Brunswick. Trenton Hauptstadt von Jersey. Ankunft zu Philadelphia. . — 26

Siebentes Kapitel. Leichenbegängnisse . — 30

Achtes Kapitel Beschreibung von Philadelphia. Oeffentliche Gebäude, Banken, Bibliothek, Schauspielhaus u. s. f. Hospital, Armenhaus. . . . . — 32

Neuntes Kapitel. Quäcker, Methodisten, Anabaptisten, Mährische Brüder. . . . — 39

Zehntes Kapitel. Wilmington; Besuch bey einem durch Liebe verrückt gewordenen Menschen. Chesapeak-Bay. Baltimore. . . — 46

Eilftes Kapitel. Bundesstadt. Georg-Town. . . . . — 54

Zwölftes Kapitel. Congreß; Mont-Vernon, Bethlehem. . . . . . . — 58

Dreyzehntes Kapitel. Charakter, Sitten und Gebräuche der amerikanischen Völkerschaften in den Provinzen an der See. . . Seite 62

Vierzehntes Kapitel. Amerikanische Damen — 66

Funfzehntes Kapitel. Abreise von Louisiana; Lancaster, Versammlung der Staaten von Pensylvanien. . . . . . . — 70

Sechzehntes Kapitel. Harrisburgh; Susquehana; Carlisle; Gebürge von Kituckluny und Sedling; Bedford; Gebürge von Alleghani. — 75

Siebzehntes Kapitel. Greensburgh, Pittsbourgh, die Flüsse Alleghani und Monogahela. Steinkohlengruben. . . . . . — 81

Achtzehntes Kapitel. Auswanderungen aus den nördlichen Provinzen von Louisiana. Weeling. Marieta. Galliopolis. . . . — 86

Neunzehntes Kapitel. Bewohner des hintern Virginiens und der westlichen Staaten. Oberster Brown, Chellicothée. Salzquellen. — 91

Zwanzigstes Kapitel. Abreise von Galliopolis; Limestone, Cincinnati, Frankfort, Lexington, Versailles, Louisville, Fälle des Ohio; indianische Hütte, große Höhle, Fort Massac, Wilkinsonville. . . . . . . — 96

Ein und zwanzigstes Kapitel. Eingang des Mississippi. Gefährliche Schifffarth darauf. Sein reißender Lauf. Sainte-Genevieve. Ursachen der Gründung desselben. Charakter der Einwohner. Pedorias, zu Sainte-Genevieve wohnend. . . . . . — 103

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Chawanons; Ihre Verehrung des höchsten Wesens. Strafe einiger Gefangenen. Todesgesang eines ihrer Anführer, Koketterie der Mädchen. Ihre Ehen. . . . . . . — 106

Drey und zwanzigstes Kapitel. Saint-Louis, die Hauptstadt des obern Louisiana. Ursachen ihrer Gründung. St. Charles. Florissant. Vereinigung des Missouri und Missisippi. Videpoche. = = = = Seite 119

Vier und zwanzigstes Kapitel. Handel mit Pelzwerk. Reise nach dem obern Missouri. Ankunft bey den Kancès. Traite. (Handel mit den Wilden,) Ottotatocks; große Panis; Mahas, Poneas. Ankunft in dem weißen Flusse. Chaguyennes, Reise nach Saint-Louis = = = = = = = — 123

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Handel der Engländer in Nordamerika. Was die sogenannte traite ist? Handel Louisiana's auf dem Missouri. Pelzwerk, welches jede Nation liefert. = = = = = = = — 140

Sechs und zwanzigstes und Sieben und zwanzigstes Kapitel. Regierung des obern Louisiana. Ausschließende Privilegien — 145

Acht und zwanzigstes Kapitel. Ueber einige Naturprodukte Louisiana's. = = — 147

Neun und zwanzigstes Kapitel. Wilde Völkerschaften am obern Missouri. = = — 160

Dreyßigstes Kapitel. Glaube der Wilden. Ihr Gottesdienst, ihre heiligen Gebräuche, ihre Ceremonieen beym Tode eines Anverwandten, wie sie beerdigt werden. = = = — 166

Ein und dreyßigstes Kapitel. Sitten der Wilden am obern Missouri. Beyspiel von Gerechtigkeit, ausgeübt von den Sioux gegen einen ihrer größten Anführer. = = = — 175

Zwey und dreyßigstes Kapitel. Innere Lebensweise der Wilden. Beschäftigungen der Weiber. = = = = = = = — 183

Drey und dreyßigstes Kapitel. Krieg der Wilden, Art ihn zu führen. Rückkehr einer

siegenden Parthey. Tanz der Chevelûres. Ihre ausschweifende Traurigkeit nach einer Niederlage. Züge von Muth und Kaltblütigkeit. — 187
Vier und dreyßigstes Kapitel. Friede der Wilden. Feyerlichkeiten dabey. — 204
Fünf und dreyßigstes Kapitel. Tanz des Calûmet. — 210
Sechs und dreyßigstes Kap. Sonnentanz. — 216
Sieben und dreyßigstes Kap. Ochsentanz. — 220
Acht und dreyßigstes Kapitel. Kleidung, Wohnung, Temperament und Körperbeschaffenheit der Wilden am obern Missouri. Ihre Waffen. — 222
Neun und dreyßigstes Kapitel. Liebe und Heirath der Wilden. — 230
Vierzigste und Ein und Vierzigstes Kapitel. Abreise aus dem obern Louisiana. Cap Girardot. Neu-Madrid. Fort, Ecores genannt. — Fluß und Dorf des Arkansas; Natchez; Roche à Davion oder Wilkinsonville; Fluß und Niederlassung von Washita; Monopole der spanischen Commandanten. — 236
Zwey und Vierzigstes Kapitel. Nachitoches. Baton-rouge; Pointe-coupé; Acadier; Ufer der Deutschen; Atakapas und Apelusas. Bau des Indigo, ersetzt durch den des Zuckers. — 243
Drey und Vierzigstes Kapitel. Ankunft in Neuorleans; la Salle; Iberville; Niederlassung von Neuorleans. Abtretung von Louisiana an Herrn de Crozat. Ueberlassung an Spanien; Erbauung, Bevölkerung, Polizey von Neuorleans; Seine Regierung. Sitten und Gebräuche der Einwohner — 243
Vier und Vierzigstes Kapitel. Handels-Uebersicht und Einkünfte von Louisiana. — 252
Fünf und Vierzigstes Kapitel. Sklaverey, Freye Neger. Mulatten. — 257
Sechs und Vierzigstes Kapitel. Betragen, welches man gegen die Wilden zu beobachten hat, deren Freundschaft man sucht. — 260
Sieben und Vierzigstes Kapitel. Vortheile des Bodens von Louisiana für Frankreich und diejenigen, welche es seiner Marine bringen kann. — 262
Acht und Vierzigstes Kapitel. Handelsvortheile. Handel mit Pelzwerk. Mittel, in den See Owinipike zu gelangen. — 264
Neun und Vierzigstes Kapitel. Abreise von Neu-Orleans. Fort Plaquemine, erbaut von Herrn Carondelet. Fort Bourbon; la

Balise, Pilote-Major. Ausschließendes Privilegium. . . . . — 268
Anhang. Louisiana in politischer Hinsicht betrachtet — 271
Gründe, welche den Verkauf von Louisiana haben veranlassen können. . . . . . — 276
Leben des Amerikanes, George Auguste Bowles. — 280
Kurze Beschreibung des Zuckerrohrs und der Bereitung des Zuckers. . . . . — 295

Inhalt

der Reise nach Martinique.

Erstes Kapitel. Bemerkungen über die Hauptorte von Martinique, und über den Widerstand, den diese Insel einem Feinde leisten kann. Seite 309
Zweytes Kapitel. Von einigen politischen Begebenheiten, welche sich auf dieses Werk beziehen. . . . . — 319
Drittes Kapitel. Landplagen mit denen nicht nur Martinique, sondern auch die andern Inseln heimgesucht werden. . . . — 328
Viertes Kapitel. Einige Bemerkungen über die Negern. . . . . . . — 337
Fünftes Kapitel. Anbau der Ländereien in der Kolonie. — Schwierigkeiten eine neue Methode einzuführen wegen des Handels. — Gegenseitige Klagen der Kaufleute und der Kolonisten — 343
Sechstes Kapitel. Allgemeine physische Bemerkungen über Martinique. — Ansteckende Krankheiten und ihre Ursache. — Ausrottung der Karaiben. . . . . — 346

Zugabe.

1. Allgemeine Uebersicht der Insel Martinique. — 357
2. Volkszahl und Viehbestand. . . . . — 359
3. Handel von Martinique. . . . . — 362

47

AR

von

46 S S C

*

und ber

nzen Um

Inhalt
von
Perrin du Lacs Reise.

Erstes Kapitel. Abreise von Bourdeaux: Sandbank von Terre-Neuve; Fang des Stockfisches. Ankunft in der Bay von Sandy-Hook. . Seite 3

Zweytes Kapitel. Neu-York, Spatziergänge. Oeffentliche Gebäude. Märkte. Gelbes Fieber — 8

Drittes Kapitel. Handel von Neu-York . — 16

Viertes Kapitel. Gottesdienst. Sitten. Erziehung. . . . . — 19

Fünftes Kapitel. Newark. Umgebungen von Newark; Wasserfälle des Flusses Paissac. Ausflug nach New-Jersey, Elisabeth. Kreolenweiber . . . . — 21

Sechstes Kapitel. Brunswick. Trenton Hauptstadt von Jersey. Ankunft zu Philadelphia. . — 26

Siebentes Kapitel. Leichenbegängnisse . — 30

Achtes Kapitel Beschreibung von Philadelphia. Oeffentliche Gebäude, Banken, Bibliothek, Schauspielhaus u. s. f. Hospital, Armenhaus. . . . . — 32

Neuntes Kapitel. Quäcker, Methodisten, Anabaptisten, Mährische Brüder. . . — 39

Zehntes Kapitel. Wilmington; Besuch bey einem durch Liebe verrückt gewordenen Menschen. Chesapeak-Bay. Baltimore. . . — 46

Eilftes Kapitel. Bundesstadt. Georg-Town. . . . . — 54

Zwölftes Kapitel. Congreß; Mont-Vernon, Bethlehem. . . . . . . — 58

Dreyzehntes Kapitel. Charakter, Sitten und Gebräuche der amerikanischen Völkerschaften in den Provinzen an der See. . . Seite 62
Vierzehntes Kapitel. Amerikanische Damen — 66
Funfzehntes Kapitel. Abreise von Louisiana; Lancaster, Versammlung der Staaten von Pensylvanien. . . . . . . — 70
Sechzehntes Kapitel. Harrisburgh; Susquehana; Carlisle; Gebürge von Kituckfuny und Sedling; Bedford; Gebürge von Alleghani. — 75
Siebzehntes Kapitel. Greensburgh, Pittsbourgh, die Flüsse Alleghani und Monogahela. Steinkohlengruben. . . . . . — 81
Achtzehntes Kapitel. Auswanderungen aus den nördlichen Provinzen von Louisiana. Weeling. Marieta. Galliopolis. . . . — 86
Neunzehntes Kapitel. Bewohner des hintern Virginiens und der westlichen Staaten. Oberster Brown, Chellicothée. Salzquellen. — 91
Zwanzigstes Kapitel. Abreise von Galliopolis; Limestone, Cincinnati, Frankfort, Lexington, Versailles, Louisville, Fälle des Ohio; indianische Hütte, große Höhle, Fort Massac, Wilkinsonville. . . . . . . — 96
Ein und zwanzigstes Kapitel. Eingang des Mississippi. Gefährliche Schifffarth darauf. Sein reißender Lauf. Sainte - Genevieve. Ursachen der Gründung desselben. Charakter der Einwohner. Pedorias, zu Sainte-Genevieve wohnend. . . . . . . — 103
Zwey und zwanzigstes Kapitel. Chawanons; Ihre Verehrung des höchsten Wesens. Strafe einiger Gefangenen. Todesgesang eines ihrer Anführer, Kokelterie der Mädchen. Ihre Ehen. . . . . . . — 106

Drey und zwanzigstes Kapitel. Saint-Louis, die Hauptstadt des obern Louisiana. Ursachen ihrer Gründung. St. Charles. Florissant. Vereinigung des Missouri und Mississippi. Videpoche. = = = = Seite 119

Vier und zwanzigstes Kapitel. Handel mit Pelzwerk. Reise nach dem obern Missouri. Ankunft bey den Kancès. Traite. (Handel mit den Wilden,) Ottotatocks; große Panis; Mahas, Poncas. Ankunft in dem weißen Flusse. Chaguyennes, Reise nach Saint-Louis = = = = = = = — 123

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Handel der Engländer in Nordamerika. Was die sogenannte traite ist? Handel Louisiana's auf dem Missouri. Pelzwerk, welches jede Nation liefert. = = = = = = = — 140

Sechs und zwanzigstes und Sieben und zwanzigstes Kapitel. Regierung des obern Louisiana. Ausschließende Privilegien — 145

Acht und zwanzigstes Kapitel. Ueber einige Naturprodukte Louisiana's. = = — 147

Neun und zwanzigstes Kapitel. Wilde Völkerschaften am obern Missouri. = = — 160

Dreyßigstes Kapitel. Glaube der Wilden. Ihr Gottesdienst, ihre heiligen Gebräuche, ihre Ceremonieen beym Tode eines Anverwandten, wie sie beerdigt werden. = = = — 166

Ein und dreyßigstes Kapitel. Sitten der Wilden am obern Missouri. Beyspiel von Gerechtigkeit, ausgeübt von den Sioux gegen einen ihrer größten Anführer. = = = — 175

Zwey und dreyßigstes Kapitel. Innere Lebensweise der Wilden. Beschäftigungen der Weiber. = = = = = = = — 183

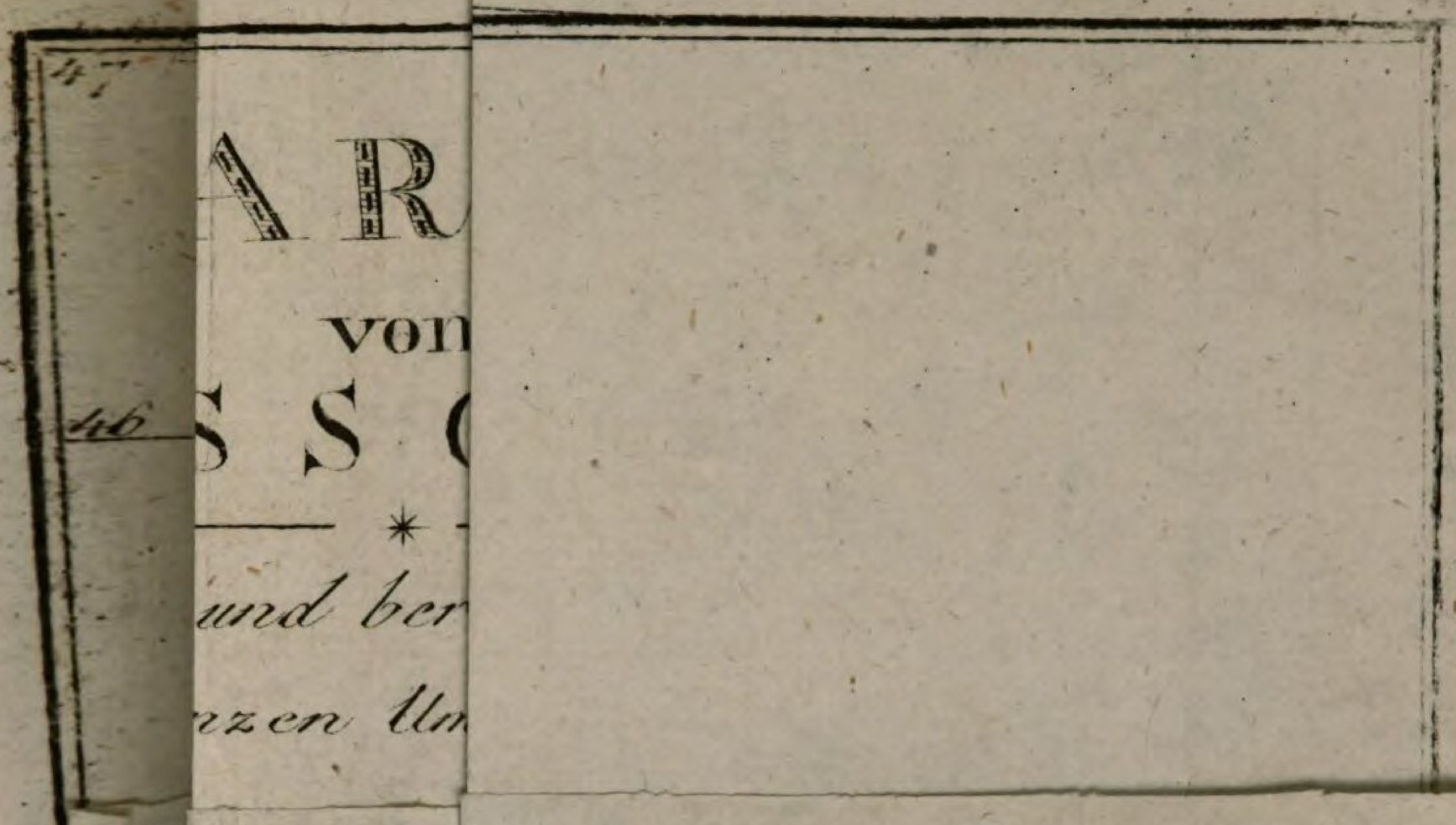
Drey und dreyßigstes Kapitel. Krieg der Wilden, Art ihn zu führen. Rückkehr einer

siegenden Parthey. Tanz der Chevelüres. Ihre ausschweifende Traurigkeit nach einer Niederlage. Züge von Muth und Kaltblütigkeit. — 187
Vier und dreyßigstes Kapitel. Friede der Wilden. Feyerlichkeiten dabey. = = — 204
Fünf und dreyßigstes Kapitel. Tanz des Calumet. = = = = = = — 210
Sechs und dreyßigstes Kap. Sonnentanz. — 216
Sieben und dreyßigstes Kap. Ochsentanz. — 220
Acht und dreyßigstes Kapitel. Kleidung, Wohnung, Temperament und Körperbeschaffenheit der Wilden am obern Missouri. Ihre Waffen. = = = = = = = — 222
Neun und dreyßigstes Kapitel. Liebe und Heirath der Wilden. = = = = — 230
Vierzigste und Ein und Vierzigstes Kapitel. Abreise aus dem obern Louisiana. Cap Girardot. Neu-Madrid. Fort, Ecores genannt. — Fluß und Dorf des Arkansas; Natchez; Roche à Davion oder Wilkinsonville; Fluß und Niederlassung von Washita; Monopole der spanischen Commandanten. = — 236
Zwey und Vierzigstes Kapitel. Nachitoches. Baton-rouge; Pointe-coupé; Acadier; Ufer der Deutschen; Atakapas und Apelusas. Bau des Indigo, ersetzt durch den des Zuckers. — 243
Drey und Vierzigstes Kapitel. Ankunft in Neuorleans; la Salle; Iberville; Niederlassung von Neuorleans. Abtretung von Louisiana an Herrn de Crozat. Ueberlassung an Spanien; Erbauung, Bevölkerung, Polizey von Neuorleans; Seine Regierung. Sitten und Gebräuche der Einwohner = = = = 248
Vier und Vierzigstes Kapitel. Handels-Uebersicht und Einkünfte von Louisiana. = — 252
Fünf und Vierzigstes Kapitel. Sklaverey, Freye Neger. Mulatten. = = = — 257
Sechs und Vierzigstes Kapitel. Betragen, welches man gegen die Wilden zu beobachten hat, deren Freundschaft man sucht. = = — 260
Sieben und Vierzigstes Kapitel. Vortheile des Bodens von Louisiana für Frankreich und diejenigen, welche es seiner Marine bringen kann. = = = = = = — 262
Acht und Vierzigstes Kapitel. Handelsvortheile. Handel mit Pelzwerk. Mittel, in den See Owinipike zu gelangen. = = = — 264
Neun und Vierzigstes Kapitel. Abreise von Neu-Orleans. Fort Plaquemine, erbaut von Herrn Carondelet. Fort Bourbon; la

Bälise, Pilote-Major. Ausschließendes Privilegium. . . . . . . — 268
Anhang. Louisiana in politischer Hinsicht betrachtet — 271
Gründe, welche den Verkauf von Louisiana haben veranlassen können. . . . . . — 276
Leben des Amerikanes, George Auguste Bowles. — 280
Kurze Beschreibung des Zuckerrohrs und der Bereitung des Zuckers. . . . . — 295

Inhalt
der Reise nach Martinique.

Erstes Kapitel. Bemerkungen über die Hauptorte von Martinique, und über den Widerstand, den diese Insel einem Feinde leisten kann. Seite 309
Zweytes Kapitel. Von einigen politischen Begebenheiten, welche sich auf dieses Werk beziehen. . . . . — 319
Drittes Kapitel. Landplagen mit denen nicht nur Martinique, sondern auch die andern Inseln heimgesucht werden. . . . — 328
Viertes Kapitel. Einige Bemerkungen über die Negern. . . . . . . — 337
Fünftes Kapitel. Anbau der Ländereien in der Kolonie. — Schwierigkeiten eine neue Methode einzuführen wegen des Handels. — Gegenseitige Klagen der Kaufleute und der Kolonisten — 343
Sechstes Kapitel. Allgemeine physische Bemerkungen über Martinique. — Ansteckende Krankheiten und ihre Ursache. — Ausrottung der Karaiben. . . . . — 346
Zugabe.
1. Allgemeine Uebersicht der Insel Martinique. — 357
2. Volkszahl und Viehbestand. . . . . — 359
3. Handel von Martinique. . . . . — 362


47
AR
von
46
S S C
und ber
nzen Um

(6220) K 30.000-

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Perrin du Lac, François Marie, / Ehrmann, Theophil Friedrich, / Romanet, Joseph,

Perrin du Lac's Reise in die beyden Louisianen unter die wilden Vö lkerschaften am Missouri, durch die vereinigten Staaten und die Provinzen am Ohio, in den Jahren 1801, 1802, und 1803 nebst einer Darstellung der Sitten, der Lebensweise, des Charakters und der religiösen und bü

Wien 1807

It.coll. 225 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466066-1